

UHU



Das

neue Ullstein

Magazin

Ullstein

AQUAVIT

MARKE MALTESERKREUZ



MUSS MIT
DEM WEISSEN KREUZ



AUF ROTEM GRUNDE
VERSEHEN SEIN



**DE DANSKE
SPRITFABRIKKER**
AALBORG-KOPENHAGEN
G. M. B. H.
BERLIN-CHARLOTTENBURG
ILSENBURGER STR. 15

12



or

DIE REEMTSMA-CIGARETTE CAVALLA

BRINGT DURCH EIN BESONDERES
MISCHUNGSVERHÄLTNIS DIE GANZE
RASSE REINER CAVALLA-TABAKE ZUR
AUSWIRKUNG, VOR ALLEM DAS SÜSSE
UND VOLLE AROMA, DAS DIESE EDLEN
TABAKE AUS SICH HERAUS ENTWICKELN
KÖNNEN.

**REEMTSMA A.-G.
ALTONA-BAHRENFELD**



Kaue
Audax

AUDAX
PFEFFERMINZ * CITRONE * HUSTEN-AUDAX

Rezept für Deutsche:
Einstweilen „Audax“ kauen,
Vertrauensvoll in die Zukunft schauen

U
CIB

Vorrätig in den einschlägigen Geschäften
sonst Probesendung gegen Gm. 1.- durch
Exnerwerk A.G., Königstein-Elbe, Pharm. Abt.



Bühlerhöhe. Am 20. Dezember d. J. hat wieder das auf 800 m Höhe, aber nur 40 Minuten von Baden-Baden gelegene „Kurhaus Bühlerhöhe“ seine Tore fröhlichem Sport- und Kurbetriebe geöffnet. Es ist für die Aufnahme von Gesunden und Kurbedürftigen bestimmt, also besonders für Familien, die ein kurbedürftiges Mitglied begleiten oder im benachbarten „Sanatorium Bühlerhöhe“ besuchen wollen, oder die mit Kindern reisen und auf das Vorhandensein ärztlicher Einrichtungen für den Bedarfsfall Wert legen. Pension M. 10.- bis 17.-



Agfa-

Photographie = Lichtbildkunst
mit erfolgreichen Mitteln

Unabhängig vom Tageslicht

Ist ein Erfordernis für die Photographie im Winter. Sie brauchen die Kamera auch im Winter nicht ruhen zu lassen. Wenn Sie keine Gelegenheit zu Außenaufnahmen haben, dann photographieren Sie im Zimmer. Aber Sie müssen eine erstklassige Lichtquelle haben

Agfa-Blitzlicht und -Kapselblitze

sind ungefährlich, von hoher Lichtstärke, geringer Rauchentwicklung kurz abbrennend, geräuschlos, sparsam, haltbar.

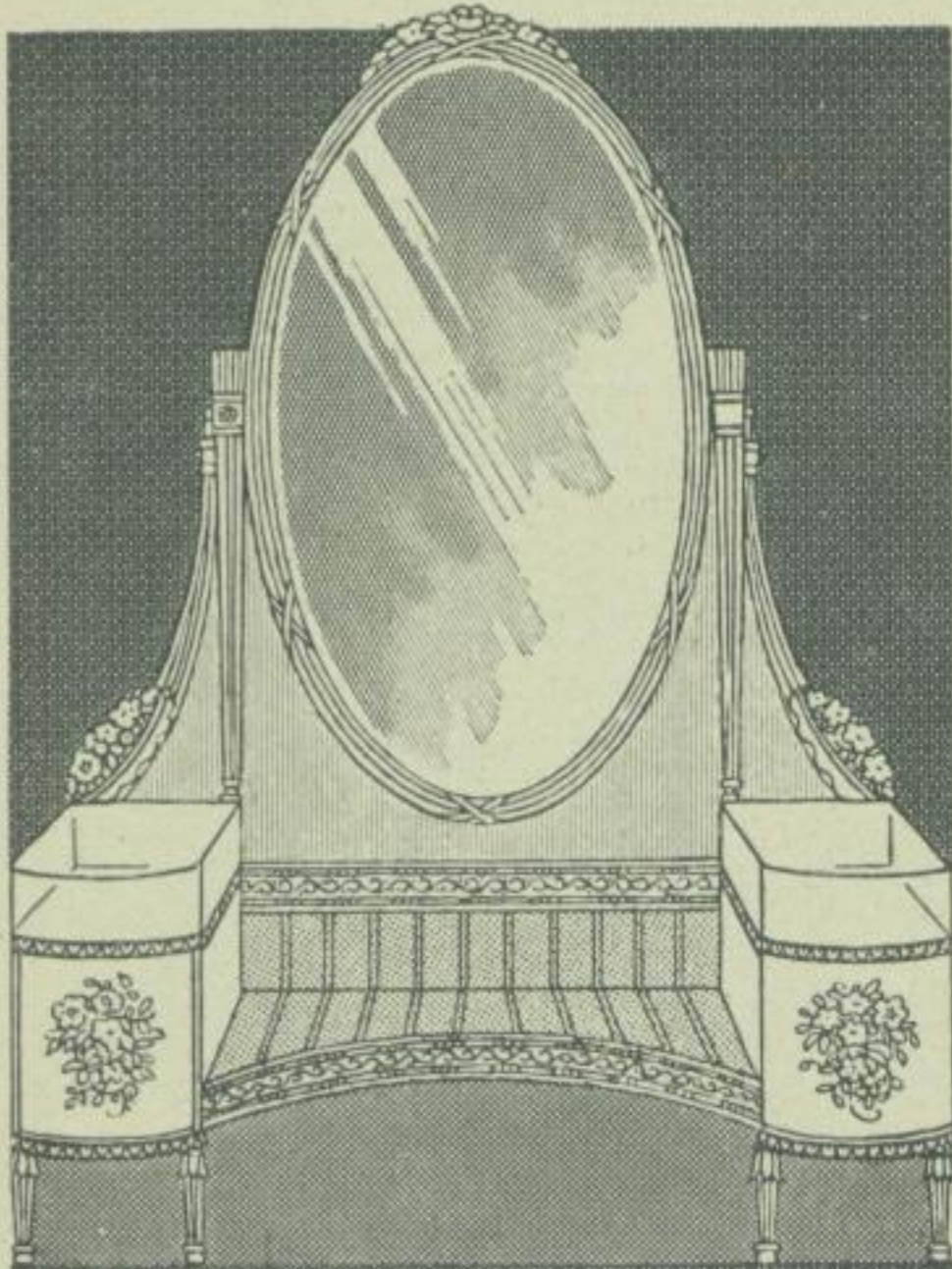
Kapselblitze in verbesserter Packung.

VERLANGEN SIE das
AGFA - PHOTO - HAND-
BUCH B 125 mit vielen
prakt. Winken, es kostet
beim Photo-
händler od. **80 Pf.**
direkt zu
beziehen von der Agfa.
Katalog, Prospekt gratis



ACTIEN - GESELLSCHAFT FÜR ANILIN - FABRIKATION
PHOTO-ABTEILUNG

BERLIN SO 36



*Ofenlackierte
Schlafzimmer
Töchterzimmer
Garderoben-
Schränke*

**Weissofenlack-
Möbel-Industrie**

Verkaufsstellen:

BERLIN O 17

Grüner Weg 51 (Fabrikgebäude) / Königstadt 4138

CHARLOTTENBURG

Leibnizstr. 56 am Kurfürstendamm / Bismarck 5409

HAMBURG

Besenbinderhof 71—72 (Wotanhaus) / Alster 147

FRANKFURT A. M.

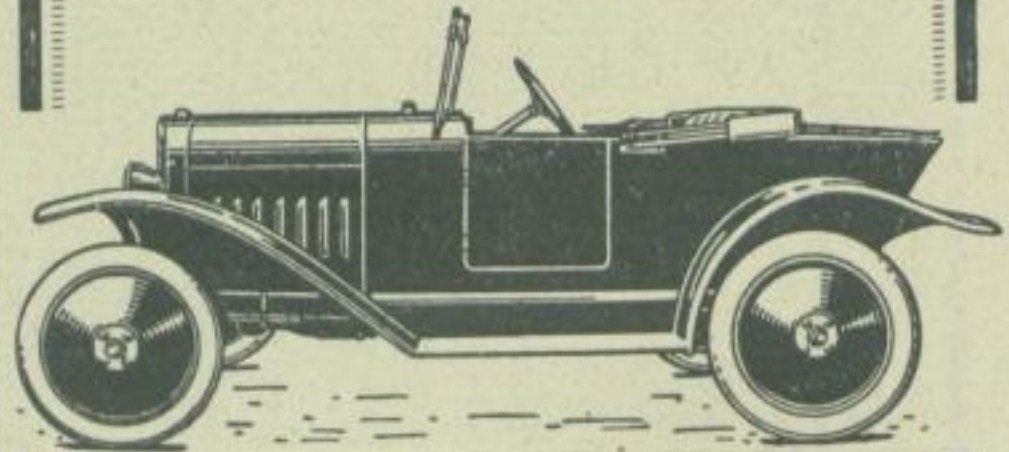
Zeil 116—120 III / Telephon: Amt Römer 5434

F. Scherz

OPEL

4^{PS}

Der neue Zweisitzer



4100.— G.-M.

mit fünffacher Ballon-Bereifung
ab Werk Rüsselsheim am Main

Ia Lederpolsterung

Bosch-Licht

Bosch-Anlasser

Segeltuchverdeck

vollständig zu schließen

Man verlange ausführliche Beschreibungen!

ADAM OPEL

RÜSSELSHEIM

Fahrräder- und Motorwagenfabrik



Georg Jasmatzi und Söhne
 Dresden u. Köln

H. W. KRUG.



HERMANN
HAMMERSCHLAG

Führendes deutsches Spezialhaus für

DAMENHÜTE

HAMBURG. NEUERWALL 52. 54. 56. 58. 60

Bitte beachten Sie:



Eingetragene Schutzmarke

BADEN BADEN, LANGESTRASSE 52
BAD PYRMONT, AM HYLIGEN BORN 1

Die beste
Schuhpflege

mit



in der Tube

*Eg-Gü ist das vollkommenste, höchst-
prämierte Schuhpflegemittel und wirkt
durch seine Veredelung in Qualität
sowie Verpackung bahnbrechend auf
dem Gebiete der neuen Schuhpflege.
Eg-Gü ist die Original-Tubencreme
und wurde bisher*

von keiner
Nachahmung
erreicht!

GIPKENS



Eine neue, einfache, unschädliche Kur entfernt überflüssiges Fett an jeder gewünschten Stelle

Nur 5 Minuten täglich anzuwenden!

Überflüssiges Fett

an:
 Nacken
 Schulter
 Brust
 Leib
 Hüften
 Schenkel
 Waden
 Knöchel



Tausende von Frauen haben nur an gewissen Stellen zuviel Fettansatz, während die Figur sonst ganz normal ist. Viele Frauen haben zu starke Hüften, viele nur einen zu starken Leib, andere zu plumpe Waden und dicke, höchst unschön wirkende Knöchel, obwohl der Körper sonst in Schönheit wohlgeformt ist. Auch

Sie können jetzt vielleicht, wie nie zuvor an jeder gewünschten Stelle den lästigen Fettansatz beseitigen, und zwar durch die geniale Erfindung des „Sascha-Reduzierers“. Er ist so wunderbar leicht zu gebrauchen, nur 5 Minuten täglich, und wirkt doch so schnell. Das Prinzip, auf dem dieses Wunder der Wissenschaft aufgebaut ist, ist so vollkommen natürlich, wie die Fettbildung selbst. Fett bildet sich, wenn die Blutzirkulation zu träge ist es zu lösen und aus dem Körper hinauszubefördern, und wenn einmal vorhanden, wird durch diese Anhäufung die Blutzirkulation behindert. Der „Sascha-Reduzierer“ bewirkt durch sanftes, aber durchdringendes Saugen eine natürliche Blutzirkulation in den fetten Partien, die rotierende Saugbehandlung löst das Fett und macht dessen Lösung dem Blute leichter, wodurch die Hinausbeförderung aus dem Körper



leichter vonstatten geht. Gymnastische Übungen haben dasselbe Prinzip, doch kann man damit nicht bestimmte Körperteile vom lästigen Fett befreien. Außerdem wird durch oft zu eifrige Übungen das Herz und andere Organe angegriffen. Der „Sascha-Reduzierer“ wirkt direkt an den gewünschten Partien. Nach Gebrauch haben Sie in diesem Teil eine warme, lebhaft empfindung, und sofort merken Sie das Blut an der Arbeit, wie es auf natürlichem Wege das überflüssige Fett ausscheidet.

Diese kurze 5 Minutenbehandlung wirkt volle 2 Stunden nach.

Sie können selbst beobachten, wie bei der Anwendung des „Sascha-Reduzierers“ Ihr Leib, Ihre Hüften, Brust, Schenkel oder Waden täglich schlanker werden. Eine bequemere Art, bestimmte lästige Fettstellen zu vermindern und dadurch Gesundheit und Schönheit wieder zu erlangen, gibt es nicht

Zuviel Fett ist für die Gesundheit Gift, deshalb weg damit!!

Sie erhalten unweigerlich Ihr Geld zurück, wenn Sie keinen Erfolg haben. Der „Sascha-Reduzierer“ kostet Mk. 6.-. (Nachnahmeversand) und ist nur ³³ beziehen von der

Fabrik med. Apparate Dr. Ballowitz & Co.
 Berlin W 35, Abt. 66

An die Fa.
 Dr. Ballowitz
 & Co.,
 Berlin W 35,
 Abt. 66

Senden Sie mir sofort unt. Nachnahme des Betrages
 1 Sascha-Reduzierer

Name:

Ort:

Straße:

(Recht deutlich schreiben).

Zu Ihrem Bleistift

ob kurz oder lang, gehört eine elegante und praktische Hülse

Gesta



D. R. G. M.

ist die neue
Bleistifthülse

in Platin/Silber

der elegante Halter, Verlängerer,
Schüler für jeden Bleistift

Gesta Hülse ist 10 cm lang und enthält
feinsten Zedernholz-Kopierstift

Gesta steht und hängt aufrecht, kann
graviert als Petschaft dienen, ist un-
verwüßlich und stets im Gebrauch

Gesta ist der langgesuchte Ge-
brauchsgegenstand in vor-
nehmer Aufmachung

Der schönste Geschenkartikel,
der gediegene Reklameartikel

(Nur echt mit Aufschrift Gesta D. R. G. M.)



In den
Fachgeschäften
zu haben

Bezugsquellen
durch die
Alleinhersteller:

Gesta-Metallwaren-Industrie

Giesen & Co., Abt. 5, Hannover 1.

Wo nicht erhältlich, versenden wir Einzelmuster gegen
Einsendung von M. 2.—

Rechner

mechanisch
schnell
fehlerlos
MIT
COMPENITATOR
Westentaschen-
Rechenmaschine

Mk 10.

CONTINENTALE BÜRO-REFORM
JEAN BERGMANN G.M.B.H.
BERLIN W. 15
Kaiserallee 215f

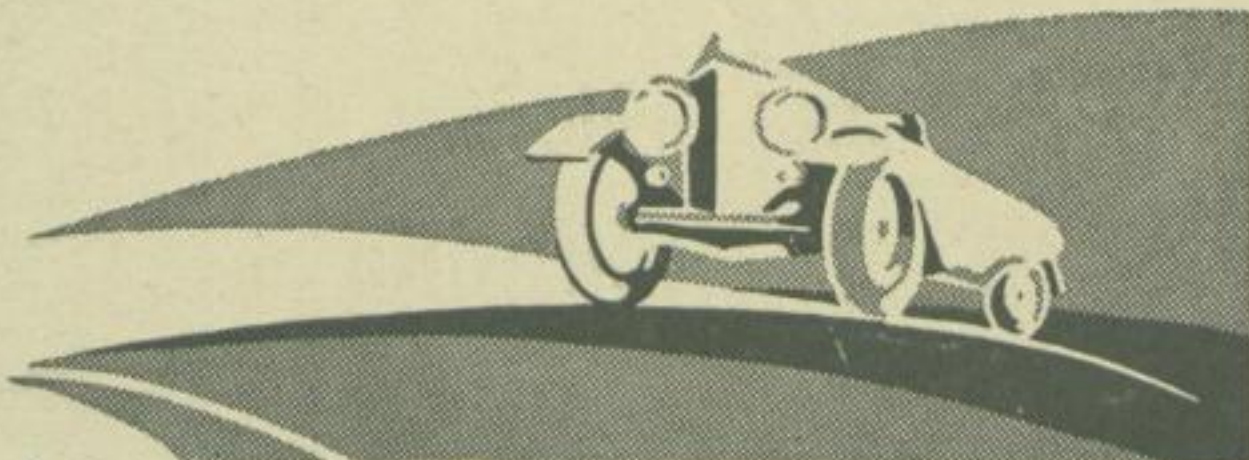
Überall erhältlich

Nur mit dem
KINO- und PROJEKTIONSAPPARAT

BOL

arbeitet

JACKIE COOGAN



ALLEINVERTRETUNG FÜR DEUTSCHLAND:
W. KENNGOTT · STUTTGART ·
ARCHIVSTR. 14

Monatlich nur **M. 6.60** pro Band!

DAS WELTREICH DER TECHNIK

ENTWICKLUNG UND GEGENWART
von **ARTUR FÜRST**

DER VERKEHR IM DRAHT U. IM ÄTHER (BAND I)

Nachrichten-Telegraphie über Land / Untersee-Telegraphie / Bild Telegraphie / Fernmelder / Fernsprecher
Drahtlose Telegraphie / Drahtloses Fernsprechen
Rundfunk

DER VERKEHR AUF DEM LAND (BAND II)

Straße / Wagen / Fahrrad / Kraftfahrzeuge / Eisenbahn / Straßenbahn

Weitere Bände in Vorbereitung

JEDER BAND MIT VIELEN ABBILDUNGEN UND TAFELN IN GANZLEINEN GEBUNDEN

BESTELLZETTEL

Ich bestelle bei der

Buchhandlung Georg Arnold G. m. b. H., Berlin SW 48, Friedrichstraße 226,
DAS WELTREICH DER TECHNIK von ARTUR FÜRST, Band I und II
zum Original-Verlagspreis v. M. 30.— pro Bd. Zahlbar b. Lieferung od. geg. Ratenzahlung mit 10% Zuschlag monatl.
Mark **6.60** pro Band (Ort der Verbindlichkeit Berlin-Tempelhof)

Name:

Wohnung:

100 000 Mark

für den besten Zeitungsroman.

Die unterzeichneten Verlage setzen als Preis für den nach dem Urteil eines Preisrichter-Kollegiums besten Zeitungsroman 100 000 Mark aus. Das Manuskript soll bis längstens 30. September 1925 vorliegen.

Es wird die Aufgabe gestellt, einen echten deutschen Roman zu schaffen. Das heißt, nicht ein von Phrasenhaftigkeit lebendes oder ein wie auch immer tendenziös gerichtetes Machwerk, sondern ein in den tiefsten Problemen des deutschen Volkes wurzelndes und aus ihnen organisch wachsendes wirkliches Kunstwerk von hohen Qualitäten in schriftdeutscher Sprache, mit interessierenden Einzelschicksalen, die symbolhaft das Wesen unserer Zeit dartun. Denn nicht um einen historischen Roman soll es sich handeln, sondern um einen, der in der Gegenwart oder in der allerjüngsten Vergangenheit spielt. Von vornherein ausgeschlossen sind alle einseitig parteipolitisch eingestellten oder religiös polemisierenden Romane, desgleichen Arbeiten, die vorwiegend in einem Dialekt abgefaßt sind. Da nur ein wirkliches Kunstwerk preisgekrönt werden soll, besteht für dilettantische Arbeiten keine Aussicht. Auch kommen nur bisher unveröffentlichte Arbeiten in Betracht.

Ein erhöhtes Augenmerk ist den besonderen Anforderungen zuzuwenden, die der Zeitungsroman stellt und die in erster Linie darin bestehen, daß, da der Zeitungsroman in täglichen Fortsetzungen erscheint, jede dieser Fortsetzungen in sich die Leserinteressieren und sie in Spannung auf die nächste Fortsetzung erhalten muß; daß also ausgedehnte Landschaftsbeschreibungen, weit-schweifige Zustands- und Milieuschilderungen, Häufungen von psychologischen Einzelheiten usw. im Unterschied zum Buchroman dem Wesen des Zeitungsromans entgegenstehen.

Zwecks Erlangung eines hervorragenden Zeitromans von hohem künstlerischen Wert, der zugleich auch politisch und kulturell erzieherisch wirken soll und nicht zuletzt die schon erwähnten besonderen Erfordernisse des Zeitungsromans erfüllt, hat sich der Verlag des Hamburger Fremdenblattes in Gemeinschaft mit dem Verlag der Münchner Neuesten Nachrichten entschlossen, dieses Preisausschreiben zu veranstalten mit einem Preis, der über die herkömmlichen Romanhonorare weit hinausreicht. Sind sich doch die beiden Verlage bewußt, daß es sich nicht nur um die Erlangung eines solchen hochstehenden Zeitungsromans handelt, sondern mehr noch darum, das Interesse unserer besten Dichter und Schriftsteller wieder dem Zeitungsroman zuzuwenden und so das allgemeine Niveau des Zeitungsromans zu heben.

In Erkenntnis dieser kulturellen Mission haben sich deshalb die beiden Verlage zu einem außergewöhnlichen Opfer entschlossen.

Der Umfang der Romane soll 40 bis 50 Fortsetzungen zu je 200 Druckzeilen nicht wesentlich übersteigen. Schriftsteller, die am Wettbewerb teilnehmen wollen, werden ersucht, ihre Manuskripte in sieben Durchschlägen an das Berliner Büro der Münchner Neuesten Nachrichten, Berlin W., Kanonierstraße 40, bis spätestens 30. September 1925 eingeschrieben, anonym, jedoch mit einem Kennwort versehen, einzusenden. Die Einsender der Romane werden gleichzeitig ersucht, ihre Adresse, getrennt von den Manuskripten, in Sonderkuvert verschlossen, mit dem Vermerk „Betr. Roman-Wettbewerb“ an Herrn Notar Dr. Wäntig, Hamburg, Adolphsbrücke 4, bis spätestens 19. Dezember 1925 einzusenden. Dem Notar obliegt es, diese Kuverts erst nach Beendigung der Prüfung der Manuskripte und nach erfolgter Preisvergebung am 20. Dezember 1925 dem Preisrichterkollegium uneröffnet zu übergeben.

Mit Erwerb des Abdruckrechts gehen alle Rechte, mit Ausnahme des Rechtes der Buchausgabe und der Verfilmung, an die unterzeichneten Verlage über. Die Auszahlung des Preises erfolgt am 21. Dezember 1925.

Sofern eine überragend gute, allen Anforderungen entsprechende Arbeit nicht eingehen sollte, bleibt es dem Preisrichter-Kollegium überlassen, für die beiden besten Werke je 50 000 Mark zu gewähren.

Die Erstveröffentlichung des preisgekrönten Werkes erfolgt gleichzeitig im „Hamburger Fremdenblatt“ und in den „Münchner Neuesten Nachrichten“.

Das Preisrichter-Kollegium bilden:

Hans Friedrich Blund, Hamburg.

Albert Broschel, Verleger des Hamburger Fremdenblattes.

Gustav Frenssen, Barlt (Holstein).

Frau Ricarda Huch, München.

Bernhard Kellermann, Berlin

Dr. Tim Klein, München.

Landgerichtspräsident Wilhelm Mayer, München.

Max Alexander Neumann, Feuilletonleiter des Hamburger Fremdenblattes.

Dr. Treß, Verlagsdirektor der Münchner Neuesten Nachrichten.

**Verlag der Münchner Neuesten Nachrichten.
Verlag des Hamburger Fremdenblattes.**



Schon Wilhelm Busch

wußte, was den geplagten Menschen von seinen Sorgen befreit. Sein alter Weisheitspruch ist jetzt zeitgemäß umgestaltet worden und lautet:

Ein alter Vers ist umzubauen:
Wer Sorgen hat, hat Egon Braun.

Die Wahrheit dieses Spruches wird schon Jeder erfahren haben, der bei echtem

EGON BRAUN AUSLESE

seine Sorgen vergaß. Wer ihn noch nicht erprobte, den wird schon der erste Versuch zu einem überzeugten Anhänger dieses alten deutschen Weinbrandes machen.

EGON BRAUN, WEINBRENNEREIEN HAMBURG

U H U

Das neue Ullstein Magazin

Heft 5 / Februar 1925



I N H A L T

	Seite
MÜNCHENER FASCHING von Stefan Großmann und Felix von Mangold. Mit Photographien und Zeichnungen von Wilh. Busch, Ad. Hengeler, Franz Stuck u. a.	1
DER SOHN Novelle von Iwan Bunin. Illustrationen des Atelier Riess	7 u. 99 /
WAS DER ZEPPELIN NOCH ALLES ENTDECKEN KONNTE. Erd-Forschung und Groß-Luftschiff. Von Dr. h. c. Wilhelm Fildner	16 u. 104
AUF DEN ZEHENSPITZEN IN DIE GROSSE WELT Von der Choristin zum Star. Von Bella Spewack. Mit 3 Photographien	19 u. 110
FUCHSWERBUNG Gedicht von Klabund. Zeichnungen von George G. Kobbe	23
GELDSCHRANKKNACKER Von Kriminalkommissar a. D. G. Lehnerdt. Mit photographischen Illustrationen	24 u. 110
AUS DER WERKSTATT DER DICHTER Mit Beiträgen, Manuskript-Faksimiles und Photographien von W. Bonsels, Max Brod, Otto Flake, Georg Kaiser, Thomas Mann, Gustav Meyrink, W. v. Molo, Jacob Schaffner, Carl Sternheim, Clara Viebig, Ludwig Wolff, Arnold Zweig, Stefan Zweig	28 u. 115

Fortsetzung umstehend

	Seite
VERLORENES SPIEL Kriminalnovelle von L. J. Beeston. Zeichnungen von Theo Matejko	43 u. 125
JACK DEMPSEY Aus dem Leben des Weltmeisters. Von A. Eggert. Mit Photographien	48 u. 137
DER SUDEXPRESS Lissabon-Paris = 1897 km. Von Roda Roda. Zeich- nungen von Barlog	54
TANZERINNEN	57
DAVID UND GOLIATH Der Weg zum raschen Erfolg. Von R. L. Lurie. Illustra- tionen von C. Oertel	64 u. 139
AUS DEM UHU-ALBUM	69
„HAPPY END“ Der glückliche Ausgang im Film. Von Gustaf Kauder	71
UNSER KREUZWORTRÄTSEL Mit Auflösung des Rätsels aus Uhu Nr. 4	76 u. 103
UM EIN PFEIFCHEN Groteske von B. Isjagin. Zeichnungen von Godal	77 u. 134
VERHANGNISVOLLE SCHÖNHEIT Von Moriz Müller. Mit Photographien	80 u. 152
MR. PARCHESTER UND DIE GÖTTER Erzählung von H. H. Bashford	87 u. 158
VOM TANZ IN INNERAFRIKA Aus dem Heimatlande unserer modernen Gesellschafts- tänze. Von Fritz Nansen. Mit Zeichnungen des Ver- fassers	92

*

Umschlagzeichnung von Walter Trier



MURATTI
CIGARETTEN
DIE WELTMARKE



Wir benutzen nur:
Chlorodont
Zahnpaste u. Mundwasser

Die 3 Meilocs in ihren fabelhaften Leistungen als Zahnequilibristen

berieten wochenlang, mit welcher Gruppe sie die Stadt verblüffen sollten. Fräulein Bachem beriet mit Fräulein Martensteig, wie man, wegen der vorhandenen Fülle des blonden Haares, eine verblüffend originelle Variation der Loreley stellen könne, und so jagte ein kühner Einfall den andern, bis man sich entschloß, als

Nibelungen-Gruppe einen Festwagen zu füllen, wobei die sieben jungen Mädchen der zugelassenen ersten Familien als Wiegelaya-Rheintöchter ihr Blondhaar zur Genüge ausstellen konnten. In die Mitte der alt-deutschen Gruppe stellte man einen

Kapellmeister Meschugge, über den die Zuschauer spaliere sich krank lachten. Es gab übrigens noch viel originellere Festbilder, aber vor allem: in den Straßen war ein Wille zur Fröhlichkeit, zur Faschings-Verbrüderung, der alle mitriß.



Karikatur des Malers Adolf Oberländer

(Aus „Wolf. Münchener Künstlerfeste“)

Zeichnung von Franz Stuck

*
Der Münchener Karneval war vor allem ein Fest fürs Auge. Das Tanzen war weniger wichtig. Saß man in einer Loge des „Deutschen Theaters“ bei einem der berühmten „bals parés“, so sah man in ein funkelndes,

buntstrahlendes, wogendes Gedränge, in dem oft viertelstundenlang das Tanzen unmöglich war. Aber es geschah zuweilen, daß ein Trompetenstoß dieses

Durcheinander in ein Spalier verwandelte, und durch diesen Ehrenweg schritt, majestätisch, ihre spanische Hoheit, die unvergeßlich schöne Frau Ludwig Thoma am Arme ihres Kavaliere in den Saal. München war immer monarchistisch, aber im Karneval beugte es sich, dazumal, begeistert vor der aristokratischen Herrschaft der schönsten

Erscheinung. Das eigentliche Genußorgan bei den Münchener Faschingsfesten war das Auge, in Wien war es das Tanzbein, in Berlin schon damals — die Hand. Wo-

mit keineswegs gesagt werden soll, daß es in München immer zimperlich zuzuging. Schließlich wurde es ja auch im Odeon vier und fünf Uhr, und es fehlte in den Logen an Sesseln. Man mußte sich dann und wann einander auf die Knie setzen. Aber man dachte dabei doch immer an das Kostüm, das geschont werden mußte. Es gibt ein hundert Jahre altes österreichisch-bayerisches Volkslied, worin eine alte Frau die Tochter



Künstlerecke vom Simplicissimus-Ball 1905

Ganz links der Maler Reznicek; vorn sitzend die Gattin des Herausgebers der „Jugend“, Frau Georg Hirth; in Tiroler Tracht der Karikaturist Olaf Gulbransson; daneben links der Zeichner Arpad Schmidhammer, rechts Frau A. von Kaulbach; ganz rechts Professor von Seidl.



Zeichnung von Franz Stuck

Karikatur auf Gustav Laverenz

(Aus „Georg Jacob Wolf, Münchener Künstlerfeste“)

beim Anziehen des mit Blümchen geschmückten Kostüms mütterlich ermahnt:

Nur da mir am Vergimeinnicht,
Um Gotteswill'n, nix g'schieht.

Die Münchener Feste waren um so schöner, je unoffentlicher sie waren. Die „bals pars“ waren vielen schon nicht genug „pars“. Die herrlichsten Feste waren die ganz geschlossenen in den Ateliers. Von den Karnevalsnachten bei Kaulbach und später bei Stuck erzählt heute noch wehmütig die Legende. Wir Späteren haben die lustigsten Faschingsnachte in den groen Münchener Pensionen mitgemacht, wenn das ganze Haus in ein Tanzlokal umgebaut, umgeschmuckt, umgeleert war. Damals war München die internationalste Stadt Deutschlands. Junge Amerikanerinnen

(für den Karneval der ganzen Welt unentbehrlich wegen ihres Heihunger nach festlichen Rauschstunden), schrecklich dämonische Serben, schlicht konversierende Wiener Offiziere, die tuschelnden Elevinnen der verschiedenen Malerschulen, sehr kunstsin- nige und schweigsame Brauerssohne aus Ansbach und Ingolstadt, ein paar ironisierende Abgesandte aus der literarischen Torggelstube und sehr viel blonde, rosige, neugierige junge Damen aus Bogenhausen, die alle Kunstgewerbe studierten, ein Studium, das ja jahrelange Unterbrechungen verträgt. Wochenlang konnte man in diesen Münchener Pensionen nachts kein Auge zutun,



Der Komponist am Morgen

Karikatur von Wilhelm Busc

Krempelsetzer, der Hauskomponist „Jung-Münchens“

(Aus „Georg Jacob Wolf, Münchener Künstlerfeste“.)

weil das Haus für diese eine Nacht auf den Kopf gestellt werden mußte. Aber dann ging man durch grüne Schleiergassen (mit versteckten Lichtquellen) in braune assyrische Höhlen mit Matratzen und Kissen, bis man in den blutroten Thronsaal der Herodias kam, in welchem das Büfett, Weißwürste und Pschorrbräu, stand. Ach ja, es war zauberhaft... damals, kurz nach den achtziger Jahren! *Stefan Großmann.*

* * *

Vor Zeiten, als München noch eine frohe, auch von Nicht-Münchenern gern besuchte und bewohnte Stadt war und kein großes Dorf, das eine kleine lokale Politik macht, — damals, wo man in München überhaupt keine Politik machen zu müssen

glaubte, weil der Karneval allen Witz und Geist brauchte, ja, das war eine schöne Zeit, und nicht nur, weil man um zwanzig Jahre jünger war, als man sie erlebte.

Der Karneval — in katholischen Gegenden ist er ja nicht nur so ein Tanzvergnügen, sondern eine kultische Angelegenheit. Die Kirche gibt der sonst so frommen Schar der Gläubigen eine Zeit im Jahre frei, wo man die Herzen und die Mieder öffnet. Sie schließt mit einem Tage schrecklicher Reue: dem Aschermittwoch mit der Formel: „Mensch gedenke, daß du aus Staub bist und zu Staub wieder werden wirst.“

Um 1900, als ich nach München übersiedelte, gab's in den Saturnalien der Stadt, die man damals noch Isar-Athen nannte — was Stuck zu seiner griechischen Villa veranlaßte, die so römisch wurde —, gab es Verfall und



Zeichnung von Adolf Hengeler.

Ein Blatt aus E. v. Seidls Murnauer Gästebuch.

(Mit Genehmigung des Verlages F. Bruckmann, A.-G.)

Aufschwung. Die jungen Herren der Künstlerfeste, die, sowohl die Feste wie die Herren, berühmt waren um 1880, waren alt geworden: Lenbach, Adalbert von Keller, Oberländer und wie sie alle hießen. Ihre Feste bestanden nur mehr aus den möglichst echten Kostümen dieser „Don-Juan-Bälle“ und „Goldnen Redouten“. Die jungen Leute fanden diese Bälle etwas familienhaft geworden und machten, wie in der Kunst auch, Sezession. Da gab es die Maler der Jugend, die Zeichner des Simplicissimus, die Dichter der „Elf Scharfrichter“ und die andern Dichter, die sich auf der soeben angeschwommenen „Insel“ niederließen. Und deren Frauen und Freundinnen, die keine Lust mehr hatten, sich von Lenbach oder Kaulbach porträtieren zu lassen. Und auch mit dem Tanzen der alten Herren war nicht mehr viel los. Was also so ein richtiger alter Münchener Künstlerball war, das hatte sich ins Brav-Bürgerliche überlebt, dem auch mit noch so schwungvollen Kostümdevisen nicht mehr aufzuhelfen war. Da ging es auf den „bals parés“, die zweimal in der Woche im Deutschen Theater stattfanden, weit lustiger zu, ungebundener, gemischerter auch. Was letzteres in München nicht dasselbe bedeutet wie anderswo in Großstädten. Um 1900 existierte in München nur eine einzige „Kokotte“, Gattin eines Spenglermeisters, immerhin Galanteriespengler. Frank Wedekind war mit ihr befreundet und bewunderte die witzige Dame. Sonst gab es die Freundinnen reicher junger Leute, die in München sich gern niederließen, weil man diese Freundinnen gesellschaftlich nicht boykottierte und die Prinzen des königlichen Hauses mit ihnen ebenso und auf demselben Balle tanzten wie mit den Frauen der reichen Bürger. Es gab keine kritischen Zuschauer, sondern nur vergnügte Mittuer.

Die neue Note in die Künstlerbälle brachten die Simplicissimusleute Thoma, Wilke und Paul. Da gab's, Thomas Geschmack entsprechend, sehr amüsante Veteranenfeste mit Denkmalsenthüllungen, bei denen der Patriotismus der Schneidigkeit recht schlecht

wegkam. Etwas wilder ging's auf den Bällen der Elf Scharfrichter zu. Das waren schon mehr so Atelierfeste mit Matratzenlagern. Deren kümmerliche Reste — der Feste wie der Matratzen — gab's noch im Fasching 1922 zu kaputten Grammophonplatten. Man konnte da sehen und hören, daß es mit der „Münchener Kunst“ zu Ende war.

— Die feinste und auch letzte Blüte der Künstlerbälle fiel in die Jahre 1908 bis 1910. Damals lebten noch bedeutende Dichter, Maler und Musiker in München. Und man konnte die schönsten Frauen der europäischen Städte einladen, sich vier, fünf Wochen in einem karnevalistisch verwandelten München zu amüsieren wie nirgend sonstwo. Man gab etwa in den Räumen Schleichs, die man umgestaltet hatte, den ersten Kokottenball. Die Kellner steckten in roten Livreen, und für das Entrée, das der geladene Herr bezahlte, gab's für ihn und seine Damen die Nacht durch zu essen und zu trinken, was immer man wolle. Aber daß man, um zu animieren, aus Paris zehn richtige Damen sich habe kommen lassen, welche dazu besonders geeignet sind, das stand nur in der klerikalen oder sozialdemokratischen Zeitung.

Da gab es Behns großen Park, den man für eine heiße Augustnacht zum Stelldichein für die zweihundert schönsten Frauen und scharmantesten Männer machte, und Tanzpodien waren errichtet, Hühner drehten sich am Spieß, Feuerwerk gab's bis in den Morgen hinein, Böllerschüsse begrüßten die aufgehende Sonne. Dieses Nachtfest hatte drei Nachfeiern. Bei der letzten erwiesen sich dreißig Paare stärker als jede Müdigkeit.

Dann war's aus. Andere Schüsse begrüßten die Sonne anderer Tage vier Jahre lang. Und dann gab's ein anderes Tanzen, jeden zweiten Nachmittag oder Abend: die Tanzdiele hat den Fasching abgelöst. Auf den Bällen, die die Münchener Künstler nach 1920 arrangierten, brauchte sich der Pierrot keine melancholische Geste ins Gesicht zu schminken. Da begann der Aschermittwoch seine Asche schon auf den ersten Karnevalstag zu streuen.

Felix von Mangold.



Phot. Kieji

DER SOHN

NOVELLE VON IWAN BUNIN

Frau Marot war in Lausanne geboren und aufgewachsen, in einer strengen, ehrbaren und arbeitsamen Familie. Sie heiratete ziemlich spät, jedoch aus Liebe. Im März des Jahres 1876 befand sich unter den Passagieren des alten französischen Dampfers „Auvergne“, welcher von Marseille nach Italien fuhr,

ein neuvermähltes junges Paar. Die Tage waren still und kühl, das Meer mit seiner silbrig spiegelnden Fläche verlor sich in dunstige frühlingshafte Ferne, die Neuvermählten gingen nicht von Deck. Und alle Mitreisenden hatten ihre aufrichtige Freude an ihnen, alle schauten mit freundlich wohlwollendem Lächeln auf ihr Glück: bei ihm zeigte sich dieses Glück in seinem lebhaften, forschenden Blick, in dem Bedürfnis nach Bewegung, in einer angeregt lebenswürdigen Zuvorkommenheit seiner Umgebung gegenüber, bei ihr in jenem freudigen Interesse, mit welchem sie jede geringfügige Kleinigkeit aufnahm... Diese Neuvermählten waren die Marots.

Er war ungefähr um zehn Jahr älter als sie. Er war nicht sehr hochgewachsen, hatte ein gebräuntes Gesicht und lockige Haare; seine Hände waren dürr, seine Stimme klangvoll. Bei ihr spürte man eine Beimischung fremden, nicht romanischen Blutes. Sie erschien fast ein wenig zu groß — obwohl sie entzückend gewachsen war —, zu dunklen Haaren hatte sie graublaue Augen. Über Neapel, Palermo und Tunis begaben sie sich nach der algerischen Stadt Konstantine, wo Herr Marot eine recht angesehene Stellung erhalten hatte. Und das Leben gab ihnen in Konstantine, in den vierzehn Jahren, die seit jenem glücklichen Frühling verflossen waren, alles, was die Menschen im allgemeinen vollauf zu befriedigen pflegt: Vermögen, glückliches Familienleben, hübsche und gesunde Kinder.

Marot hatte sich in den vierzehn Jahren äußerlich sehr verändert: sein Gesicht war beinahe schwarz wie das eines Arabers geworden, er war ergraut, und Arbeit, Dienstreisen, Tabak und Sonne hatten ihn ausgedörret — viele hielten ihn

für einen Eingeborenen. Auch in ihr hätte niemand mehr diejenige erkannt, die einstmals auf dem Dampfer „Auvergne“ hinübergefahren war: damals lag sogar in ihren Stiefelchen, die sie des Nachts vor die Tür hinausstellte, der ganze Zauber der Jugend; jetzt zogen sich auch durch ihre Haare Silberfäden, zarter und goldgetönter war ihre Haut geworden, schmaler und abgezehrter ihre Hände, und in ihrer Pflege, in Frisur, Wäsche und Kleidung begann sie eine vielleicht schon ein wenig übertriebene Sorgfalt an den Tag zu legen. Natürlich hatten sich auch ihre Beziehungen zueinander geändert, doch niemand hätte sagen können, daß sie sich etwa verschlechtert hätten. Nur lebte jeder auf seine Weise: seine Zeit war angefüllt mit Arbeit — er blieb derselbe leidenschaftlich strebsame und zugleich nüchterne Mensch, der er immer gewesen war —, die ihre war in Anspruch genommen durch die Sorge für ihn und ihre Kinder, zwei hübsche kleine Mädchen, von denen das ältere fast schon ein kleines Fräulein war; und es herrschte nur eine Stimme darüber, daß es in ganz Konstantine keine bessere Hausfrau, keine bessere Mutter und keine lebenswürdigere Gesellschafterin im Salon gäbe als Frau Marot.

Ihr Haus lag in einem stillen, reinlichen Viertel. Vom zweiten Stockwerk, von den Fenstern der Empfangsräume aus, die stets durch die geschlossenen Jalousien halbdunkel gehalten wurden, blickte man auf Konstantine, das durch seine malerische Lage in der ganzen Welt berühmt ist: auf abfallendem Felsen baut sich diese alte arabische Festung auf, die eine französische Stadt geworden ist. Die Fenster der Familienräume, die kühl und schattig waren, gingen nach einem Garten



„Sehen Sie, liebster Freund, Sie sind für mich wie ein Sohn . . .“

Phot. Rief

hinaus — dort, in ewigem Glanz und ewiger Glut, träumten, von hohen Mauern eingeschlossen, schlaftrunken hundertjährige Eukalyptusbäume, Sykomoren und Palmen. Der Herr des Hauses war oft in dienstlichen Angelegenheiten abwesend. Und die Hausfrau führte jenes eingeschlossene, zurückgezogene Leben, zu dem die Frauen aller Europäer in den Kolonien verurteilt sind. Des Sonntags besuchte sie regelmäßig ohne Ausnahme die Kirche. An den Wochentagen fuhr sie nur selten aus und beschränkte sich in ihrem Umgang auf einen kleinen, gewählten Kreis. Sie las, beschäftigte sich mit Handarbeiten, plauderte oder lernte mit den Kindern; zuweilen nahm sie die schwarzäugige Marie, ihr jüngeres Töchterchen, auf den Schoß, und mit einer Hand über die Tasten des Flügels gleitend, sang sie alte französische Liedchen und verkürzte sich so den langen afrikanischen Tag, während ein heißer Wind vom Garten in breitem Luftstrom durch die geöffneten Fenster hereindrang... Konstantine hatte alle seine Fensterläden geschlossen, schwelte in der unbarmherzigen Sonnenglut und schien um diese Stunden eine ausgestorbene Stadt zu sein: nur hinter den Gartenmauern schrien grell die Blauracken und Mandelkrähen, und melancholisch, mit jener den Kolonien eigenen Schwermut tönnten vereinzelte Hornsignale von den Hügeln vor der Stadt, wo hin und wieder Kanonenschüsse mit dumpfem Schlag die Erde erschütterten und weiße militärische Tropenhelme aufblitzten.

Die Tage in Konstantine flossen gleichmäßig dahin, doch niemand machte die Wahrnehmung, daß Frau Marot etwa darunter gelitten hätte. In ihrem zarten, feinen und keusch verschlossenen Charak-

ter offenbarte sich weder gesteigerte Empfindsamkeit noch übertriebene Nervosität. Ihre Gesundheit war keineswegs eine kräftige zu nennen, allein sie gab auch Herrn Marot keinen Anlaß zu irgendwelcher Beruhigung. Ein einziger Vorfall nur hatte ihn einmal betroffen gemacht: in Tunis hatte einst ein arabischer Gaukler und Zauberkünstler sie so rasch und tief in hypnotischen Schlaf versenkt, daß sie nur mit Gewalt wieder ins Bewußtsein zurückgerufen werden konnte. Aber das hatte sich schon vor Jahren, noch zur Zeit ihrer Übersiedelung aus Frankreich zgetragen; seitdem hatte sie ein so plötzliches Versagen der Willenskraft und Anfälle von so krankhaft gesteigerter Sensibilität nicht mehr durchgemacht. Und Herr Marot war zufrieden, beruhigt und überzeugt, daß ihre Seele wolkenlos ungetrübt und offen vor ihm läge. Ja, und so war es auch gewesen, selbst in dem letzten, vierzehnten Jahr ihres gemeinschaftlichen Lebens... aber da tauchte in Konstantine ein gewisser Emile du Buys auf.

Emile du Buys, der Sohn von Frau Bonnet, einer langjährigen, sehr guten Bekannten der Marots, war erst neunzehn Jahre alt. Außer diesem Emile, der, ihrer ersten Ehe entsprossen, in Paris aufgewachsen war und schon die Rechte studierte, vor allem aber sich mit dem Verfassen nur ihm verständlicher Verse abgab und sich zu den Anhängern einer nicht existierenden Dichterschule der „Suchenden“ zählte, außer diesem Emile besaß Frau Bonnet noch eine Tochter Elisa. Im Mai des Jahres 1889, im Begriff, vor den Altar zu treten, erkrankte Elisa und starb innerhalb weniger Tage. Emile, der bis dahin niemals in Konstantine gewesen war, kam zur Beerdigung.

Es ist leicht zu verstehen, wie sehr dieser Todesfall Frau Marot ergriff, dieses plötzliche Sterben eines jungen Mädchens, das noch eben ihr Brautkleid anprobiert hatte. Man weiß auch, wie einfach und selbstverständlich unter solchen Umständen sich eine herzliche Vertraulichkeit zwischen Menschen einstellt, selbst wenn sie sich vorher kaum gekannt haben. Außerdem war Emile für Frau Marot tatsächlich nur ein Knabe. Bald nach dem Begräbnis reiste Frau Bonnet zu ihren Verwandten nach Frankreich. Emile blieb in Konstantine zurück auf einem Landsitz seines verstorbenen Stiefvaters außerhalb der Stadt — der „Villa Haschim“, wie sie genannt wurde, und begann, fast täglich im Haus Marots ein und aus zu gehen. Was man auch immer von ihm denken und wie er sich auch geben mochte, immerhin war er noch sehr jung, sehr empfindsam und brauchte notwendig Menschen, an die er sich wenigstens vorübergehend anschließen konnte. „Wie merkwürdig,“ sagte man in der Stadt, „Frau Marot ist ja gar nicht wiederzuerkennen! Wie lebhaft sie geworden ist, und wie sie sich verschönt hat!“

Allein diese umschreibende Ausdrucksweise war unbegründet. Im Anfang war nichts weiter daran, als daß ihr Leben sich ein klein wenig angeregter und heiterer gestaltete, und daß ihre beiden kleinen Mädchen verspielter, lustiger und koketter wurden; denn Emile, der alle Augenblicke



Phot. Rief

. . . dem allen maß sie keine besondere Bedeutung bei.

seinen Gram vergaß und jenes „Gift“, mit welchem, wie er meinte, „das Ende des Jahrhunderts“ ihn verseucht hatte, tollte zuweilen ganze Stunden lang mit Marie und Louise herum, als ob er völlig ihresgleichen wäre. Freilich war er immerhin ein Mann, ein Pariser, und eine nicht ganz alltägliche Persönlichkeit; er hatte teil an jenem einem gewöhnlichen Sterblichen unzugänglichen Leben der Pariser Schriftstellerwelt genommen, er rezitierte häufig mit einer mondsüchtig entrückten Stärke des Ausdrucks befremdlich unverständliche, aber eigentümlich klangvolle Verse; und vielleicht war es in der Tat ihm zuzuschreiben, daß Frau Marots Gang beschwingter, leichter und lebhafter, ihre Hausgewänder um eine kaum merkliche Spur reizvoller, der Tonfall ihrer Stimme herzlicher, weicher, neckischer wurde; vielleicht empfand sie auch in ihrer Seele ein Fünkchen jener rein weiblichen Freude, daß da ein Mensch war, über den man spielend ein wenig Gewalt ausüben, mit dem man im Tone halb scherzhafter Belehrung reden konnte, mit jener ungezwungenen Freiheit, die der Altersunterschied so selbstverständlich zuließ, und der ihrem ganzen Haus so ergeben war, dessen Hauptperson allerdings für ihn — das zeigte sich natürlich sehr bald — nur sie war. Aber mein Gott, wie alltäglich ist das alles! Im Grunde tat er ihr vor allen Dingen wohl nur ein wenig leid.

Emile, der sich aufrichtig für einen geborenen Dichter hielt, wollte auch äußerlich einem Dichter gleichen; er trug lange, schwungvoll zurückgeworfene Haare und kleidete sich mit unauffälliger künstlerischer Bescheidenheit. Seine Haare waren weich und dunkelbraun und standen, wie

auch seine schwarze Kleidung, gut zu seinem blassen Gesicht; aber diese Blässe war allzu blutlos und hatte einen gelblichen Anflug. In seinen Augen lag ein ständiger Glanz, doch in dem abgezehrten Gesicht bekamen sie etwas Fiebriges; und seine Brust war so flach und fleischlos, seine Beine so dünn, seine Hände so mager, daß es geradezu ein wenig peinlich mit anzusehen war, wenn er unverhältnismäßig angeregt und belebt die Straße entlang oder durch den Garten lief, mit etwas vorgestrecktem Oberkörper, gleichsam auf Schlittschuhen gleitend, um sein Gebrechen zu verdecken, daß nämlich das eine Bein bei ihm ein wenig kürzer als das andere war; in Gesellschaft pflegte er unangenehm und hochmütig zu sein, bemühte sich, rätselhaft, nachlässig und nichtachtend zu erscheinen, trug zuweilen eine elegante Frechheit, dann wieder eine verächtliche Zerstreuung zur Schau und war immer und in allem „unabhängig“; doch nur allzu häufig spielte er seine Rolle nicht zu Ende, vergaß sich plötzlich und begann mit naiver Offenherzigkeit und eifriger Überhastung zu reden. Selbstverständlich vermochte er auch nicht lange seine Gefühle zu verbergen und den Skeptiker zu spielen, der an Liebe und Glück in dieser Welt nicht glaubt: bald wußte das ganze Haus um seine Verliebtheit. Dem Herrn des Hauses begannen seine ständigen Besuche bereits lästig zu werden: jeden Tag kam er und schleppte Sträuße der seltensten Blumen aus seiner Villa an, saß vom Morgen bis zum Abend da, las Verse vor, die immer unverständlicher und dunkler wurden — die Kinder hörten mehr als einmal, wie er jemanden beschwor, mit ihm gemeinsam in den Tod zu gehen —, nachts aber trieb er sich in den Eingeborenenvierteln umher, in jenen Spelunken,



. . . sie wurde immer schweigsamer und sanfter in ihrem Wesen . . .

Phot. Kiehl

wo die Araber, in schmutzig-weiße Burnusse gehüllt, mit gierigen Blicken dem Bauchtanz zuschauen und dazu die schärfsten, bösestigen Liköre hinuntergießen... Kurz gesagt, es waren noch nicht sechs Wochen verflossen, als seine Verliebtheit in Gott weiß was übergang.

Seine Nerven hörten völlig auf, ihm zu gehorchen. Einmal blieb er fast den ganzen Tag schweigend auf einem Fleck sitzen, stand dann auf, verneigte sich, ergriff seinen Hut und ging hinaus — und nach einer halben Stunde brachte man ihn in einem fürchterlichen Zustand von der Straße herein: er schlug in einem hysterischen Anfall um sich, er schluchzte so wild und leidenschaftlich, daß er sowohl den Kindern wie der Dienerschaft einen fürchterlichen Schreck einjagte. Aber Frau Marot schien auch diesem wahnwitzigen Ausbruch keine besondere Bedeutung beizumessen. Sie brachte ihn selbst wieder zu sich, indem sie ihm eilig die Krawatte löste und ihm freundlich zusprach, sich doch wie ein Mann zusammenzunehmen, und lächelte nur, als er, ohne sich den geringsten Zwang vor ihrem Mann aufzuerlegen, ihre Hände faßte, sie mit Küssen bedeckte und ihr seine selbstlose Ergebenheit beteuerte. Immerhin mußte dem allem ein Ende gemacht werden. Als einige Tage nach diesem Anfall Emile, nach dem die Kinder sich bald wieder gesehnt hatten, erschien, zwar im ganzen beruhigt, doch aber einem Menschen ähnlich, der eine schwere Krankheit durchgemacht hat, da sagte ihm Frau Marot mit sanften Worten alles das, was man in solchen Fällen zu sagen pflegt.

„Liebster Freund, sehen Sie, Sie sind für mich wie ein Sohn,“ sagte sie ihm und sprach zum ersten Male dieses Wort „Sohn“ aus — sie fühlte in der Tat eine

fast mütterliche Zärtlichkeit für ihn. „Bringen Sie mich also nicht in eine lächerliche und peinliche Lage!“

„Aber ich schwöre Ihnen, daß Sie sich irren!“ rief er mit aufrichtiger Leidenschaftlichkeit aus. „Ich bin Ihnen nur mit ganzer Seele ergeben, ich will Sie nur sehen dürfen und weiter nichts!“

Und plötzlich fiel er vor ihr auf die Knie — sie befanden sich im Garten, es war ein stiller, luftlos heißer und dunkler Abend —, mit krampfhaftem Ungestüm umschlang er ihre Hüften, von Leidenschaft überwältigt, einer Ohnmacht nahe... Und auf seine Haare niederblickend, auf seinen schlanken weißen Hals, dachte sie voll Weh und Wonne zugleich: „Ja, ja... ach, ich hätte auch einen Sohn, fast wie diesen hier haben können...!“

Immerhin beging er von diesem Tag an bis zu seiner Abreise nach Frankreich keine Tollheiten mehr. In Wirklichkeit war dieses ein schlimmes Zeichen, es konnte bedeuten, daß seine Leidenschaft sich vertieft hatte. Aber äußerlich schien sich alles zum Bessern gewendet zu haben — nur ein einziges Mal vermochte er wieder nicht an sich zu halten. Eines Sonntags nach dem Mittagessen, an dem einige fremde Gäste teilgenommen hatten, sagte er unvermittelt zu ihr, ohne im geringsten daran zu denken, daß alle es bemerken könnten: „Ich bitte Sie inständig, mir eine Minute zu gewähren...“

Sie erhob sich und folgte ihm in einen leeren halbdunkeln Saal. Er trat zu einem Fenster, durch welches das Abendlicht in langen, schrägen Streifen hereinfiel, und ihr mitten ins Gesicht blickend, sagte er: „Heute ist der Todestag meines Vaters. Ich liebe Sie.“

Fortsetzung auf Seite 99



Trotz der Dämmerung waren ihre Züge klar und scharf erkennbar.

Phot. Rief

Was der Zeppelin noch

Erd-Forschung und Groß-Luftschiff

Von

Dr. h. c. Wilhelm Filchner

„Lasciate ogni speranza, voi ch' entrate.“ Dieser Schreckensruf aus Dantes „Göttlicher Komödie“ galt jahrhundertlang für alle jene, die sich wissensdurstig den nördlichsten und südlichsten Zonen unseres Planeten näherten. Es war der „weiße Tod“, der sie dort erwartete, und die Geschichte der Polarforschung berichtet uns von vielen tapferen Männern, die in den Gebieten des ewigen Eises ihren Wagemut mit dem Leben bezahlen mußten. Aber der uralte Traum rüttelte die Gemüter immer wieder auf und gaukelte der menschlichen Phantasie unermessliche Schätze in den unerschlossenen Breiten vor, die es zu heben galt. Als die fortschreitende wissenschaftliche Erkenntnis der letzten Jahrhunderte einen klaren geographischen Überblick ermöglichte, setzte die Forscherarbeit mit neuen Kräften ein und ließ sich nun nicht mehr aufhalten. Der menschliche Geist suchte nach tieferer Erkenntnis, als die vagen Hoffnungen auf materiellen Gewinn in jenen Zonen zerronnen waren; er wollte sich zum „Herrn der Erde“ machen und deren Beschaffenheit bis in die fernsten Gebiete erforschen. Als ihm die Technik in ungeahnter Weise zu Hilfe kam, setzte dann am Ende des verflossenen Jahrhunderts ein wahrer Wettstreit um die Eroberung der polaren Gebiete ein, an dem sich nahezu alle Kulturnationen beteiligt haben. Diese ernste Arbeit wurde durch den Weltkrieg, der alle Kräfte in Anspruch nahm, jäh unterbrochen. Als endlich der Hader der Völker beigelegt war, konnte die

brachliegende Polarforschung allmählich wieder aufleben.

Die Polargebiete stellen die weitaus größten, bisher nur wenig bekannten Strecken unseres Planeten dar. Man bediente sich bisher besonders konstruierter Schiffe, solcher, die sich entweder mit Maschinenkraft ihren Weg als „Eisbrecher“ durch das Meereis bahnen oder der unberechenbaren Drift ausgeliefert sind. Daneben unternahmen die Expeditionen Schlittenreisen, sobald die Voraussetzungen hierfür gegeben waren.

Eine derartige Erkundungsmethode der Polarzonen war stets mit außerordentlich großen Gefahren und Zeitverlust verbunden, da entweder das Schiff durch Eispressungen zerstört wurde oder das aufgepreßte Meereis oder offene Wasserstellen einer Schlittenabteilung unüberwindliche Hindernisse in den Weg legten. Am Inlandeis dagegen gebot das Spaltengewirr weiterem Vordringen Halt.

Die fortschreitende Entwicklung der Ballonfahrt brachte den Ingenieur Andrée auf den Gedanken, auch diese neuzeitliche Erfindung in den Dienst der Polarforschung zu stellen. Leider fand Andrée bei seinem im Juli 1897 in Spitzbergen unternommenen Versuch ein tragisches Ende. Auch der Amerikaner Wellmann verfolgte dasselbe Ziel in den Jahren 1898/99 von Franz-Josefs-Land und 1906 von Spitzbergen aus.

Einige Jahre später erbaute Zeppelin sein lenkbares Luftschiff. Da um diese Zeit die Untersuchung der höheren Luftschichten be-

alles entdecken könnte ...!



- Rute des Expeditions-Luftschiffes.
- ~ Rute der Nansens Fram-Drift.
- Rute der Jeanette- und Maud-Drift.
- △ Vorhandene Radio- und meteorologische Stat.
- ⊙ Projektierte Radiostation.

reits einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hatte, wurde 1910 von verschiedenen deutschen Spezialisten unter Leitung des Grafen Zeppelin und Professors Dr. Hergesell eine Expedition nach Spitzbergen ausgerüstet, um festzustellen, ob ein lenkbares

Luftschiff bei der Polarforschung überhaupt Verwendung finden könne. Die Versuche hatten zwar ergeben, daß das Luftschiff in seiner damaligen Form für Dauerfahrten in Polargebieten nicht geeignet war; der Plan wurde dennoch nicht aufgegeben, sondern

von der zu vervollkommnenden Konstruktion des Luftschiffes abhängig gemacht.

Einer der wenigen Gewinne des Krieges besteht darin, daß er die technische Vervollendung des Luftschiffes unter dem Zwange der Not so beschleunigte, daß es sich zu einem Verkehrsmittel hohen Ranges entwickeln konnte. Schon während des Krieges hatten diese Lenkschiffe oder „Dirigeables“ bemerkenswerte Erfolge zu verzeichnen; ich erinnere hier an den Z. R. 59, der im Herbst 1917 von Jamboli in Bulgarien bis Khartum am Nil vorstieß und in 96 Stunden ununterbrochener Fahrt 7000 Kilometer zurückgelegt hatte. In diesem Zusammenhang ist auch der englische Zeppelin R. 34 zu nennen, der im Juli 1919 von der schottischen Küste aus in einem Dauerflug von 103 Stunden bis dicht an New York herangekommen war und später nach Schottland zurückflog. Diese Leistung der Engländer stellt die ersten Ozeanüberquerungen mit einem Luftschiff dar. In lebendiger Erinnerung ist außerdem die in der ganzen Welt gefeierte Fahrt Dr. Eckeners mit dem Z. R. III von Friedrichshafen nach New York.

Das vervollkommnete Luftschiff hat den Deutschen Walter Bruns im Jahre 1919 auf die Idee gebracht, mit diesem modernen Fahrzeug nicht nur Polarforschungen zu wagen, sondern auch über den Nordpol hinweg eine Verbindung zwischen Europa und den Ländern südlich der Beringstraße, also Japan und Nordamerika, aufzunehmen. Ein Blick auf den Globus zeigt, daß die Entfernung zwischen Hamburg und Nome in Alaska über den Pol hinweg längs des 10. und 170. Meridians nur etwa 7300 Kilometer beträgt. Diese Strecke könnte von einem modernen Großluftschiff in 60—70 Stunden durchfahren werden. Für die Überwindung der Strecke Hamburg—Nome auf dem üblichen Wege würde ein Dampfer ungefähr 30 Tage brauchen. Bruns denkt dabei an ein Großluftschiff von 150 000 cbm Gasinhalt bei 120 km Stundengeschwindigkeit.

Wieviele erdkundlichen Probleme harren im Nordpolgebiet ihrer Lösung? Im Polarbassin zwischen Nordpol und dem Kanada-Ufer zeigt uns die Karte einen großen

weißen Fleck — unerforschte Flächen. Derjenige Teil dieser „terra incognita“, den die „Fram“ in den Jahren 1893/96 auf ihrer Drift, bei der sie Tiefen bis zu 3800 Metern feststellte, durchquert hatte, ist seit 1896 nicht mehr besucht worden, weder von den Eisbrechern „Taimyr“ und „Woigatsch“ der russischen Vermessungs-Expedition, noch von der „Maud“, dem Schiff Amundsens, die sich alle nicht weit von der Kontinentalschwelle entfernt und meist nur Tiefen von etwa 100 Metern gelotet hatten.

Wie die Amerikaner meinen, soll auf Grund von Gezeiten-Beobachtungen durch Harris der große weiße Fleck im Nordpolargebiet aus Festland oder Flachsee bestehen. Nansen jedoch lehnt diese Hypothese kategorisch ab. Er vertritt die Ansicht, daß das nördliche Polargebiet an dieser Stelle tiefes Meer aufweist.

Um diese Streitfragen zu lösen, wären 4 bis 5 Tiefenlotungen innerhalb des weißen Flecks erforderlich.

Die Land- und Wasserverteilung in der Arktis ist bei der Aufstellung des Expeditions-Programms von ausschlaggebender Wichtigkeit. Das gilt besonders in dem erwähnten großen weißen Fleck und gleichfalls für die Gegend des Nikolai-II.-Landes, von dem nur Süd- und Ostküste bekannt sind.

In engster Verbindung mit der Lösung dieser Frage steht die aërogeodätische Vermessung neuentdeckter Landgebiete.

Inwieweit eine solche Tätigkeit vom Luftschiff aus möglich sein kann, wird die Praxis zeigen. Daß auch hier teilweise mit Überraschungen zu rechnen ist, scheint mir auf Grund folgender persönlicher Beobachtung nicht ausgeschlossen: Im Frühjahr dieses Jahres wollte ich von Reval aus auf dem Seewege Helsingfors erreichen. Da der finnische Meerbusen eine starke Eisdecke trug, mußte der Dampferverkehr eingestellt werden. Um keine Zeit zu verlieren, ließ mich die Finnische Regierung damals in entgegenkommendster Weise durch ein Militärflugzeug in Reval abholen. Wir überflogen mit dem Ziel Helsingfors den breiten Meeresarm in einer Höhe von 2000 Metern. Dabei

Fortsetzung auf Seite 104



Julanne Johnston

Phot. Studio G.-L. Mannel Freres

Einst Chorgirl – heute beliebter Filmstern und Partnerin Douglas Fairbanks.

Auf den Zehenspitzen in die große Welt

Von der Choristin zum Star

Von Bella Spewack

Zehntausend Choristinnen gibt es in New York, Chicago, „auf der Walze“ und in den Arbeitslosenbureaus. Wo sie herkommen? Aus kleinen Nestern, aus großen Städten mit ewig rauchenden Schornsteinen, aus feudalen Pensionaten, aus billigen Pensionen, von vagabundierenden Zigeunern, von Auswandererschiffen, aus der Aristokratie. Mädels, die Turgenjew lesen, Mädels, die

kaum ihren Namen buchstabieren können. In Musselin und in armseligen Fähnchen. Ungeschminkt einige und manche, die vor lauter Belladonna kaum aus den Augen sehen können. „Hallo, grüß Gott, wie schaut's, und wenn's heut nicht paßt, kommen wir morgen!“

Was aus ihnen wird?

„Die meisten heiraten!“ sagte ein Fachmann. Ah, er war ein Optimist und ein Junggeselle.

„Die meisten heiraten nicht!“ sagte ein anderer. (Er war über fünfzig.)

„Die meisten bleiben im Chor stecken!“ sagte ein Dritter.

„Und der Rest?“

„Es gibt keinen Rest im Chor!“ —

Wenn Sie glauben, daß ich jetzt einen Trauergesang über die armen Chormädchen anstimmen will, irren Sie sich gewaltig, Verehrtester! Ich habe im Laufe meiner langwierigen und peinlich genauen Untersuchungen festgestellt (entschuldigen Sie, wenn ich mich allmählich schon wie ein würdevoller Sozialreformer ausdrücke), daß der Rest seinen Namen in elektrischen Buchstaben auf Häuserfronten strahlen sieht. Blumen und Sektkörbe bekommen die Mädchen vom „Rest“ schockweise; Haarwasser und Abführmittel werden nach ihnen benannt, Prinzen, Erzherzöge und Multimillionäre von ihnen gekapert. Und wenn sie glücklich verheiratet sind, halten sie die Menschheit durch tägliche Berichte über bevorstehende Scheidungen in Atem, wenn sie ledig bleiben, durch tägliche Berichte über bevorstehende Heiraten.

Namen? Hier sind nur die amerikanischen:

Elsie Ferguson, Peggy Wood, Mary Eaton, Marion Davies, Nita Naldi, Shirley Vernon, Ada Mae Weeks, Jacqueline

Logan, Mae Murray, Marie Dreßler, Kay Laurell, Justine Johnstone. Das ist das erste Glied, hinter ihm marschieren ungezählte Reihen: Choristinnen, die berühmt wurden! Berühmt wurden als Schauspielerinnen auf der Bühne oder auf der Leinwand: dem Ziel und der Sehnsucht jedes Chormädels; und natürlich auch jeder Stenotypistin, Maniküre, Putzmacherin und Nähmamsell.

Choristinnen, denen nicht nur Amerika zu Füßen liegt, sondern auch Europa; deren Namen in Piccadilly, der Rue de la Paix und Unter den Linden ebenso bekannt ist wie auf dem Broadway und der Fifth Avenue.

Wie sie es machen?

Ich habe Elsie Ferguson gefragt und Peggy Wood mit dem Lausbubenlächeln und der „Lilienstimme“ und Mary Eaton und Marion Davies, die Filmkönigin. Und alle antworteten mit chormäßiger Einstimmigkeit: durch die Fähigkeit, schwer zu arbeiten. Durch den Besitz jenes Niemals-den-Mut-sinken-lassen-Lächelns. Durch den unerschütterlichen Willen, sich auf dem selbstgewählten Arbeitsfeld durchzusetzen.

Natürlich muß man, abgesehen von diesen Eigenschaften, auch ein kleines bißchen Glück haben. Glück auf dem Broadway, wie in Bialystock oder Marokko bedeutet die erste Gelegenheit: das erste In-die-Augen-Fallen. Die erste Strophe. Die erste kleine Rolle. Die erste Hauptrolle. Das erste Berühmtsein. Danach — sieh zu, wie du weiter kommst!

Für's Glück gibt's keine Formeln und Maximen. Das ist wie mit dem Heuschnupfen: man hat's oder man hat's nicht. Wie man einem mürrischen Regisseur die offensichtliche Tatsache beibringen muß, daß man eine Zierde jedes



Mary Eaton,
die es vom Chormädchen zu einem der gefeiertsten Revuesterne Amerikas brachte.

Prominentenensembles sein könnte, das lehren keine Handbücher und Unterrichtsbriefe. Ebenso wenig wie demselben Skeptiker klarzumachen ist, daß nur die eigene goldene Stimme das Schlagercouplet zur Wirkung bringen kann. Und erst recht die Kunst, später die allmächtigen Götter des Theaters dazu zu bewegen, dir die Ein-und-Alles-Rolle anzuvertrauen, durch deren Darstellung du entweder dem Stück zum Erfolg und besagten Göttern zum sorgenlosen Ferienaufenthalt in Marienbad verhilfst oder — durchfällst und die Bedauernswerten zu Offenbarungseid und Zwangsversteigerung zwingst.

„Frau Fortuna kommt zu dir, wenn du ihr beweist, daß sie dir helfen kann“, sagt Peggy Wood. Nur mit einer genügenden Dosis Entschlossenheit ausgerüstet, hat sie sich zum erstenmal hör- und bemerkbar gemacht. Aber Peggy wird das selber viel besser erzählen:

„Alle Mädels dachten, ich sei großenwahnsinnig geworden, als sie hörten, daß ich Gesangsstunden nahm. Und erst recht, als ich auch noch tanzen lernte. Ich hab' mich aber nicht drum gekümmert. Ich wollte was werden, und ich habe mir gesagt, je besser ich singen und tanzen kann, desto schneller wird's gehen. Dasscheint doch logisch ge-

nug zu sein, aber merkwürdigerweise sahen das die meisten Mädels nicht ein.“

Augenblicklich bereitet sich Peggy Wood zur Oper vor und, wenn nicht alles trügt, wird die kleine Choristin von ehemals eines Tages auf der Metropolitanbühne die Margarethe singen oder die Mimi. Gott bewahre sie wenigstens vor der Isolde, aber wie ich Peggy kenne, wird sie sich nicht abhalten lassen.

Für Elsie Fergusons glänzende Karriere wird von vielen ihre außergewöhnliche Schönheit verantwortlich gemacht. Keiner, der sie jemals gesehen hat, wird ihr Gesicht vergessen können. Weiß Gott, sie könnte sogar eine Versammlung glatzköpfiger, vertrockneter Altertumsforscher anziehend gestalten.

Elsie Ferguson ist Beweis dafür, daß es ohne das bewußte bißchen Glück nicht geht. Sie gehörte zuerst zum Chor; aber erst drei Jahre nach ihrem ersten Auf-

treten vertraute ihr ein tollkühner Regisseur eine kleine Rolle an. Und auch die war nicht größer als die paar Worte, die das Zimmermädchen zum Hausknecht sagt, während der Star in seiner Garderobe sich schnell in sein dreiundzwanzigstes Kostüm wirft.

Während einer Fechtstunde (sie treibt fast jeden Sport) wurde sie

Forts. auf Seite 110



Imogene Robertson,
der ihre Schönheit zu einem ungewöhnlichen Aufstieg
verholfen hat.



F u c h s w e r b u n g

Fähe!

Gib mir dein Junges zur Ehe!

Die schlanke Fuchsin!

Sieh, wie ich voll Sehnsucht und Glücks bin!

Wir wollen zusammen spielen

Mit den Tannenzapfen, die ins Moos fielen.

Wir wollen Gräser zur Höhle tragen,

Wir wollen zusammen Hasen jagen.

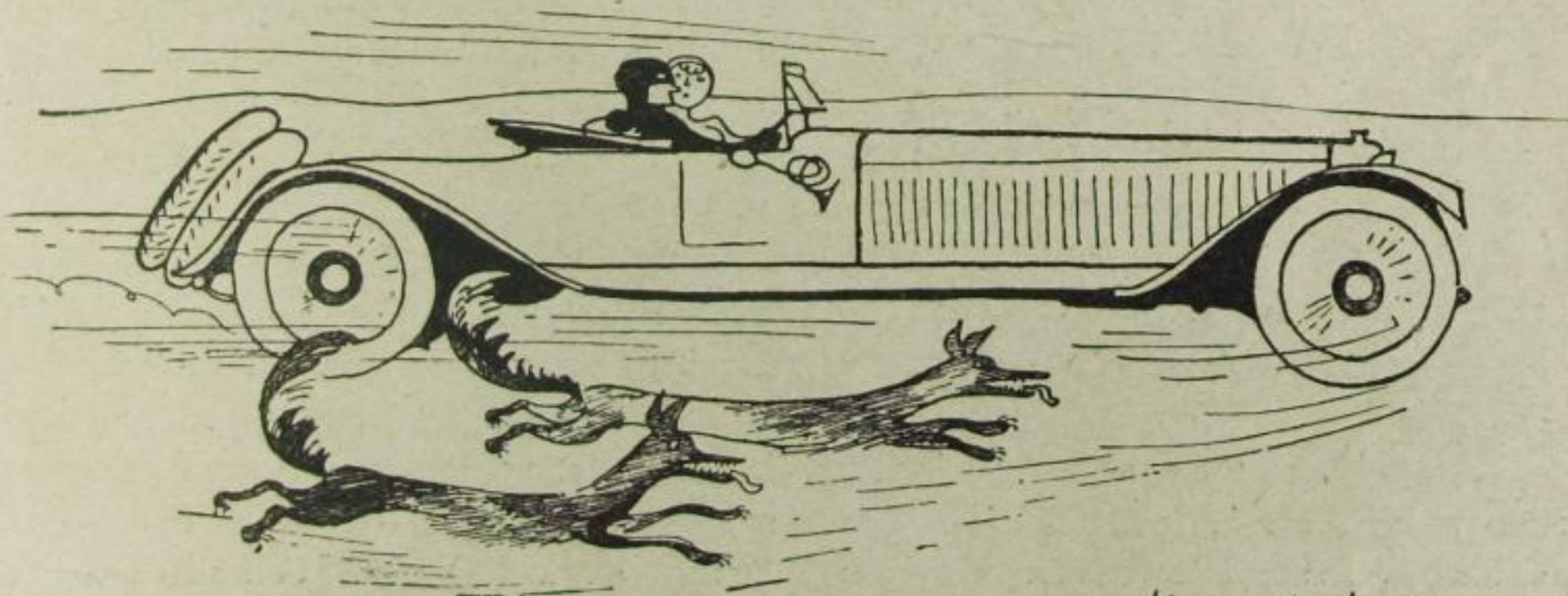
Wir wollen Turmschwalben scheuchen, die im Fels hausen.

Wir wollen uns zärtlich den Pelz zausen,

Wir wollen aus einem Bache saufen

Und mit den Automobilen auf der Landstraße um die Wette laufen!

Slabund



K o b b e

GELDSCHRANK- KNACKER

Ein Nachruf auf ein aussterbendes Verbrechergeschlecht

Von Kriminalkommissar a. D. G. Lehnerdt



Die
„Konservenbüchse“
Geldschrank alten
Systems

Ein jener Verbrecherberufe, der seinen Höhepunkt hinter sich hat und zum Aussterben verurteilt ist, weil er im Kampf mit der modernen Technik liegt, die den Geldschrank immer unangreifbarer macht und jedem neuen Angriffsverfahren mit dreifach verbesserten Angriffsmaßnahmen begegnet. Ein Kampf, ähnlich dem zwischen dem Artilleristen und Festungsingenieur. Doch während hier auf beiden Seiten die Entwicklungsmöglichkeiten ungehemmt sind, findet beim Angriff des „Knackers“ das Ausmaß seiner Vorbereitungen eine Grenze in der Notwendigkeit des verborgenen Antransportes seines Angriffsmittels, in dessen Gewicht und in der Begrenzung der Zeit für den Angriff.

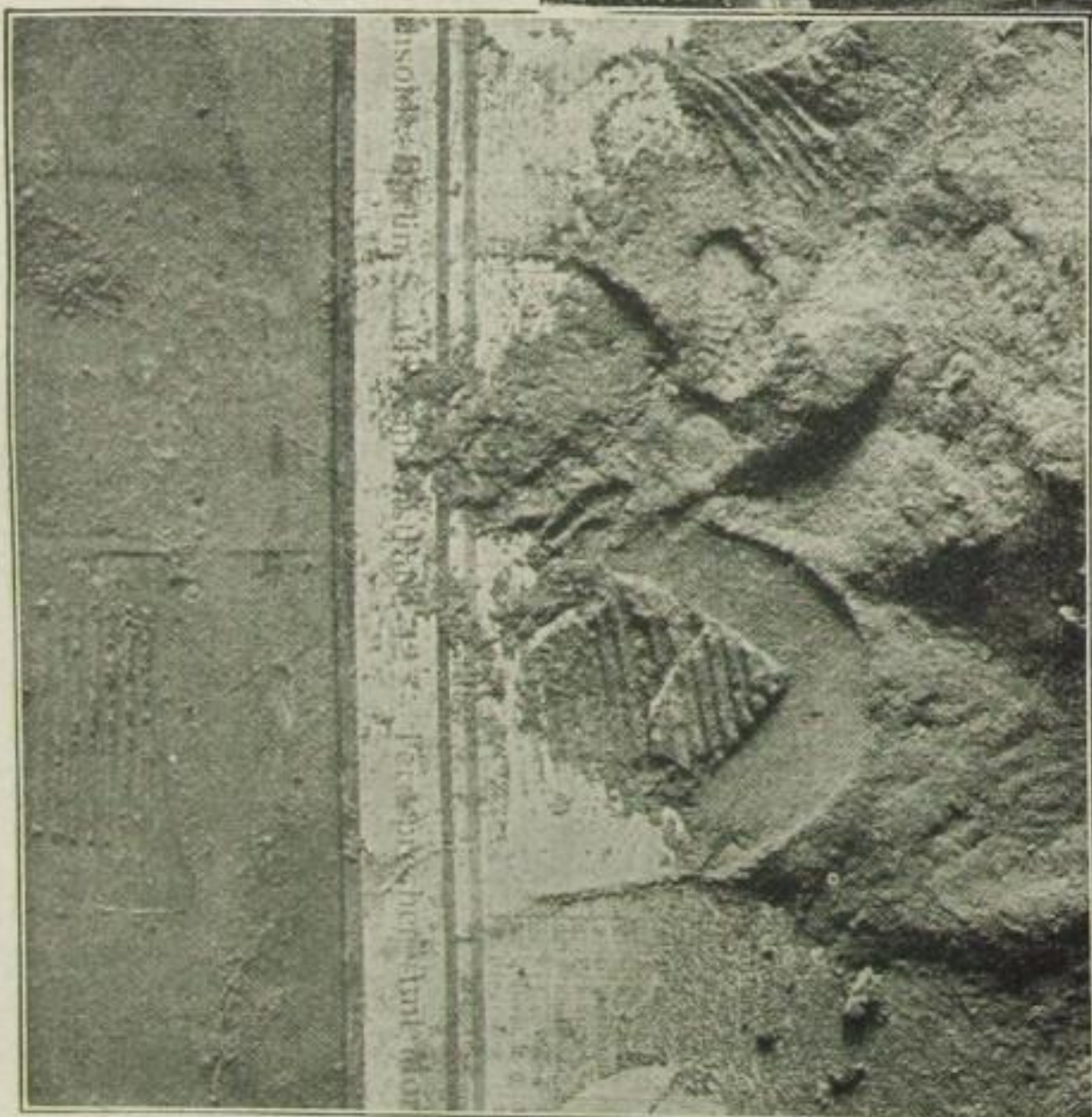
Und noch ein Moment hat je länger, desto mehr diesen „Gewerbebetrieb“ unproduktiv gestaltet: das Verschwinden des

flüssigen Geldes, der Scheckverkehr, die bargeldlose Zahlungsweise, das Postscheckkonto leerten den Schrank, der neben der unbedeutenden Portokasse nur noch das Hauptbuch, die „Reine Kasse“ und andere wichtige Bücher und Geschäftspapiere über Nacht gegen Feuergefahr aufnahm.

Hin und wieder begegnet man noch jenen alten „Kasten“, wie der Knacker sie mit überlegener Ironie nannte, den kleinen holzfarbenen angestrichenen Schränken, deren dicke Türen auf den Uneingeweihten gewaltigen Eindruck machten, und die doch nur harmlose Braunkohlenasche zur Abwehr der Hitze bei einem Brande enthalten. Damals, vor etwa fünfzehn Jahren, blickte der Geschäftsinhaber abends beruhigt und dankbar auf die scheinbare Festung und übergab ihr vertrauensvoll große Summen zur nächtlichen Aufbewahrung.

Damals gingen die Geldschrankeinbrecher mit sicherer Aussicht auf Erfolg an die Öffnung einer solchen „Konservenbüchse“. Eine gut aufeinander eingespielte „Kolonne“ von drei bis vier Mann vermochte den Schrank ohne

viel Geräusch in etwa zwanzig Minuten zu öffnen. Vor dem Weltkriege veranstaltete einmal die Berliner Kriminalpolizei in einer Saale des Polizeipräsidiums zur Belehrung ihrer jungen Beamten einen bestellten Geldschrankeinbruch. Man nahm dazu einen Schrank, der von hinten erbrochen und dessen Vorderseite mit Schloßeinrichtung unversehrt geblieben war. Durch Vermittlung des Dezernats für Geldschrankeneinbrüche hatte man einen „früheren“



Die verräterische Asche

Die Geldschrankknacker haben zwar durch eine niedergelegte Zeitung das Geräusch der herausfallenden Füllmasse gedämpft, aber mit ihren Stiefelsohlen darauf Spuren hinterlassen, die zu ihrer sofortigen Verhaftung führten.

Das Loch in der Decke

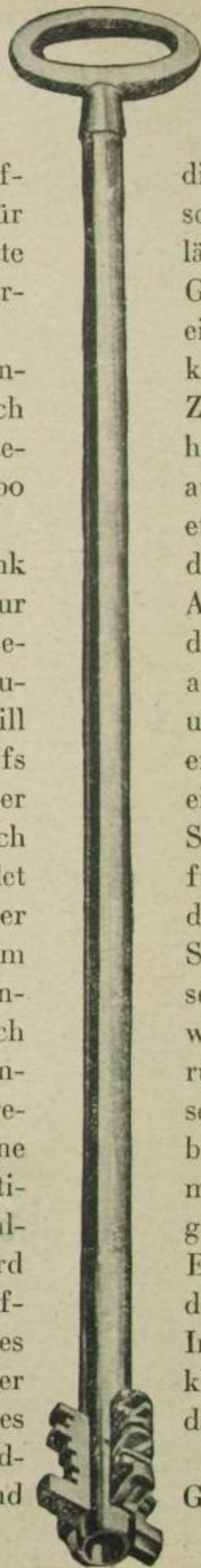
Amtliche Aufnahme des großen Amsterdamer Bankeinbruches, bei dem die Verbrecher durch die Decke einstiegen.

Geldschrankknacker gewonnen, der mit freundlichem Lächeln dem gespannten Auditorium erklärte, daß er seit langem nicht mehr „auf die Tour ginge“. Er war mit einer kleinen Handtasche versehen, die unscheinbar genug aussah, erbat sich eine Woldecke, die er vor den Schrank legte, um das Geräusch herausfallender Teile zu dämpfen, und begann, allein auf sich angewiesen,

seine Arbeit. Nach 16 Minuten rasender Anstrengung sprang die Außentür auf, zwei Minuten später lag der Innentresor offen. Der Einbrecher entnahm ihm den Briefumschlag, der die Bezahlung für seine Vorführung enthielt, verbeugte sich wie ein Künstler und verschwand.

16 Minuten Arbeit eines Menschen! Während sonst gewöhnlich drei Eingearbeitete am Schrank stehen und sich in schnellem Tempo abwechseln.

Wie wird nun ein solcher Schrank geöffnet? Der Einbrecher führt nur Werkzeug von erstklassiger Beschaffenheit mit sich. Seine Instrumente dürfen ja nicht versagen, will er nicht Erfolg und Freiheit aufs Spiel setzen. Er bohrt mit einer amerikanischen Brustleier, in der sich ein Bohrer aus bestem Stahl befindet — zahlreiche Ersatzbohrer führt er mit sich —, ein Loch neben dem Schloß in den Panzer. Unter ständigem Ölen läßt er den Bohrer sich fast lautlos in das Metall hineinfressen. Ist der Bohrer durchgedrungen, tritt das Spitzeisen, eine etwa 0,50 Meter lange, 1—1½ Zentimeter starke, scharf zugespitzte Stahlstange, an seine Stelle. Mit ihr wird das entstandene Loch so weit aufgewuchtet, daß die Einführung des „Knabbers“ möglich ist. Dieser „Knabber“ ist das Hauptwerkzeug des „Knackers“. Aus Schmiedeeisen handgeschmiedet, hat er die Form und Ausmessung einer ovalen Schuhcremedose. In seiner Längsachse befindet sich ein etwa sechs Zenti-



Die kunstvollste Sicherung
Der neue Kreuzbartschlüssel mit
50 Zuhaltungen.

meter langer Einschnitt, dessen obere breite Kante mit Querriefelungen versehen ist, um ein Abgleiten zu verhindern, während die untere Kante des Einschnittes eine scharfe Schneide besitzt. In der Verlängerung des Einschnittes auf der Gegenseite läuft der Knabber in einen etwa 12 Zentimeter langen, konisch sich verjüngenden Stiel aus. Zu diesem eigentlichen Knabber gehören eine Reihe von Ansatzstücken aus Mannesmannrohr, deren jedes etwa 30 Zentimeter lang und wieder an dem einen Ende verjüngt ist. Auf diese Weise kann der Einbrecher den Stiel des Knabbers beliebig bis auf 1,50 Meter Länge vergrößern, um eine hinreichende Hebelkraft zu erzielen. Der Knabber wird nun wie ein Büchsenöffner in das mit dem Spitzeisen erweiterte Bohrloch eingeführt und schneidet mit Hebeldruck den Schrankmantel rings um das Schloß auf, bis dieses frei liegt und seine Zuhaltungen zurückgestoßen werden können. Zu dieser Ausrüstung gehört noch die vom Hufschmied gebrauchte Hufzange, die besonders lange Schenkel besitzt, und mit der dem Pferde die Eisen abgerissen werden. Mit ihr biegt der Einbrecher die durchschnittenen Teile des Panzers zurück. Das gesamte Instrumentarium findet in einer kleinen eleganten und daher unverdächtigen Handtasche Aufnahme.

Man bezwang aber nicht nur den Geldschrank; man fand auch früher etwas in ihm. Sicher aber war die Beute zufriedenstellend, wenn man als Angriffsnacht die Nacht vor

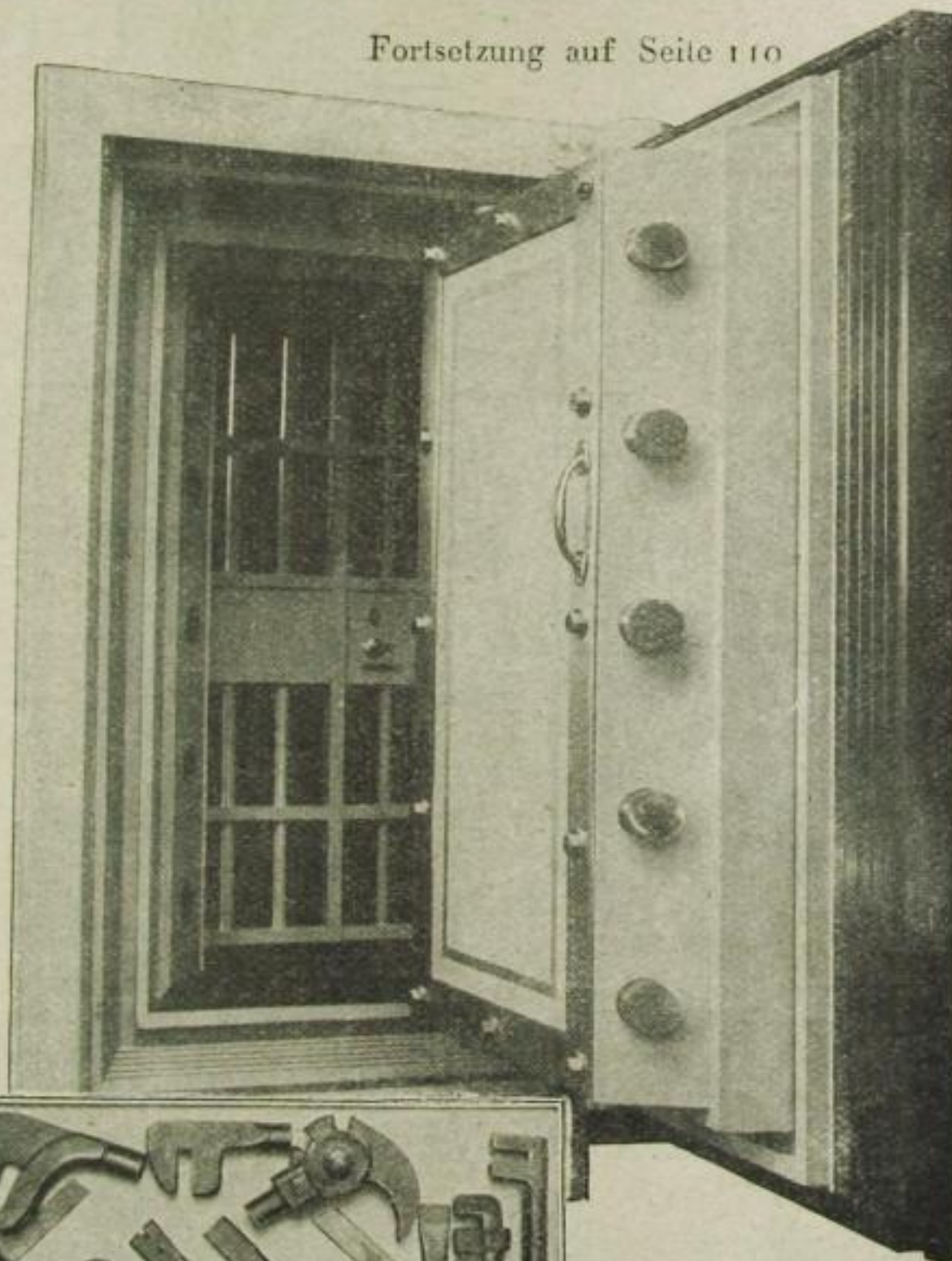
den Lohnzahlungen wählte. So kam es, daß eine Reihe von Jahren hindurch in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag in Berlin Woche um Woche immer fünf bis sechs Schränke „fielen“.

Es schufen Angriffsobjekt und Inhalt einen großen Anreiz zur Tat.

Und doch fand sich nicht überall der Mann, der in eine solche Kolonne hineinpaßte: die Kenntnisse eines Schlossers, wenn nicht die eines Geldschrankenschlossers waren unerläßlich, um ein schnelles Ineinanderarbeiten zu gewährleisten. Wichtiger noch als die Arbeit am Schrank war das „Baldowern“. Hier galt es festzustellen, wo der Geldschrank stand, durch wieviel Türen man zu ihm hindurch mußte, und mit welchen Schlössern sie gesichert waren; welches System der Schrank hatte; ob Alarmvorrichtungen eingebaut waren, wie deren Leitungen liefen, und wo sich die Alarmglocken befanden. Man mußte die Gewohnheiten der Menschen nicht nur in dem Büro selbst, sondern auch im Hause kennenlernen, mußte wissen, an welchem Tage besonders große Summen vorhanden waren, bis wann der Pförtner abends aufblieb, welchen Häuserblock der Wächter abzuschreiten hatte und wieviel Zeit er zu einem Rundgange gebrauchte, und ob der Wachhund auf dem zweiten Hof ein Rüde oder eine Hündin war.

Diese Aus- und Durcharbeitung eines Angriffsplanes konnte nur hochintelligenten Menschen mit scharfer Beobachtungsgabe, nie versagender Geistesgegenwart und formvollendetem Auftreten gelingen. Vor wenigen Wochen ging durch die Berliner Presse die Mitteilung von der Festnahme zweier solcher Knacker, die in

Fortsetzung auf Seite 110



Wo alle
Instrumente
versagen!

Der moderne Tresor

*

Das von den zünftigen
Geldschrankknackern
selbst erfundene und
hergestellte Hand-
werkzeug

AUS DER WERKSTATT DER DICHTER

*Die Geburt der geistigen Werke wird immer ein
Mysterium bleiben. Aber schon das Auftauchen der
künstlerischen Vision, das Wachstum der Form und
die individuellen Arbeitsweisen sind so persönlich und
verschieden, daß es uns bedeutsam genug erschien,
mehrere bekannte Autoren um einen Beitrag zu
diesem Thema zu bitten.*

Thomas Mann schreibt:

„Ich habe niemals ein größeres Manuskript
abgeschrieben oder abschreiben lassen, son-
dern immer die Urhandschrift in die
Druckerei gehen lassen. Die Setzer sind
gut damit fertig geworden, ohne Ausnahme.

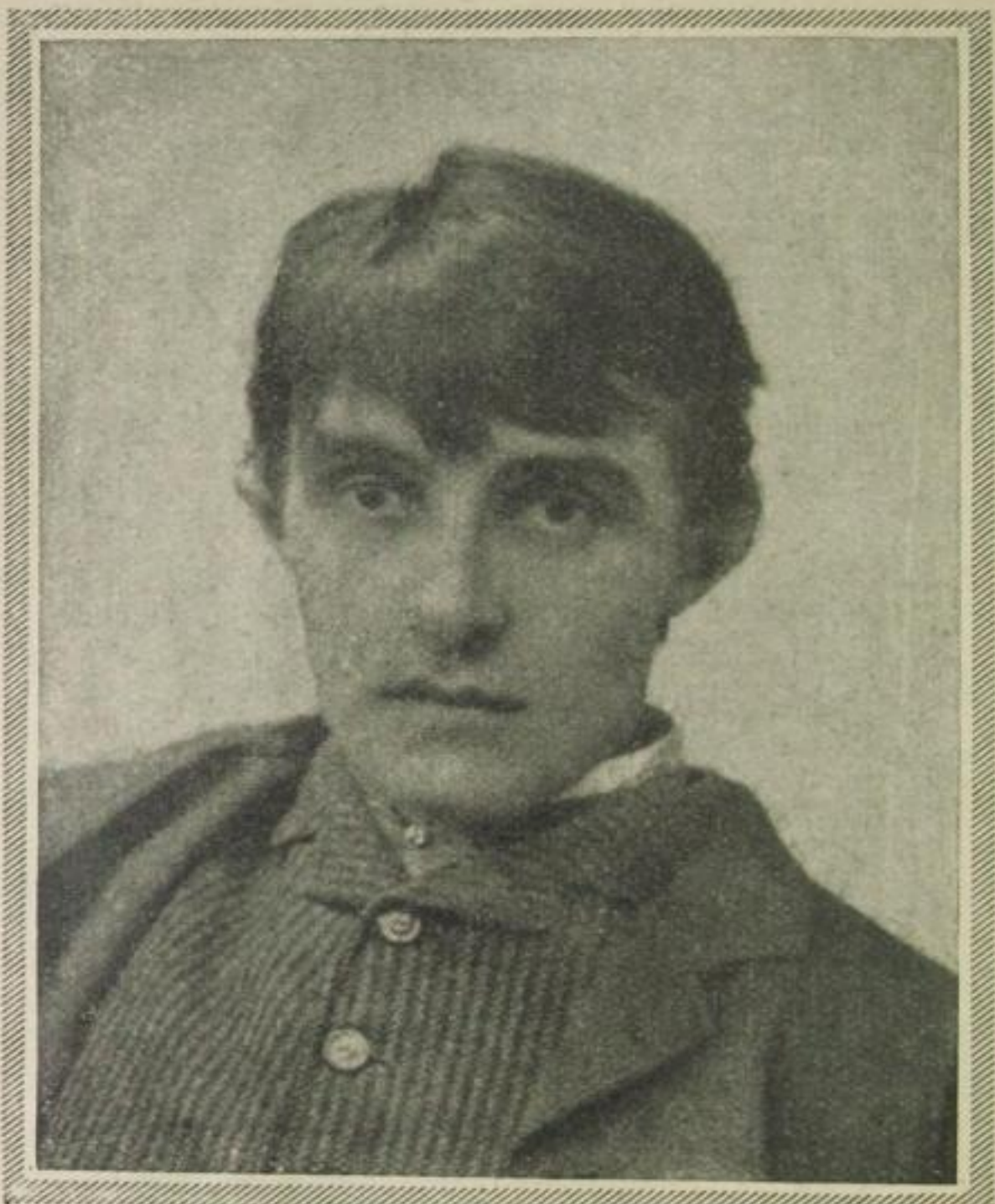
Das Diktieren widerstrebt mir. Ich habe
eine Zeitlang versucht, wenigstens meine
Korrespondenz auf diese Weise zu erledigen,
bin aber bald wieder davon abgekomen.
Ich kann kein menschliches Medium
brauchen.

Meine Arbeitszeit ist vormittags, morgens.
Ich liebe das Wort Goethes: „Tag vor dem
Tage, göttlich werde du verehrt! Denn aller
Fleiß, der männlich-schätzenswerte, ist mor-
gendlich.“ Dennoch geschah es nicht ohne
Bedauern, daß ich der Nacharbeit, die ich

als junger Mensch wohl übte, notgedrungen
absagte.

Ich bin gewohnt, im Zimmer zu arbeiten.
Offener Himmel, meine ich, zerstreut die
Gedanken. Im Sommer brauche ich wenig-
stens die Decke einer Veranda, eines Gar-
tenhauses über dem Kopf, ein Gehäuse,
das, sozusagen, die Atmosphäre des Werkes
schützt.

Sie fragen nach der Entstehungsart mei-
ner Arbeiten. Ich täusche mich bei der
Konzeption vor allen Dingen über den Um-
fang. „Buddenbrooks“ war als Roman von
250 Seiten gedacht, „Der Tod in Venedig“
als Simplizissimus-Novellchen, „Der Zau-
berberg“, der zwei dicke Bände bekommen
hat, als kleines Satyrspiel dazu. Das An-
schwellen der Komposition beruht auf einem



Ein bisher unbekanntes Bild von Herman Bang im Alter von 18 Jahren, als er seinen ersten Roman „ Hoffnungslose Geschlechter“ schrieb.

Über Herman Bangs Arbeitsweise schreibt ein Freund von ihm:

„Jahrelang habe ich Herman Bangs Arbeitsweise aus nächster Nähe beobachten können. Bang war ein Fanatiker der Arbeit. Er hat nie eine Bibliothek besessen, nicht einmal seine eigenen Bücher. Infolge seiner phänomenalen künstlerischen Empfänglichkeit und seines ruhelosen Wanderlebens kannte er nur ein Buch: das einzige ewige Buch des Lebens. Der Blick eines Menschen, der Ton eines gesprochenen Satzes, von anderen unbeachtet, ungehört, entzündeten seine Phantasie und regten seine Schaffenslust an. Wenn er eine Stunde spazieren ging, kehrte er mit Eindrücken beladen wie von einer Weltreise zurück. Er hat mir oft erzählt, wie er sich in seiner Jugend gewaltsam zur Arbeit gezwungen hatte, bis sie zu seinem

Lebenselement geworden war. Selbstbeherrschung und Wille gehörten auch zu den ausgeprägtesten Zügen dieses genialen Menschen, wie Güte und melancholische Ironie. Seine Romane und Novellen schrieb er gleich ‚ins Reine‘ — es dauerte aber lange, bis er sich an den Schreibtisch setzte. Es mußte alles zuerst in seinem Kopfe feststehen — jede Kleinigkeit, jedes Wort. Die beinahe verwirrende Fülle von Gestalten, die am Beginn einiger seiner Romane, wie z. B. in ‚Ludwigshöhe‘, geradezu wie durch einen durchbrochenen Damm hineinströmen, um sich allmählich und sinnreich zu einer künstlerisch vollkommenen Welt zu gliedern, die durch die durchsichtige Straffheit der Komposition imponierend wirkt, ist auch für seine Handschrift bezeichnend. Sie spiegelt die Selbstbeherrschung, Willensanspannung, den Arbeitsfleiß und — die Melancholie seiner einmaligen Natur wider.“ Josef Melnik.

Handwritten manuscript in Danish script, likely from Herman Bang's last novel 'Die Vaterlandslosen'.

Manuskriptteil aus Bangs letztem Roman „Die Vaterlandslosen“ in der dänischen Urschrift (Originalgröße).

Garragan kam aus dem Gefängnis und ging eilig, wie ein Mann durch die kahle Lindenallee.

Der Beamte, der das Tor aufgeschlossen hatte, blickte ihm nach und den Haars zu rück.

Es war ein Vormittag mit im Februar mit frühlinghafter Sonne,



Phot. Perscheid

Ludwig Wolff

Ludwig Wolff schreibt:

„Es mag anmaßend erscheinen, irgend jemanden in der Welt mit der Entstehungsgeschichte eines Unterhaltungromans zu behelligen, aber da ich höflich gefragt werde, will ich höflich antworten.

Zuerst ist eine Grundsituation da.

Ich sage: Situation, nicht Idee. Da ich in bescheidenen Verhältnissen lebe, dünkt mich das Auftauchen und Sich-Einhaken einer ergiebigen Romansituation sehr bemerkenswert, ja beinahe wunderbar. Die Situation ist plötzlich da und gibt mich nicht mehr frei.

Alle erweist hatte, blieb er einen Augenblick stehen und was er sah, ließ seine

Worte, holte tief, tief Atem und starrte

in einbringen.

Ausschnitt aus der ersten Manuskriptseite von Ludwig Wolffs großem Roman „Garragan“
(Originalgröße)

Gewöhnlich ist es ein ganz unbedeutendes Bild, das zuerst sichtbar wird. Ich erblickte zum Beispiel eines Tages die junge Prinzessin Suwarin, die in einem dämmerigen Hamburger Hotelzimmer saß und der Teemusik zuhörte. Oder ich sah einen Mann, der später den Namen Garragan erhielt, seiner Frau, die er verfolgt, im Sprechzimmer eines kleinen New-Yorker Boardinghauses fassungslos gegenüberstehen.

Die Grundsituation keimt ungefähr vier Wochen lang und entwickelt Reihen neuer Situationen. Dann erst, wenn die bedrohliche Angelegenheit sich nicht länger vertuschen läßt, greift der ordnende und sehr nüchterne Verstand ein, der die entstandene Situation verböhnt, zerplückt und lächerlich macht. Hält die Situation diesem kritischen Zersetzungsprozeß stand, so wird sie jetzt bewußt bis zum Ende weitergeführt.

Die schattenhaften Gestalten werden allmählich lebendig (für mich lebendig), sie bekommen körperliche Umrisse, sie finden den ihnen gehörenden Namen, sie stehen um mich herum, begleiten mich auf allen Wegen, stürzen mich in Abenteuer, denen

Fortsetzung auf Seite 115



Phot. Wasow

Otto Flake

antwortet. Ich diktierte
 Bearbeitetes. [Vormittags
 gewöhnlich
 in Berlin durch
 auf dem Land
 es gibt Berge zum
 immer; besonders
 man
 Händer. Nachmittags,
 immer, meine Ha-

in die Nacht. Dies, fünf, an
 in ihm

Aus dem unten beginnenden Beitrag (Originalgröße)

Otto Flake schreibt:

Wenn ich ein Buch schreibe, liegt ein Stoß
 Papier neben mir, dessen Format, Aussehen,
 Qualität mir recht gleichgültig ist, und auf
 diesen Stoß kommt alles überflüssige Pa-
 pier, das der Tag zuträgt, sofern es nur eine
 freie Rückseite hat. Die Manuskriptblätter
 kommen mit den Korrekturfahnen der
 Druckerei an mich zurück; beschmutzt wie
 sie sind, gehören sie in den Papierkorb — so
 bleibt vom Manuskript nichts mehr übrig,
 und sollte doch noch jenes Reserveexemplar

da sein, so vernichte ich es zu guter Letzt
 ebenfalls.

Die einzigen Arbeiten, die ich in lesbarer
 Schrift mit der Hand schreibe, sind kurze
 Artikel, die sofort in Satz gehen, z. B. dieser.

Deine anderen Fragen, mein lieber Uhu,
 sind rasch beantwortet. Ich diktiere nur
 Briefe, nie Bearbeitetes.

Vormittags gehe ich an die Luft. In
 Berlin gewöhnlich durch den Tiergarten;
 auf dem Lande ist die Auswahl größer, es

Fortsetzung auf Seite 116

Soph, der Holländer, den wir da gesehen haben. Frau
 wurde Aufhörer und starker Aufhörer
 Kunst sein. Sein Einfluss ist es nicht in Deutschland.
 die gewöhnliche Kunst der alten Provinz. In der
 Land als Künstler. Der Dargestellte ^{ausgezeichnet und} ~~ist~~
 radikaler Temperament allein haben. ^{durch} ~~ist~~
 Die neuen Freiwörter erscheinen den Einsiedler
 zahn gegenüber ~~den~~ Hellesdehnsen, die
 Lebens um und unzuverlässig drohen, ~~ist~~ sind

Manuskriptausschnitt aus einem Aufsatz von Carl Sternheim (Originalgröße)

Carl Sternheim schreibt:

„Das dichterische Werk entsteht bei mir aus dem jähen Einfall. Beim „Fossil“ sah ich, während ich eines Abends zu Bett ging, plötzlich einen preußischen General, durch das Kriegsende verabschiedet, in großer Generalsuniform auf einem Schaukelpferd stürmisch, den Säbel geschwungen, Attacke reitend. Sonst nichts. Wußte keine Handlung, kein Wie und Wo, geschweige, daß das Stück das vierte und letzte der Masketetrilogie sein würde.

Ich hatte, wie bei jeder Arbeit, auch keine Ahnung, als ich die erste Szene begann, was in ihr, geschweige in der zweiten, stehen würde,

Fortsetzung auf Seite 117



Zeichnung von Lucian Bernhard
Max Brod

Handwritten manuscript fragment in German, showing several lines of text with some corrections and annotations.

Manuskriptfragment aus des Dichters letztem Roman „Leben mit einer Göttin“ (Originalgröße)

Max Brod schreibt:
Ich hätte nicht viel zu dem Thema zu sagen. Oder unendlich viel, — müßte Ihnen einen großen Teil meiner Biographie schicken. — Ich schreibe mit Tinte und Feder, diktiere nie. Ich liebe die Seiten, die ohne Korrekturen, gerüstet wie Pallas Athene, aus dem Kopfe des Vaters springen. Leider sehe ich nur selten solche Seiten entstehen. Die eingesandte ist schon eine meiner „besseren“. Es besteht da übrigens eine seltsame Antinomie. Dem Gefühl nach sind die mit leichter sicherer Hand hingeworfenen Partien eines Buches die besten. In

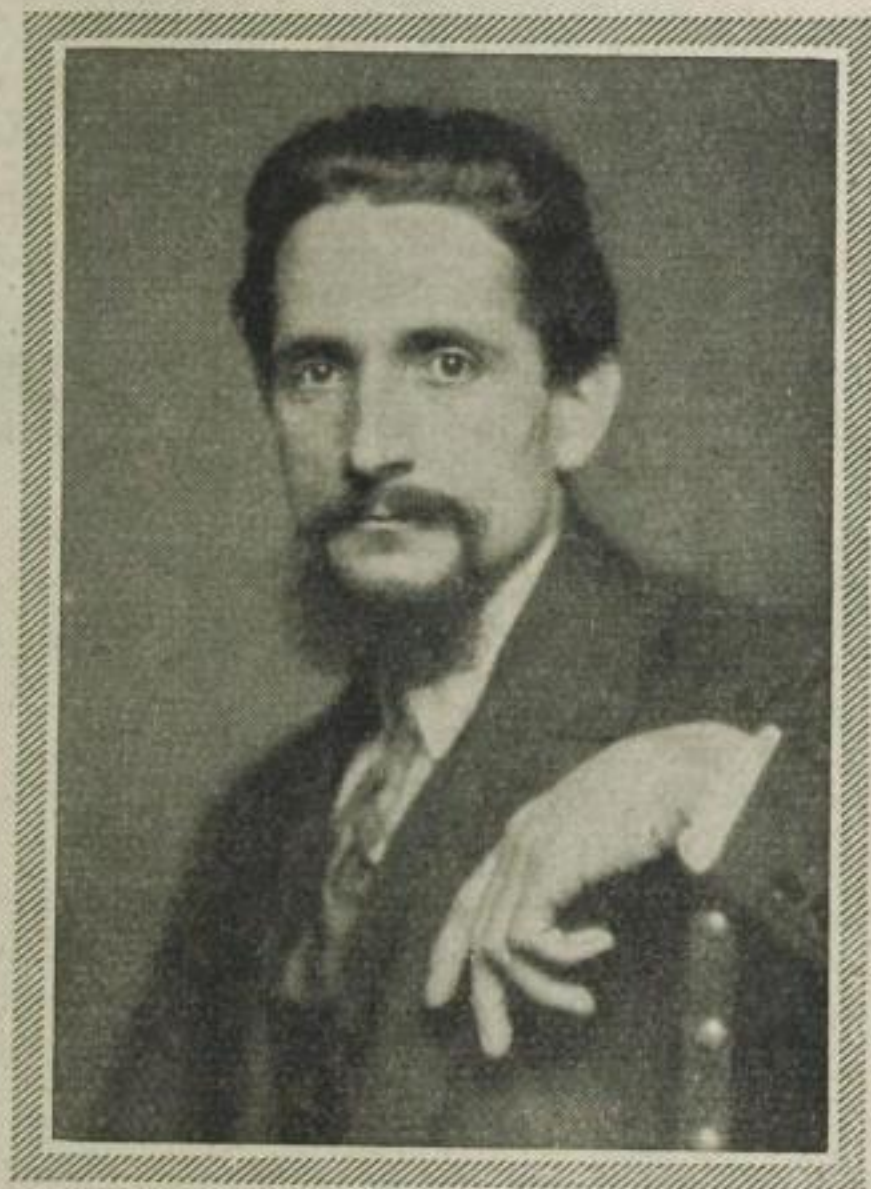
Wahrheit erscheinen schließlich manchmal solche, in denen viel gestrichen und geändert worden ist, besser geglückt. Ähnlich ist es mit den seelischen Entstehungsbedingungen eines Werkes bestellt (die äußeren sind mir ziemlich gleichgültig): immer wieder glaube ich, nur bei vollständigem inneren Gleichgewicht gut arbeiten zu können — und doch sind, objektiv betrachtet, einige meiner besten Bücher unter großen Störungen und Aufregungen, ungünstigsten Begleitumständen entstanden. Da gibt es vieles, was der Verstand nicht versteht. Es ist (mit Fontane zu reden) „ein weites Feld“.

Jakob Schaffner schreibt:

„Als Epiker bin ich natürlich ein Stubenarbeiter. Ich kann nicht riskieren, daß der Wind mit meinen Blättern spielt und das Schreiben in eine fröhliche Jagd ausartet. Aber in anderer Weise ist mir frische Luft, Horizont, Himmel und Bewegung unentbehrlich. Große Teile des Tages bringe ich selbst in der Stube gehend zu, da ich meine Gebilde erlaufe. Übrigens arbeite ich stehend, um immer sofort beweglich sein zu können. Das beste und klarste wird mir aber draußen in den Straßen Berlins oder in Wald und Feld, nur muß ich dazu allein sein, mag sonst um mich vorgehen, was will. Das Geratter der Straßenbahnen und der Lärm der Autos stört mich gar nicht. Wogegen mich in der Stube benachbarte Musik oder Gespräch mattsetzt. Andererseits habe ich es nötig, selber ein Klavier zur Hand zu haben, um an schwierigen Übergängen eine Ablenkung zu schaffen. Kehrt dann der Blick zurück, so hat sich das Erwünschte in der Zeit meist aus sich getan. Die Frage ist klar geworden, und ich kann weiter-schreiben. Im Freien kann sich der Drang der Eingebungen und Gefühle bis zur Lyrik steigern, die sonst bei mir selten ist. Ich habe noch kein wirkliches Gedicht in der Stube gemacht. In Zeiten höchster Arbeitsspannung kann ich hyperempfindlich sein, aber dies ist nicht stets der Fall. Je natürlicher und leichter der Prozeß vor sich

geht, desto gelassener und gleichmäßiger findet man mich dabei. Der Epiker kommt manchmal in die Lage, sich etwas kommandieren zu müssen, da ein großes Werk nicht gern auf einen

Fortsetzung auf Seite 118



Phot. Perscheid

Jacob Schaffner

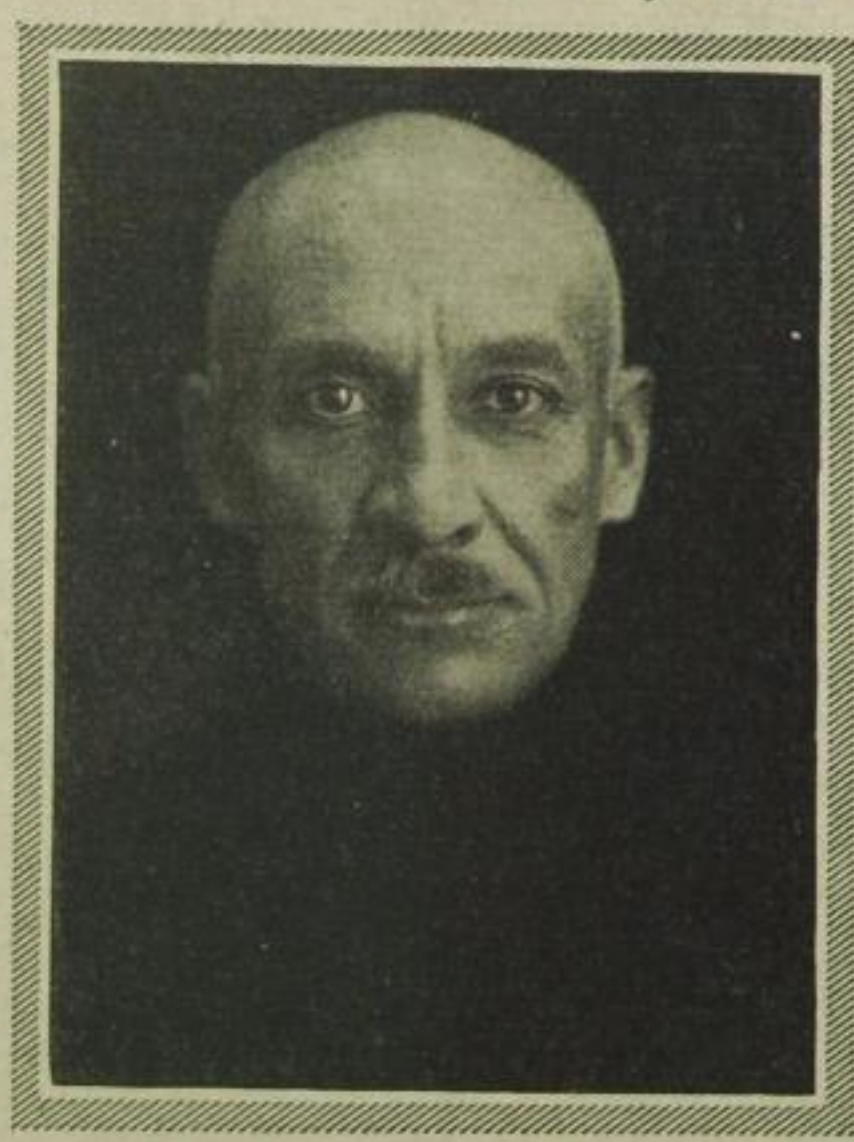
Feuer und Messer. Und die Fischblütigen i-
den Zug zur Menschenwärme gehabt, w-
tung viele rührende Figuren liefert. der Au-
dann ~~lediglich~~ zu wählen zwischen der
bei den Sirenen ~~oder~~ und der des Fische
nicht mehr gesehen ward. Jedem ~~klein~~
~~sein~~ in Freundschaft geragt, dass
der Teufel seine wahre Gefahr ist, son-
dem Hilde presste er bleichend die Lippen zusammen.
fen
das Monokel fester ins Auge. Einige Leute führen vo
Bruchstück aus dem Manuskript des Romans „Das Wunderbare“ (Originalgröße)

~~um plötzliche ^{so die} Linien~~
~~magischen ~~Hande~~ ^{ein}~~
~~gewalt~~
~~in die ~~Reihe~~ ^{des} ~~geistigen~~~~
~~in ~~Reihe~~ ^{von} ~~Stücken~~~~
~~stehen, ~~die~~ ⁱⁿ ~~den~~~~
~~Stücken~~

wach seinen Körper zu fäh
 sten zu
 egerist
 zu mi

Gustav Meyrink schreibt:

„Wach sein und wach
 sein ist zweierlei. Ich
 merke das am besten,
 wenn ich mich an den
 Schreibtisch setze und
 eine Arbeit beginne. Die
 geringste geistige Müdig-
 keit, vorher gar nicht
 bemerkt, und die nötigen
 „originellen“ Einfälle,
 die doch so nötig sind,
 wenn man etwas Gutes
 schaffen will, versiegen,
 kaum, daß ich die Fe-
 der angesetzt habe. Frei-
 lich läßt sich die Phan-
 tasie auch — notzüchtigen, aber, was sie
 dann gebiert, hat keinen bleibenden Wert,
 geschweige denn einen Ewigkeitswert, — es
 erweckt weder Liebe noch Haß beim Leser.



Phot. Hanns Holdt

Gustav Meyrink

*
 Manuskriptfragment aus seinem letzten Roman
 „Der weiße Dominikaner“ (Originalgröße)

~~schickte~~
~~dem Leser~~
~~alle so~~
~~— diese~~

Es ist ein hingegen
 seltsames Ding um die
 Einfälle, die dem „Über“-
 Wachsein entspringen.
 Gelingt es mir, diesen Zu-
 stand herbeizuführen, so
 ist mir bisweilen, als dik-
 tiere nur eine hastig flü-
 sternde Stimme ins Ohr.—
 Oft ist es mir eine wahre
 Qual, das festzuhalten,
 was da aus dem Bewußt-
 sein dringt, denn ich
 schreibe, streiche wieder
 durch, schreibe nochmals
 nieder und so fort und
 so fort; — eine blutaus-
 saugende Selbstschinderei.

Ich schreibe fast nur tagsüber, selten
 nachts, die Grundzüge des Stoffes habe ich
 vorher fertig im Kopf. Eine kurze Novelle
 macht mir etwa drei Wochen Arbeit.“

den Kleidern kam. Mein letzterschienener moderner Roman „Auf der rollenden Erde“ ist in acht Wochen in der Erstschrift niedergeschrieben. Dann lag das Werk fünf Monate. — Jedes Werk wird von mir mindestens zweimal mit der Hand geschrieben. Bei einer dramatischen Arbeit diktiere ich dann gern die Drittfassung in die Maschine, um das Wort stärker zu hören, als es beim Selbstvorlesen wirkt. Das Diktat der Erstfassung eines Werkes in die Maschine erscheint mir mit der ruhigen Überlegung, die verantwortungsvolle Dichtearbeit verlangt, unvereinbar. Die ersten acht Jahre meines Schaffens habe ich Sommer und Winter von früh 6 Uhr an gearbeitet, Nachtarbeit war mir damals unmöglich. Die nächsten sechs Jahre mischte ich Früh- und Nachtarbeit, wie es mich gerade überfiel. Seit vier Jahren arbeite ich nur früh, im Winter von 8, im Sommer von 1/25 Uhr an, bis mittags. Eine

Nachtarbeit ist mir jetzt völlig unmöglich geworden. Ich arbeite stets im Zimmer, immer aber müssen die Fenster offen sein, muß Grün vor meinen Augen sein. Im Winter ist dieses Grün, soweit nicht Tannen in Betracht kommen, natürlich nur auf meinem Schreibtisch und dem Bücher-schrank vor mir. Jeder dichterische Einfall zu einem Werk vollzieht sich in mir ungefähr so, daß mich große Unruhe vor den Menschen, bei völliger innerer Ruhe, und der Trieb zu völliger Einsamkeit anwandeln. Zuerst hebt sich irgend etwas, ich kann es am besten Rhythmische nennen, in mir, das meine Bewegungsart und die Weise meines Sprechens an sich reißt. Dann entstehen Gestalten vor mir, plastisch, zum Greifen, und doch wie Gespenster. Ich sehe sie und lese aus ihren Mienen und Augen ihre Schicksale ab. Diese verknüpfen sich blitzartig, die Kurve des Werkes steigt vor

Fortsetzung auf Seite 122

bei jedem rechten Erzähler um lesen spürte, ohne un-
 über das Gefühlsleben seiner
 aber ich schreibe diese Zeit
 bestimmt, etwas, was ich
 dem verständlich zu machen
~~will~~ ~~auf~~ ~~der~~ ~~ich~~ ~~ein~~
 liegt und wie eine unabla-
^{endlich} ~~gung~~ fertig zu werden, e



Phot. Boedecker

Stefan Zweig

Aus einer Manuskriptseite der „Phantastischen Nacht“ aus dem Novellenband „Amok“ (Originalgröße)

Stefan Zweig schreibt:

„In einem seiner psychoanalytischen Werke hat Professor Freud ausgezeichnet dargestellt, wie jeder Mensch in seinen täglich wiederholten Funktionen — Anziehen, Waschen, Zähneputzen — ein gewisses „Ritual“ entwickelt, eine ganz persönliche,

geradezu zwanghaft gewordene Form; uns, denen die Arbeit eine fast tägliche und gewiß die bestimmende Funktion des Lebens bedeutet, ist es unmöglich (und dafür bieten gerade die Manuskripte ein sinnbildliches Zeugnis), gerade bei der Arbeit dieser

Fortsetzung auf Seite 123



VERLORENES SPIEL!

Kriminalnovelle von L. J. Beeston

Zeichnungen von Theo Matejko

Giuseppe Lestrova öffnete die Haustür, ging in sein Arbeitszimmer und ließ sich müde und verärgert in einen Sessel fallen: hundertmal hatte er sich geschworen, nicht mehr zu pokern. Natürlich hatte er wieder gespielt. Selbstredend verloren. Mehr als er sich leisten konnte. Und für Sonntag war er wieder eingeladen!

Plötzlich stand er auf, setzte sich an den Schreibtisch, fest entschlossen, sofort abzuschreiben und sein Geld für sich zu behalten.

„Die ganze Gesellschaft kann mir gestohlen — nanu, was ist denn hier für eine schauerhafte Unordnung!“

Er hatte guten Grund, erstaunt zu sein. Sämtliche vier Schubladen seines Schreibtisches waren aufgezogen, der Inhalt durchwühlt, Papiere und Dokumente auf dem Boden verstreut. Fluchend griff er nach der Klingel. Wo steckte denn der Kerl?

„Martin!“ rief er, „Martin!“

„Bitte bemühen Sie sich nicht“, antwortete eine liebenswürdige Stimme aus überraschender Nähe. „Ihr Diener Martin ist nämlich nicht zu Hause.“

Zum zweitenmal an diesem Abend hatte Giuseppe Lestrova guten Grund, unangenehm überrascht zu sein. Kaum zwei Meter entfernt war die kreisrunde



„Ich gebe Ihnen



zehn Minuten Zeit . . . !!“

Mündung eines ausgewachsenen Revolvers genau auf seine Nasenwurzel gerichtet. Darüber blickten durch zwei Schlitze in einer schwarzen Halbmaske ein Paar unerfreulich entschlossene Augen in das blaß gewordene Gesicht Lestrovas. Als dieser nach fünf Sekunden eisiger Stille wieder zu atmen wagte, drehte er sich mechanisch nach der Tür um, die hinter ihm lag, und erblickte dort einen zweiten Eindringling, ebenfalls mit schwarzer Larve, aber ohne das Attribut einer tödlichen Waffe. Lestrova sammelte sich und verschränkte die Arme.

„Zum Teufel, meine Herren, wer sind Sie?“

„Ihre Frage kommt mir nicht unerwartet“, erwiderte der mit der Pistole, der auch während der weiteren Unterhaltung von beiden Besuchern der alleinige Sprecher blieb. „Gestatten Sie zunächst, daß ich Ihnen meine Bewunderung ausspreche für Ihre in Anbetracht der Umstände erstaunliche Kaltblütigkeit, die mir das beste Omen für den weiteren Verlauf unserer Unterhaltung zu sein scheint. Sollte ich allerdings Ihre Auffassung Ihrer augenblicklichen Lage als leichtfertig zu betrachten haben, so müßte ich dem, was ich zu sagen habe, ein Wort dringender Warnung vorausschicken. Ich glaube jedoch annehmen zu dürfen, daß Sie sich der Möglichkeit eines sofortigen Todes bewußt sind.“

Lestrova nickte. „Vollkommen. Darf ich mich erkundigen, ob die entstellende Larve, die Sie tragen, ein mir bekanntes Gesicht verbirgt?“

„Sie haben mich noch nie in Ihrem Leben gesehen. Ich bin jedoch nicht hergekommen, um Fragen zu beantworten, sondern um solche zu stellen. Sie haben den letzten Samstag und Sonntag im Hause des Grafen Nola verbracht?“

„Ganz recht.“

„Sie haben am Samstag Poker gespielt und ebenso am Sonntag. Sie spielten, wie gewöhnlich, meisterhaft, doch —“

„Entschuldigen Sie, ich habe miserabel gespielt.“

„Doch das Glück war gegen Sie. Es wurde um hohe Summen gespielt, und Sie haben mehr verloren als Sie sich leisten dürfen. Soll ich die Summe nennen?“

„Ersparen Sie mir die unangenehme Erinnerung.“

„Um also fortzufahren: Samstag nachmittag fuhren Sie zur Besetzung des Grafen Nola in Ihrem Auto, das von Ihrem Diener Martin gelenkt wurde, und trafen gegen 5 Uhr ein; Ihr Diener und das Auto blieben im Gasthof Zu den drei Schwänen.“

„Mein Kompliment für die Genauigkeit Ihrer Angaben.“

„Ich komme jetzt zu den Ereignissen in der Nacht zum Sonntag. Das Kartenspiel wurde frühzeitig abgebrochen, gegen elf, woraufhin sich die Damen zurückzogen. Es blieben noch — doch vielleicht erzählen Sie das selber.“

„Muß ich das?“

„Ich bitte darum.“

„Was hat denn das alles für einen Zweck? Woraufhin wollen Sie hinaus?“

„Das werden Sie früh genug erfahren, antworten Sie jetzt auf meine Frage!“

Lestrova überlegte. „Wer noch blieb? Na, also erstens Strackow, der seinen Roman las, dann Kadony, der für die Zeitung ein Silbenrätsel fabrizierte, Sieveking

am Klavier und schließlich van Reel, der dem jungen Braun auseinanderzusetzen versuchte, daß der nächste Weltkrieg fünf Wochen vor Weihnachten ausbrechen und die gesamte Menschheit kurz nach Ostern in die Luft fliegen würde. Das war alles.“

„Sie haben sich selber vergessen.“

„Ja, aber ich ging früh zu Bett.“

„Sie gingen zwar als erster, aber nicht zu Bett. Sie sind eine volle Stunde in Ihrem Zimmer auf und ab gegangen. Ihre Spielverluste machten Ihnen Kopfschmerzen —“

„Das stimmt nicht.“

„Um 2 Uhr, als alles schlief, traten Sie auf den Balkon hinaus.“

Lestrova zog die Augenbrauen empor: „Darf man nicht etwas frische Luft schöpfen?“

„Sie gingen den ganzen Balkon entlang, der noch an drei anderen Zimmern vorbeiführt. An seinem äußersten Ende befindet sich der Ankleideraum der Gräfin Nola. Mein Beobachter verlor Sie dort kurze Zeit aus den Augen, da dieser Teil des Balkons durch die Zweige eines großen Kastanienbaumes verdeckt wird. Als Sie wieder sichtbar wurden, kehrten Sie in Ihr Zimmer zurück, das Sie bis zum nächsten Morgen nicht mehr verließen.“

Der Sprecher machte eine Pause, wie wenn er das erste Kapitel einer dramatischen Erzählung beendet hätte.

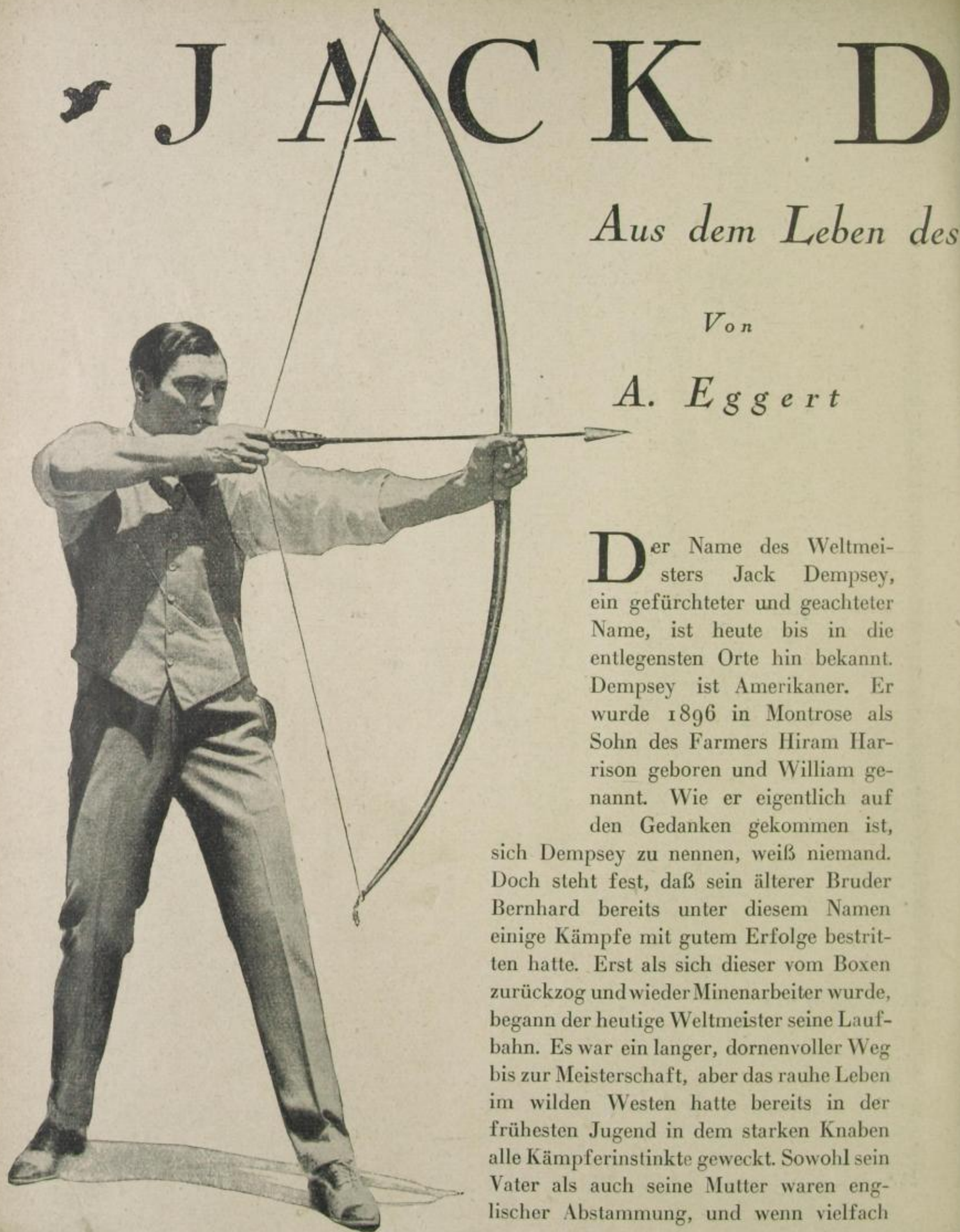
„Was Sie mir da erzählen, ist mir nicht gerade neu“, bemerkte Lestrova, ein aufsteigendes Gähnen höflich unterdrückend. „Gestatten Sie, daß ich mir eine Zigarette anzünde?“

„Halten Sie Ihre Hände ruhig, oder Sie sterben auf dem Fleck. Sie beginnen einen spöttischen Ton anzuschlagen, der

Fortsetzung auf Seite 125



„Wurde mein Hilferuf verstanden – ?“



JACK D

Aus dem Leben des

Von

A. Eggert

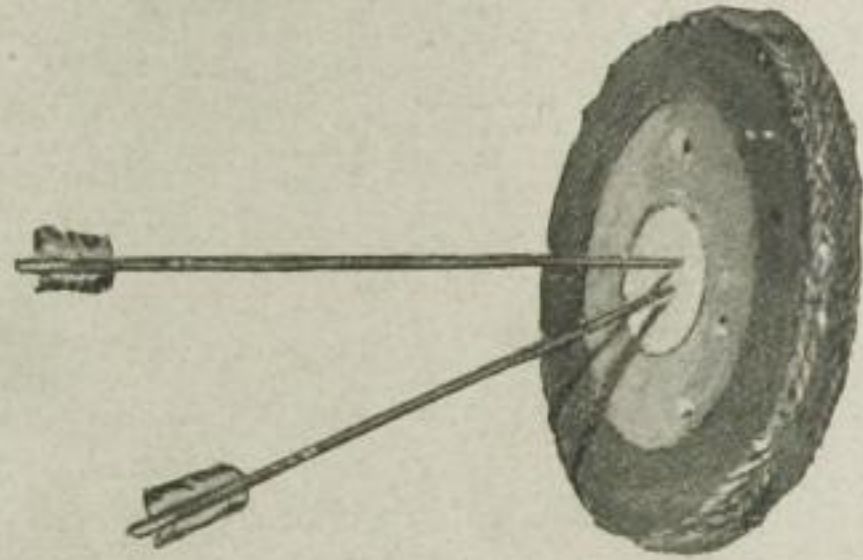
Der Name des Weltmeisters Jack Dempsey, ein gefürchteter und geachteter Name, ist heute bis in die entlegensten Orte hin bekannt. Dempsey ist Amerikaner. Er wurde 1896 in Montrose als Sohn des Farmers Hiram Harrison geboren und William genannt. Wie er eigentlich auf den Gedanken gekommen ist, sich Dempsey zu nennen, weiß niemand. Doch steht fest, daß sein älterer Bruder Bernhard bereits unter diesem Namen einige Kämpfe mit gutem Erfolge bestritten hatte. Erst als sich dieser vom Boxen zurückzog und wieder Minenarbeiter wurde, begann der heutige Weltmeister seine Laufbahn. Es war ein langer, dornenvoller Weg bis zur Meisterschaft, aber das rauhe Leben im wilden Westen hatte bereits in der frühesten Jugend in dem starken Knaben alle Kämpferinstinkte geweckt. Sowohl sein Vater als auch seine Mutter waren englischer Abstammung, und wenn vielfach

EMPSEY

Weltboxmeisters

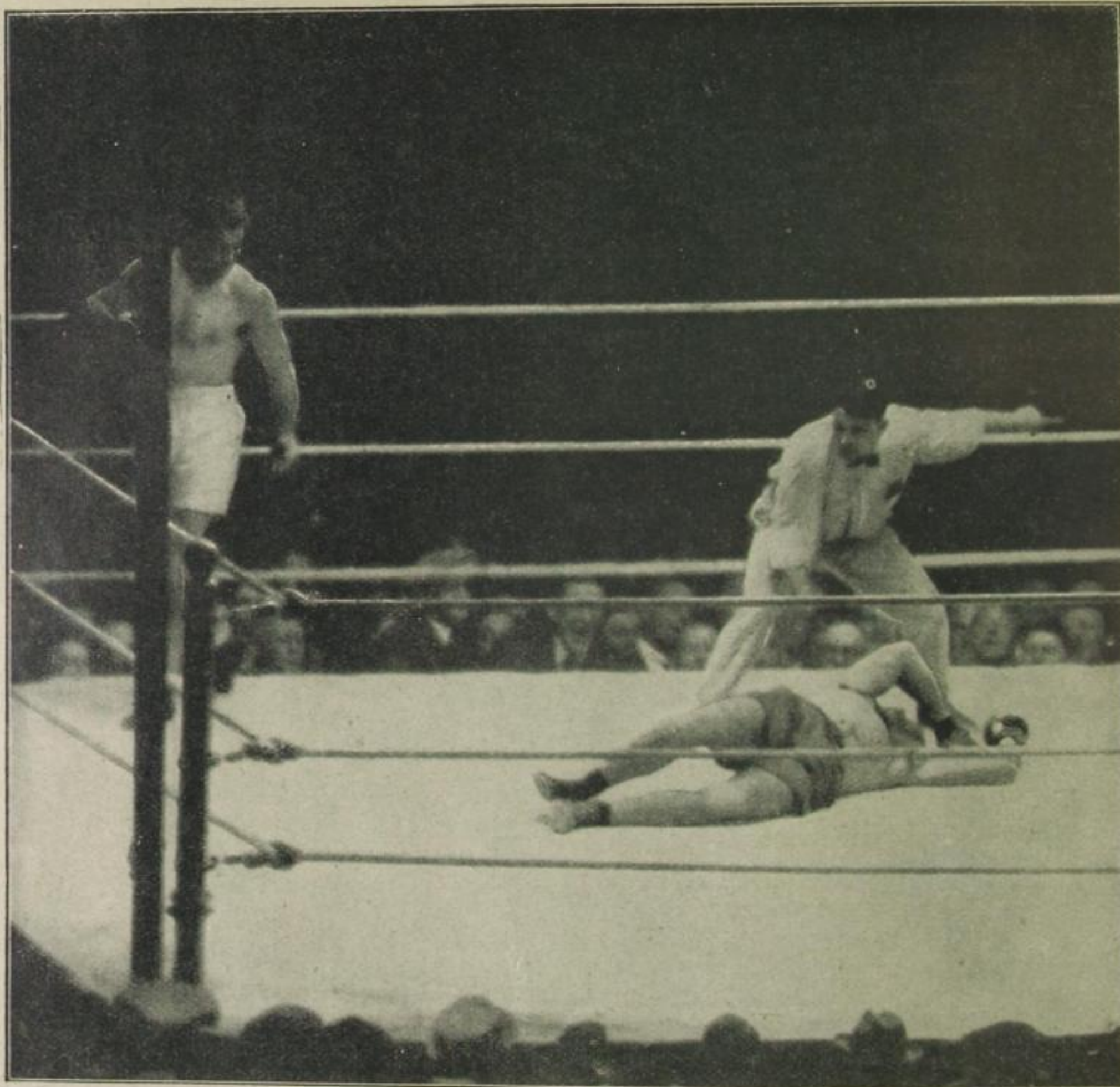
behauptet wird, daß in den Adern Dempseys Indianerblut fließe, so ist das unwahr.

Die jungen Harrisons, es waren sechs Brüder, genossen ihre Kindheit in zügelloser Wildheit. Jede Fehde wurde unter ihnen ohne Anrufen einer höheren Instanz in einem sportgerechten Zweikampf ausgetragen. Hier hat Jack oder richtiger William manch herzhafte Prügelei siegreich bestanden. Aber seinem Bruder Bernhard war er doch nicht gewachsen. Auch ihre gemeinsam unternommenen Jagdzüge in die Schluchten und auf die Höhen des westlichen Kolorado mit allen Gefahren, die die dortige Wildnis mit sich bringt, ließ die Burschen frühzeitig zu selbständig denkenden und handelnden Menschen heranreifen. Die Schule hat Dempsey so gut wie gar nicht besucht. Sein Vater brauchte jede Kraft auf der Farm und sah es nicht gern, wenn zu solchen unnötigen Dingen Zeit verschwendet wurde. Für ihn war es genug, daß der Junge reiten und schießen konnte, auch im Gebrauch des Lassos sicher war. So wuchs Jack heran und wurde groß und stark, wie es seine ganze Familie ist. Lange schon war ihm das Leben auf der Farm verleidet, es zog ihn hinaus in die Welt, und als er 19 Jahre alt war, da schnürte er sein Ränzeln und ging auf die Wanderschaft. Er hatte zuvor schon



einige Kämpfe ausgetragen und gedachte nun, als Wanderboxer sein Leben zu fristen.

Aber hier erging es ihm sehr böse. Nach wenigen Tagen war sein Geld verbraucht. Nun sind im Westen Amerikas die Entfernungen zwischen den einzelnen Städten mitunter ganz erheblich. Was blieb dem jungen „Hobo“, wie man dort die Landstreicher nennt, weiter übrig, als die Fahrt von einem Ort zum andern als blinder Passagier mitzumachen? Zwischen schweren Gepäckstücken, auf den Puffern, dem Trittbrett, ja selbst unter dem Wagen hat der spätere Weltmeister einige Jahre das Land durchstreift. Immer in schärfstem Streit mit dem Zugpersonal. Und die Kampfgelegenheit ließ sehr zu wünschen übrig. Von Zeit zu Zeit erhielt er gegen Burschen seines Schlages, richtige „Slugger“, denen alle Geheimnisse der Boxkunst fremd waren, die nur wild drauflosschlügen, für wenige Dollars ein Match. Aber hier hat er nicht selten verloren. So war er bereits 22 Jahre alt geworden und gerade völlig mißmutig in New York, als er mit einem



Dempseys Kampf mit dem argentinischen Riesen Luis Angel Firpo, den er in der zweiten Runde besiegte.

ehemals guten Leichtgewichtsboxer Jack Kearns bekannt wurde. Dieser rüttelte ihn auf, brachte ihn durch energisches, systematisches Training in eine passable Form und verschaffte ihm dann Gegner.

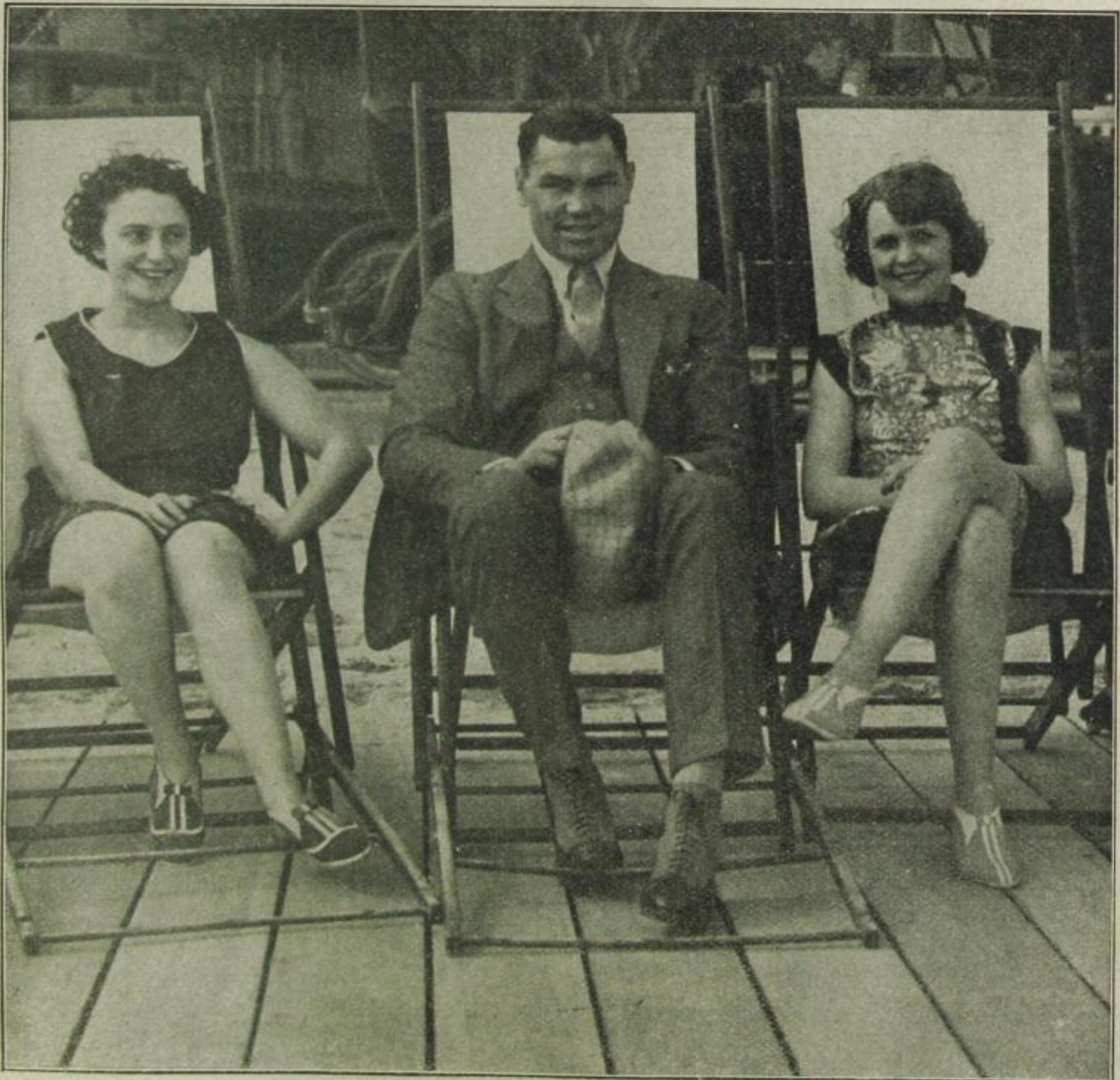
Einer nach dem andern wurde nun von Dempsey geschlagen, und beiden, dem Boxer sowohl wie seinem Manager, kam hier die Erkenntnis, daß sie zusammen noch zu Großem berufen wären. Tat-

sächlich verdankt Dempsey seine erfolgreiche Laufbahn zum großen Teil der geschickten Hand seines Managers. 1919 holte dieser zum großen Schlage aus. Nach langen Verhandlungen mit dem berühmten Veranstalter Tex Rickard erklärte sich dieser schließlich bereit, Dempsey mit dem riesigen Weltmeister Jess Willard um den Titel zusammenzubringen. Diesmal erhielt Dempsey die

erste hohe Gage, denn Rickard bot ihm für den Kampf 27 000 Dollar. Die Freude der beiden Verbündeten kann man sich vorstellen, aber vor allen Dingen galt es, den Gegner zu schlagen. Willard war von mächtigem Format. Bei einem Gewicht von etwa 200 Pfund war er 1,95 Meter groß. Aber auch sein Herausforderer hatte sich zu einem prächtigen Schwergewicht entwickelt, er wog 178

Pfund und war 1,87 Meter groß. Es war ein schrecklicher Kampf. Dempsey bearbeitete wie ein Besessener den Körper Willards, der nach heldenhaftem Widerstand seinen Titel in der dritten Runde an einen Jüngeren verlor.

Sofort am nächsten Tage setzte sich Dempsey auf die Bahn und fuhr von dem Kampfort Toledo nach Montrose, wo er als Weltmeister seine Eltern in die Arme



Auf Erholungsurlaub in einem Seebade in Florida.
Jede Badeschönheit will sich zum Andenken mit dem Weltmeister photographieren lassen.



Der Weltmeister als Filmschauspieler mit seiner Partnerin in Hollywood

schloß. Daß Dempsey bei all seinem rauhen Lebenswandel die Liebe zum Elternhaus bewahrt hat, stellt seinen moralischen Eigenschaften gewiß ein gutes Zeugnis aus. Von nun an führte sein Weg aufwärts. Die jetzt einlaufenden hohen Gagen ermöglichten ihm ein luxuriöses Leben. Doch fiel es ihm nie ein, ausschweifend zu werden. Im Gegenteil, jede Annehmlichkeit, die er sich ver-

schaffen konnte, wurde ihm Mittel zum Zweck. So legte er sich eine große Farm zu, auf der er sich stets wohl fühlt. Allmorgendlich absolviert er dort mit seinem Freunde Kearns einen längeren Dauerlauf, während dessen er fortgesetzt mit den Armen Boxbewegungen ausführt. Im Frühjahr setzt er sich selbst in den Motorpflug und beackert das Land. Das Gut arbeitet sogar mit einem Überschuß. Aber die Nerven eines Boxers brauchen Abwechslung, und auch für die Vorbereitung zu den größeren Kämpfen war es von Vorteil, wenn er ein modernes Trainingsquartier benutzte. Als daher 1921 die öffentliche Meinung in Amerika nach einem Kampf Dempsey—Carpentier verlangte, richtete er sich im Staate New York ein „Camp“ ein, in dem er sich mit einem großen Stab von Sparringpartnern gewissenhaft vorbereitete.

Carpentier war damals in einer glänzenden Verfassung, hatte kurz zuvor den Weltmeistertitel im Halbschwergewicht von Battling Lewinsky erkämpft

und wähnte sich schon als Sieger. Vor 100 000 Zuschauern ging der Kampf, der den Boxern und dem Veranstalter ein Vermögen einbrachte, vor sich. In der zweiten Runde war Carpentier seinem Ziele bedenklich nahe. Seine gefährliche Rechte hatte hier voll des Gegners Kinn getroffen, der schwer erschüttert wurde und rein instinktmäßig über die Runde kam. Dann zog Dempsey jedoch mächtig los,

und der Franzose mußte, durch die Wirkungslosigkeit seiner Schläge bei diesem Eisenmenschen demoralisiert, in der vierten Runde die Waffen strecken. Beide schätzen sich persönlich heute noch hoch ein, und Dempsey bemerkte sogar einmal, daß Carpentier der ritterlichste Gegner war, dem er je im Ring gegenüberstand.

Das kann er jedoch von seinem letzten Gegner um den Weltmeistertitel, dem Argentinier Luis Angel Firpo, bestimmt nicht behaupten. Dieser Kampf hat eine

kleine Vorgeschichte. Als sich Dempsey nach seinem Siege über den Franzosen nach Europa einschiffte, erwartete ihn Firpo an der Reling und bat ihn, sobald er zurückkomme, mit ihm um den Titel zu kämpfen. Firpo war damals noch ein „Greenhorn“, ein Anfänger, von dem man nur sehr wenig hörte, und deshalb hielt Dempsey die Sache für Scherz und verabschiedete sich freundschaftlichst von dem jungen Argentinier.

Fortsetzung auf Seite 137



Dempsey (mit Kopfschutz) vor einer Übungsstunde
Redits sein Vater



Zeichnungen von Barlog

DER

SÜD-EXPRESS

LISSABON—PARIS = 1897 km

Von Roda Roda

Aus dem Reklameheft:

„Ist es nicht zauberhaft, mein Herr? Sie besteigen um 12 Uhr 20 in Lissabon Ihr luxuriöses reserviertes Kompartiment — nehmen zwei exquisite Soupers, einen Lunch — und befinden sich, mein Herr, um 22 Uhr 25 des nächsten Abends in Paris ...“

Für uns wickelte sich die Sache ganz so glatt nicht ab:

Zunächst waren wir gar nicht in Lissabon, konnten also das luxuriöse Kompartiment da nicht besteigen, sondern

waren unterwegs, in Coimbra, drei Stunden nördlich von Lissabon.

Ich ging Montag zum Stationschef von Coimbra und sprach zu ihm:

„Eure Exzellenz! Kann ich Ende dieser

Woche, Samstag, zwei Plätze im Süd-
expres nach Paris haben?“

„Gewiß, Exzellenz“, antwortete er.
(Denn so höflich redet man einander in
Portugal an.)

„Und wie hoch ist der Fahrpreis?“

„Das weiß ich nicht, Exzellenz. Ich
muß erst nach Lissabon telegraphieren.“

„Ich danke, Exzellenz.“

„O, bitte; es wird mir stets ein Ver-
gnügen sein, die Befehle Eurer Exzellenz
zu vollziehen.“

— — — Donnerstag:

„Haben Eure Exzellenz geruht, nach
Lissabon zu telegraphieren?“

„Jawohl, Exzellenz! Die beiden Plätze
sind Ihnen gesichert.“

„Wieviel beträgt meine Schuldigkeit?“

„Das weiß ich nicht, Exzellenz. Sie
werden dem Schaffner im Zug bezahlen.“

„Ich danke, Exzellenz.“

„Bitte. Die Ehre, Eurer Exzellenz ge-
dient haben zu dürfen, wird mir zeit-
lebens unvergeßlich bleiben.“

— — — Samstag:

„Der Train kommt um 16 Uhr 15,
Exzellenz?“

„Sehr wohl, Exzellenz.“

„Und werden meine Frau und ich ihn
besteigen können?“

„Ohne Zweifel, Exzellenz — falls zu-
fällig Plätze frei sind.“

„Aber Exzellenz haben doch telegra-
phiert...??“

„Ich wünsche Eurer Exzellenz die an-
genehmste Reise.“



„Absoluto impossivel! Absolutamente impossible!
Absolument impossible!! Es ist alles besetzt!!!...“

Der Expreß läuft brausend ein — wir springen auf das Trittbrett hinauf —, der Expreß läuft brausend weiter. Zwischen meiner Frau und mir herüben — dem Zugpersonal andererseits erbittertes Getümmel.

Doch halt — nicht so: der Handstreich auf den Train ist gelungen — wir stehen auf der Krete des Bollwerks, gedeckt durch eine schnell aufgeworfene Brustwehr (unser Gepäck). Die Feinde (Zugführer, Schaffner, Schlafwagenmann) sind dem plötzlichen Überfall gewichen.

Im nächsten Augenblick haben sie sich gefaßt und stürmen vor. In drei Sprachen johlt ihr Kampfgeschrei — portugiesisch, spanisch, französisch:

„Absoluto impossivel! Absolutamente impossible! Absolutement impossible! Es ist alles besetzt.“

Ich kann meine Frau nicht von dem Vorwurf reinigen: sie erweist sich als feig; sie erblaßt, ist drauf und dran, zu fliehen.

Der Zugführer, spanischer Torero, nimmt die Schwäche meiner Stellung wahr und richtet den Angriff wütend gegen die schwache rechte Flanke.

Doch ich verliere die Besinnung nicht: mit dem roten Mantel — nein, ich habe ja keinen roten Mantel —, mit geschwungenem Zehndollarschein lenke ich die Wut des spanischen Stiers auf mich, und...

„M'sieur, tout sera arrangé“, brummt der Stier zufrieden. „Es wird alles nach Ihrem Wunsch geregelt werden.“

Hierauf verschwindet der Zugführer, um nach einer Weile wiederzukommen:

„So — Ihr Gepäck ist verstaut. Bis Salamanca nehmen M'sieur et 'dame mit Stühlen vorlieb. Hierauf werde ich Betten freimachen. — Und hier Ihre Fahrkarten. Ich bitte um 1630 Escudos. — Ah — 1700! Rest heraus... Nein? — Ich danke sehr.“

Er übergab mir zwei Zettel — Quittungen über 1500 Escudos.

— — — „Na also“, rief meine Frau erleichtert. „Wenn es bloß an der französischen Grenze ebenso rund geht wie hier.“

„Französische Grenze??“

„Weißt du denn nicht?“ fuhr sie fort. „Wir haben doch kein Visum.“

„Liebste! Wieso denn nicht?“

„Ganz einfach: als ich auf dem Konsulat war, sagte man mir, wir brauchten kein Visum... vielmehr: wir könnten es nicht kriegen, weil die Amtsstunden vorüber sind.“

Ich wurde der Antwort durch den Schlafwagenmann überhoben, der mir zwei rote Scheine übergab — „die Bettbillette — 212 Peseten.“

„Habe keine Peseten.“

„Vueseñoria können auch in Dollars zahlen — ein Dollar zu fünf Peseten.“

Schweinebande! Auf der Börse gilt er beinah acht.

„Immerhin“, sprach meine Frau, „wir haben nun redlichen Anspruch auf die Betten.“

Noch hatte sie's nicht gesagt, als ein bisher unbekannter Würdenträger



Phot. Schenker

*Tänzerinnen:
Ilona Karolewna*



Elisabeth Pinajew

Phot. A. Binder

1912-1913
PL 57 B

X



Die Tänzerin
Constantinowa

Phot. Lipnitzki, Paris



*Maria Solveg,
Mitglied des Matray-Balletts*

Phot. Rief, Berlin

auftauchte und um je fünf Escudos bat.

„Es ist die Ausreisegebühr“, sagte er.

„Ich habe sie schon auf der Polizei erlegt — hier im Paß die Bestätigung.“

„Das gilt nicht.“

Schön, ich gab sie nochmals hin.

„Und auch gleich 14 Escudos 80“, verlangte ein Vollbart und schob mir grünlige Ausweise zu. „Die Sobretaxe de velocidade für das portugiesische Gebiet. Sollten aber Euer Gnaden auch das Bole-tin del viajero bis Salamanca einlösen wollen — 18 P. 30 — so erhalten Sie die gelben Talons.“

„Ist dann endlich alles erledigt?“

„Durchaus nicht, Vossa Senhoria! Auch für die Teilstrecken Salamanca—Medina — ferner bis Hendaye gibt es Geschwindigkeitszuschläge: allerdings betragen sie nur zweimal 6 und 53, zusammen 131 Peseten.“

„Das ist doch gar nicht durch zwei teilbar?“

„Der kleine Rest ist nicht der Rede wert, Majestät.“

(Er nannte mich nicht wirklich ‚Majestät‘. Ich schreibe es nur so hin, weil ich solchen Aufstieg allmählich erwartet hatte; ein Anrecht darauf erkaufte zu haben glaubte.)

Doch um es kurz zu machen: auch die Geschwindigkeitszuschläge Hendaye—Bordeaux und von da bis Paris blieben mir nicht erspart; im Gegenteil; und sie kosteten Franken: $2 \times 47 = 112$.

Ich durfte aber in Rubeln bezahlen: Ein Goldrubel gleich minus zehn Franken.

Der Train ratterte weiter in die Nacht. Bald mußten wir die spanische Zollstation erreichen. Ich lehnte mich in den Stuhl zurück — mit dem Gefühl eines Mannes, der alle Schuldigkeiten bis Paris getilgt hatte — alle bis ans Ziel.

Da verbeugte sich ein glattrasierter Herr mit violetter Kappe und sagte:

„Mein Herr, ich bringe die dunkelblauen Scheine.“

„Die dunkelblauen? Kreuzteufel!! Gibt es auch hellblaue?“

„Es gibt auch hellblaue; von ihnen ist aber hier noch nicht die Rede. Die dunkeln beziehen sich auf die Distanz von Lissabon bis Porto.“

„Da bin ich ja doch gar nicht gewesen?“

„Oh, was hätten Sie auch da zu schaffen? Wir aber mußten zwei Fauteuils für diese Route Ihnen zu Gefallen freihalten — damit Sie eben Plätze finden, wenn Sie und Ihre Frau Gemahlin die Reise unterwegs von Coimbra anzutreten beliebten.“

„Plätze finden? Sie sehen, wir sitzen auf Stühlchen.“

„Allein, Sie hätten Plätze finden sollen — kraft dieser dunkelblauen Scheine à 15 Escudos 53.“

„Verehrter violetter Herr! Möchten Sie nicht die Gelegenheit benutzen, auch die hellblauen zu präsentieren? Damit ich endlich Ruhe habe? Und weil ich eben in Gebelaune bin?“

„Gern. Sie beziehen sich auf die Zweiglinie Madrid—Jrun. Ich hoffe, Sie



„Eure Exzellenz! Kann ich Samstag — zwei Plätze — nach Paris haben?!“

verzichten auf die Begründung der Forderung, wiewohl Sie die Zweiglinie nicht benutzt haben, die Berechtigung der Forderung Ihnen also wohl nicht gleich einleuchten wird; sie gründet sich auf die §§ 329 bis 31 des Königlichen Betriebsreglements.“

Ich verzichtete und bezahlte.

Der Violette war wirklich der letzte Blutsauger gewesen. Ich hatte nun Fahrkarten für sämtliche iberischen Bahnen, darunter jene von Peñaranda nach Avila; sie ist im Bau, man hofft sie 1927 zu vollenden.

Es trat nur noch der Torero auf, mildlächelnd:

„Durch ein Versehen wurde bisher die Vormerksteuer nicht eingezogen, Eure Heiligkeit. Sie beziffert sich auf je zehn Escudos. Sie werden vielleicht einwenden wollen, daß Sie ja Billette nicht haben

vormerken lassen, sondern auf gut Glück zu uns gestiegen sind: das ist eben Ihr Versäumnis, Herr Zebaoth, für das unsere Gesellschaft nicht haftbar ist.“

Dann waren wir in Salamanca. Mitternacht. Ich hörte Geschrei aus dem Nebenabteil — Baß und Sopran. Das Geschrei verhallte nach und nach, bis es verstummte.

Und wir bekamen Betten.

„Ich habe“, sprach der Torero, „zu diesem Zweck zwei Herrschaften in einen andern Wagen rangiert.“

— — — Am Morgen erwachten wir in Jrun, an der französischen Grenze.

Natürlich war keine Rede davon, daß wir ohne Paßvisum weiterkonnten; wir mußten aussteigen.

„Schade,“ sagte uns zum Abschied der Torero. „Unter solchen Umständen hat es eigentlich nicht recht gelohnt, daß ich mitternachts den alten Herrn und die Matrone in den andern Wagen legte... Wie laut haben sie sich gewehrt! Und werden vielleicht bedauern, eben um diese Stunde in Madrid eingetroffen zu sein — wo sie doch eigentlich hatten nach Paris wollen.“

— — — Auf dem französischen Konsulat von Jrun gab man mir sogleich das Visum.

Leider nutzte es mir nicht viel: als ich nächsten Tags am Süd-Express erschien, fand ich ihn komplett. Man nahm mich nicht mit.

Ich komme nun jeden Morgen an den Süd-Express. Er ist täglich komplett.

Die Schaffner kennen uns schon und winken von weitem ab: „Komplett.“

Jeden fünften Tag begleitet der Torero den Train und spricht uns Trost zu.

Jrun ist ganz modern gebaut; liegt reizend, am Meer. Die Kirche Nuestra Señora del Juncal ist zwar nüchtern, hat aber einen pompösen Altar und hübsche alte Grabmäler. Das Rathaus an der Plaza de la Constitucion soll aus dem 17. Jahrhundert stammen; ich glaube es nicht.

Der Alkalde, Bürgermeister, ist ein entzückender Mensch; er war einmal in Madrid — als Kaiser Wilhelm da Busenadeln verteilte. Wir spielen immer Tre-sillo im Café — spanischen Skat; das hab' ich hier erlernt.

Auch den hiesigen Dialekt habe ich erlernt.

Meine arme Frau langweilt sich sehr; Jrun ist klein.

Leider liegt der Bahnhof weit außerhalb der Stadt; es ist so umständlich, jeden Morgen um sechs mit dem ganzen schweren Gepäck zum Süd-Express zu pilgern.

Das Reklameheft:

„Ist es nicht zauberhaft, mein Herr? Sie besteigen um 12 Uhr 20 in Lissabon Ihr reserviertes, luxuriöses Kompartiment — nehmen zwei exquisite Soupers, einen Lunch — und befinden sich, mein Herr, um 22 Uhr 25 des nächsten Abends in Paris...“



„Auf diese Weise bekamen wir Betten!“

DAVID UND GOLIATH

Der Weg zum raschen Erfolg

Von R. L. Lurie

(Brief an den Besitzer des Warenhauses „Goliath“
von Herrn David Stöppts, Oriole, U.S.A.)

21. Januar 1924.

Hotel „Der Seehund“.

Herrn Georg Goliath,
Warenhaus „Goliath“,
Oriole, U. S. A.

Sehr geehrter Herr!

Hier ist die Gelegenheit, auf die Sie
bisher gewartet haben!

Ein junger Mann mit Überfluß an

1. Verstand,
2. Ideen,
3. Fixigkeit

und gänzlichem Mangel an

1. Geld,
2. Schönheit

bietet Ihnen die nie wiederkehrende Ge-
legenheit, Ihr Angestellter zu werden.

Er hat aufzuweisen:

1. eine vorzügliche Erziehung,
2. einen optimistischen Charakter,
3. eine unbändige Schaffensfreude.

Alles, was er verlangt, ist eine persön-
liche Unterhaltung mit Ihnen! Füllen
Sie das beiliegende Formular aus und
senden Sie es sofort ab!

Erledigen Sie es sofort!

Morgen kann es zu spät sein!

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr

David Stöppts.

(Kopie des beiliegenden Formulars.)

Unterstreichen Sie das Gewünschte!
Alle Antworten streng vertraulich!
Sofortige Erledigung zugesichert!
Keinerlei Unkosten für Sie!

Herrn David Stöppts

Hotel „Der Seehund“

1. Kommen Sie sofort!
2. Ich erwarte Sie mit Ungeduld!
3. Endlich!!
4. Meine Sprechstunden sind von.....
bis.....

Hochachtungsvoll

(Unterschrift).....

(Brief an die Eltern des Herrn Stöppts.)

Hotel „Der Seehund“.

Von dem zukünftigen Millionär
David Stöppts an Papa und
Mama und Billie.

Heil!

Hiermit tue ich Euch kund, daß ich
glücklich angekommen und bereits zur Attacke
auf eine stolze und großmächtige Firma
vorgeschritten bin. Ich habe im Zug einen
Brief verfaßt, und ich flehe Gott an, daß,
wer ihn liest, Humor hat, sonst wird der
ehrgeizige Jüngling David Stöppts sein
Glück anderswo versuchen müssen.



Phot. Oertel

„Sind Sie sich bewußt, daß 1000 Dollar für Sie auf dem Spiele stehen? . . .“

Aber wozu sich sorgen? Ich weiß, ich muß was finden, also werde ich was finden (wenn sich auch eine stattliche Anzahl junger Leute hier herumtreiben, die alle dasselbe wollen wie ich).

Ich wohne in einer ulkigen Bude, offiziell „Der Seehund“ genannt, weil ein reichlich schäbiges Exemplar dieser zoologischen Gattung die Halle verunziert. Aus vielen und guten Gründen jedoch wird diese gastliche Stätte meistens „Haus der Seufzer“ genannt.

Der Besitzer, Herr Jeremias Düwelsfraß, ist ein komischer Kauz mit der Angewohnheit, dauernd Fragen zu stellen. Er hat einen langen Bart und braucht seine

Brille niemals zu putzen, weil er immer über sie hinwegguckt. Alles, was er tut, ist herumzusitzen und Rechnungen einzukassieren. Seine Tochter, eine Frau Leonidas Holzei, besorgt das Kochen; ihr Gatte, der ehrenwerte Leonidas selber, ist Kellner und Küchenmädchen zugleich. Das Essen, soweit ich bisher Gelegenheit hatte, es zu versuchen, ist nicht übel, aber doch nicht von so hervorragender Qualität, daß eine kleine Liebesgabensendung von zu Hause, insbesondere von Mamas Anisplätzchen, nicht auf dankbaren Empfang rechnen dürfte.

Na, und wie geht's denn Euch daheim? Es gibt hier wohl dreimal soviel Leute wie

in Clifton. Das Warenhaus „Goliath“ ist, soviel ich sehen konnte, so ähnlich wie Leppel & Co. bei uns — nur viel größer natürlich. Bei Goliaths hoffe ich unterzukommen. Vergest nicht, mir regelmäßig das Tageblatt zu schicken; ich möchte immer auf dem laufenden bleiben.

Haltet Euch gesund!

Massenhaft Grüße und Küsse
von Eurem David.

(Auszug aus dem Tagebuch des Herrn Stöppts.)

22. Januar 1924.

Stundenlang auf Antwort von „Goliath“ gewartet; bisher noch kein Zeichen. Ergo wird morgen ein zweites Ultimatum vom Stapel gelassen. — Gestern nach Hause geschrieben und Spaziergang gemacht. Zufällig Charlie Duff getroffen und gleich erkannt. Charlie hatte das reizendste Mädels der Welt bei sich. Konnte den Namen nicht richtig verstehen — Marion oder so ähnlich. Ließ sie nachher allein und sah mir „Goliath“ an. Hoffentlich treffe ich Charlie wieder, lieber noch sie allein.

23. Januar 1924.

Heute zweites Ultimatum an Mr. Goliath geschickt, dann durch sein Warenhaus spaziert, um frisches Material zu sammeln. Je mehr ich mir den Bluff überlege, den ich in Szene gesetzt habe, desto sicherer bin ich, daß die Sache schiefgehen muß. Aber wer A sagt — — — Hoffte heute Charlie zu treffen, versäumte ihn aber. Vielleicht besuche ich ihn morgen abend. Möchte verdammt gern wissen, wie das Mädels weiter hieß. Marion ist ein hübscher Vorname — komisch, daß man sich solche Gedanken über einen Namen macht!

(Brief an Herrn Georg Goliath von Herrn Stöppts.)

23. Januar 1924.

Hotel „Der Seehund“.

Herrn Georg Goliath,
Warenhaus „Goliath“,
Oriole, U.S.A.

Sehr geehrter Herr!

Ihre Teddybär-Auslage ist

1. wirkungslos,
2. unzweckmäßig,
3. verschwenderisch.

Mit

1. einigen kleinen Stühlen,
2. einigen großen Puppen,
3. einiger Phantasie

hätte sich das Märchen von den drei kleinen Bären vorteilhafter darstellen lassen.

Sie haben die Stühle!

Sie haben die Puppen!

Ich habe die Phantasie!

Günstige Gelegenheiten klopfen selten zweimal an!

Dies ist das zweite Klopfen!

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr

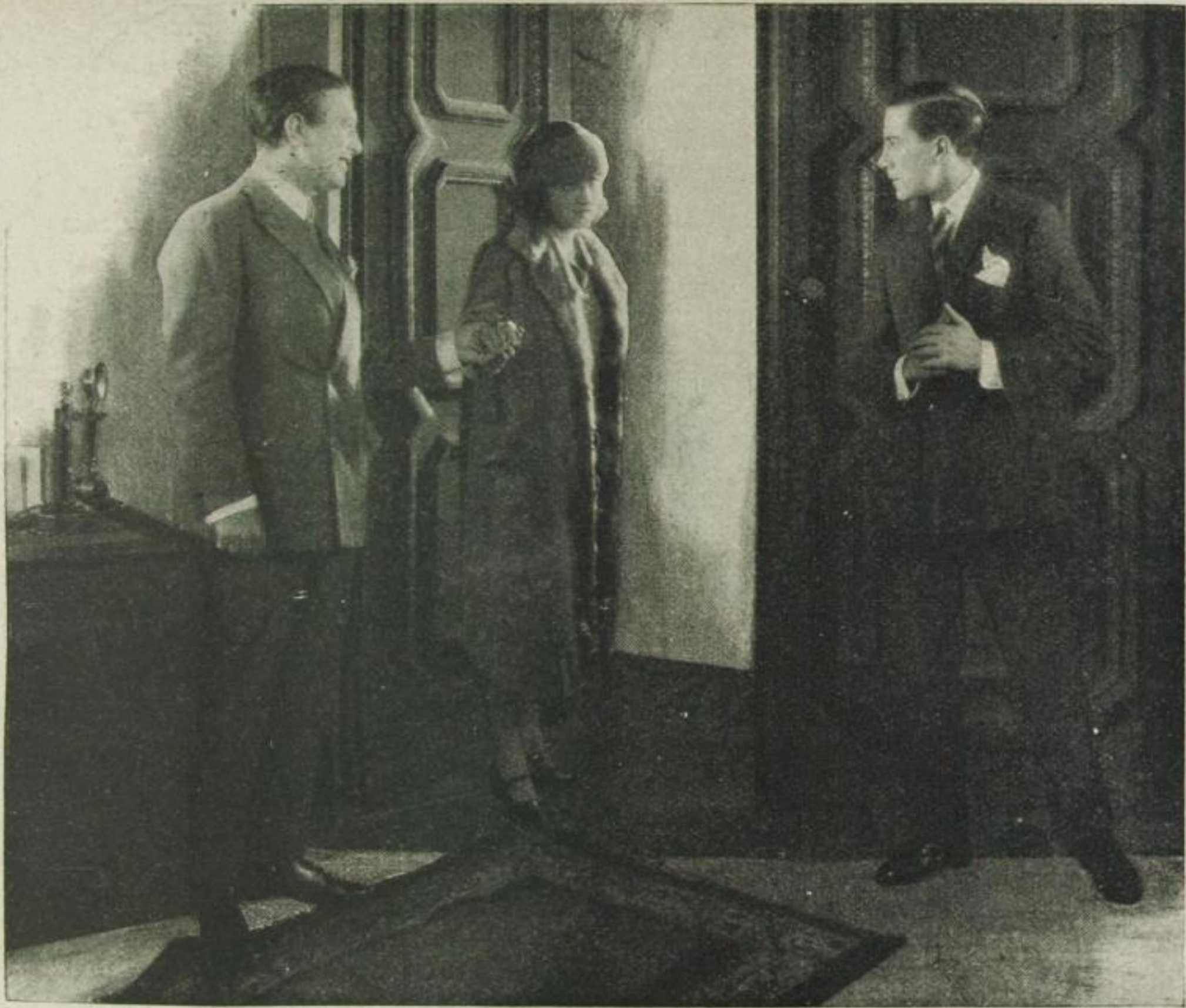
David Stöppts.

(Auszug aus dem Tagebuch des Herrn Stöppts.)

25. Januar 1924.

Das eisige Schweigen, das Mr. Goliath bewahrt, ist geradezu erkältend. Nicht ein Sterbenswort! Ging heute wieder ins Warenhaus und kaufte mir einen Schlips. Sah bei der Gelegenheit, daß der Verkäufer seine Krawatte geradezu fabelhaft elegant geknotet hatte. Das gab mir eine neue Idee!

Immer noch kein Wort von Goliath! Fürchte, daß das Porto, das ich beilegte, hinausgeworfen ist, aber — ich muß B sagen!



Phot. Oerles

... diese junge Dame bemühte sich krampfhaft, ein unbefangenes Gesicht zu machen.

(Telegramm an Herrn Georg Goliath
am 27. Januar 1924.)

**„Einmalige Gelegenheit
wartet in Ihrem Vorzimmer“**

David Stöppts.

(Brief an die Eltern des Herrn Stöppts.)

Heureka! Der Sturmangriff ist vorbei, die Festung erobert! Beim letzten Tagesbericht thronte Euer Held auf dem Schlachtfeld und hatte die befestigte Stellung eines Hilfsexpedienten in der bisher unbesiegbaren Firma der Georg Goliath

Company inne. Der strategische Wert dieser Stellung ist nicht zu unterschätzen, da er sich auf 15 Dollar pro Woche beziffert. Weitere Berichte werden fortlaufend veröffentlicht.

Euer David.

(Auszug aus dem Tagebuch des Herrn Stöppts.)

So, alter Junge, das Schlimmste wäre vorbei! Weiß Gott, kein Rubikon ist jemals mühevoller überschritten worden. Im folgenden die Einzelheiten der Schlacht: Stand heute morgen früh auf und überlegte mir meinen Feldzugsplan. Tele-

phonierte Goliath an, bekam gesagt, er sei beschäftigt, ob man was ausrichten könnte usw. usw., ging aufs nächste Telegraphenamtsamt, gab Telegramm auf und ging gleich mit dem Depeschboten mit. Langte in der Höhle des Bären an, wurde vom Sekretär mit den Worten empfangen: „Herr Goliath empfängt niemanden ohne vorherige Verabredung!“ Ließ mich 1. nicht einschüchtern, 2. auf einen Stuhl nieder. Ha, plötzlich erscheint der Gewaltige in der Tür, starrt mich an, dreht die Augen zur Decke, klopft sich an die Stirn und verschwindet. Nach was mir 3 Jahre schien, wurde ich in das Allerheiligste gerufen, stand vor einem langen, dünnen Mann und versuchte, mein intelligentestes Gesicht zu machen. Er saß an einem riesigen Schreibtisch, schrieb und schrieb und warf plötzlich seinen Federhalter mit einem Krach hin. „Nehmen Sie Platz, Herr Stöppls!“ sagte er mit einer Stimme, die mir die Knie zittern machte. Ich nahm Platz.

„Bis Ihre Briefe einzutreffen begannen“, fuhr er fort, und sein Gesicht blieb hart und glatt wie ein Felsblock, „nahm ich an, daß es nur sieben Weltwunder gäbe; Ihre temperamentvolle Selbstbeschreibung hat mich eines besseren belehrt. Ich sehe jedoch, daß es Ihnen, trotz Ihrer zahlreichen Talente, an zwei notwendigen Ingredienzen fehlt: Geld und Schönheit. Zu meinem Bedauern kann ich Ihnen jedoch nur mit einem von beiden aushelfen. Wenn Sie sich bei Herrn Wallopp melden wollen, wird er Ihnen erzählen, wie Sie 15 Dollar pro Woche verdienen können.“

Ich dankte ihm, so gut ich konnte.

„Noch eins, Herr Stöppls,“ unterbrach er mich, „ich würde mich freuen, wieder

von Ihnen Mitteilung zu bekommen, wenn Sie an der Auslage etwas auszusetzen oder irgendeinen Vorschlag zu machen haben.“

Das ist alles!

Traf später Charlie Duff, der mich zu einer Gesellschaft einlud. Je mehr ich mir's überlege, desto hübscher find' ich den Namen Marion.

28. Januar 1924.

Ich möchte für mein Leben gern ein Gedicht machen, aber es gibt scheinbar nichts Schwereres, als einen Reim auf Marion zu finden.

Ich kann nicht verstehen, was Charlie an Silvia Hartwig findet. Sie ist ja ganz nett, aber wenn Marion dabei ist — na, hier sitze ich, drei Uhr morgens, und schmachte und hab' sie dabei erst zweimal gesehen.

Um die Wahrheit zu sagen, ich war zu aufgeregt, um mich bei der Gesellschaft zu amüsieren. —

Ich möchte wissen, wann ich um eine Gehaltserhöhung einkommen kann.

Marion Wendelin heißt sie! Sehr hübscher Name, — aber wenn man ihn mit Stöppls vergleicht!! Marion Wendelin! Marion Stöppls! Huch, das zweite ist doch viiiiel schöner!

Und sie lacht so entzückend! Wirklich, alles an ihr ist noch ein kleines bißchen mehr als entzückend.

Ich mußte sie nach Hause bringen. Charlie, das Schaf, begleitete Silvia Hartwig, die, Allah sei Dank, am anderen Ende der Stadt wohnt.

„Wissen Sie, Fräulein Wendelin,“ sagte ich, „daß ich bisher noch keine Gelegenheit hatte, mich mit Ihnen zu unterhalten? Darf ich mich erkundigen, ob

Fortsetzung auf Seite 139

Aus dem Uhu-Album



Die Prinzessin Takka Takka,
eine javanische Tänzerin, die sich auch in
New York nach heimischer Sitte — und
aus Reklamegründen — tragen läßt, statt
zu fahren.

*



Ein
lebensgefährlicher Beruf
Zähmen und Abrichten von
Löwen auf der Farm Gay's Lion
bei El Morte (Kalifornien).

*



Der
Winter als Baumeister
Das vereiste Ostseebad Kranz.

Phot. Kublewindl.



Neue Aufnahme New Yorks
von einem Brückenturm der Brooklyn-Bridge aus.

Presf-Photo-News-Service



„Hier wird der ganze Schnee verbrannt.“
Schneebeseitigung durch Ofen in den Straßen von Moskau.

Phot. John Graudenz



Das „happy end“: Sie haben sich gekriegt!
Teils unter Palmen, teils in Palasträumen — aber sie haben sich gekriegt, und das ist die Hauptsache!

„HAPPY END“

Der glückliche Ausgang im Film

Das Märchen ist Dichtung für Kinder. Kinder sind gefühlvoll, überschwenglich, naiv-grausam, widerspruchsvoll, sprunghaft, vertraut, optimistisch — all dies aus ihrem natürlichen Mangel an Wirklichkeitsvorstellungen und Erfahrungen. In den Märchen, die man für Kinder schreibt, geschieht daher immer das Unwirkliche, Unerwartete, Unmögliche, aber nach allen Fährnissen und Katastrophen geht es zum Schluß durch Eintritt des „Wunderbaren“ stets gut und glücklich aus.

Ich glaube, man kann ohne weiteres nachweisen, daß durch das Märchen das

„happy end“, der unbedingt glückliche Ausgang, in die Filmproduktion gekommen ist. Die ersten Filmhersteller waren Techniker und Erfinder, die nur das neue Problem interessierte, ein bewegtes Wesen oder einen bewegten Gegenstand photographieren zu können. Ihre Filme waren nur wissenschaftliche Anschauungstafeln. Die zweiten Filmhersteller waren Kaufleute, die den Erfindern die Patente abkauften, um sie geschäftlich besser zu verwerten. Damit soll gar nicht ihr großes Verdienst um die Entwicklung dieser ungeheuren Weltindustrie vermindert werden: ihr Weitblick und Wagemut erkannte

die „Unterhaltungs“-Qualitäten des Films, durch die man erst viel später seine künstlerischen Möglichkeiten hindurchschimmern sah. Diese Männer erkannten, daß das Publikum nicht bloß photographisch analysierte Aktionen und Verrichtungen sehen wollte, sondern erzählend zusammenhängende „Geschichten“.

Geschichten aber gehören zur Literatur. Und zur Literatur hatten alle diese

Männer, diese ganze erste Generation von Filmfabrikanten, meist nur eine einzige Beziehung in ihrem Leben gehabt. Sie hatten Märchen gehört und gelesen, solange sie Kinder waren.

Ihre einzige Vorstellung von Erzählung und Literatur war also ihre Erinnerung an Märchen. Die gab ihnen das Rezept für den erzählenden, den „Spiel“-Film: gefühlvoll, überschwenglich, naiv-grau-



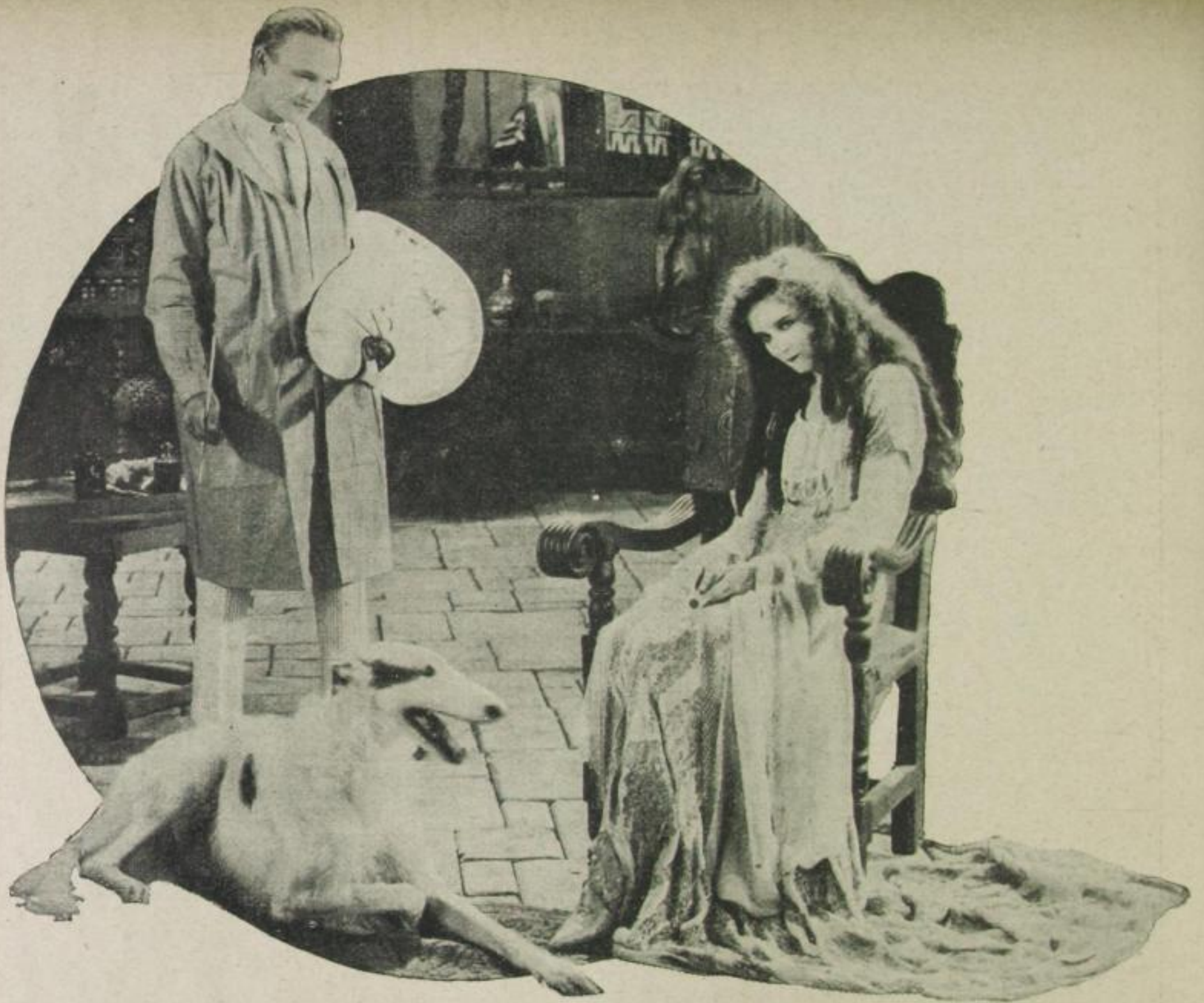
Das glückliche Ende des Films: „Ausgeredet Wolkenkratzer“
Harold Lloyd turnt dem obligaten Endkuß entgegen.



Großaufnahme: Endlich (nach 6 Akten) auf ewig vereint.

sam, widerspruchsvoll, Fährnisse, Katastrophen, aber zum Schluß muß durch wunderbare Rettung alles stets gut und glücklich ausgehen. Auch von den Filmhelden mußte es heißen: und wenn sie

nicht gestorben sind, so leben sie noch heute. (Der Unterschied zwischen Film und Märchen war nur, daß dieses durch die Phantasie eines stilbewußten Dichters geschaffen wurde, jener aber nur durch



„Langsam und stimmungsvoll abblenden.“

die verblaßte Kindheitsnaivität eines amüsich hohlen Kopfes.) Unwillkürlich trafen sie damit auch zunächst durchaus den Geschmack ihres ersten Publikums, das ihr eigenstes Publikum war, das ganz ungebildete, primitive, naive, kindische Publikum der Schaubuden.

Das Unerklärliche (beinahe) ist nur, daß wir heute auf eine fünfundzwanzigjährige Entwicklung des Films zurückblicken, in der er aus den Schaubuden in Marmorpaläste avanciert ist, vom Volkswiesenpublikum zu einer Zuschauerschaft, die sich aus der ganzen ästhetisch interessierten Gesellschaft zusammensetzt, daß er die Mitarbeit von Dichtern, bildenden und dramatischen Künst-

lern, Gelehrten, Musikern gefunden hat, und daß trotzdem noch immer die primitive und ungebildete Literaturauffassung der Schausteller am meisten seine Wege lenkt. Von zehn Filmen, die hergestellt werden, sind auch heute noch acht nach diesem rohen Märchenplagiat gebaut.

Der Hauptschuldige an diesem Zustand ist Amerika, die Wiege der ganzen modernen Filmindustrie. Dort war das Publikum tatsächlich zu 99 vom Hundert im Seelenzustand eines Kindes, und wenn man von der Unbildung der Unternehmer spricht, dann übertrifft drüben die Unbildung alles in Europa denkbare noch weitaus. Man schwärmt drüben für „Lebensgeschichten“ und kommt trotzdem

noch nicht dahinter, daß diese Geschichten, voll von Mördern, Rettern und Wundern, ein Hohn auf alle Lebenslogik sind. Und daß es nicht mehr Unlogik ist, sondern Stupidität, wenn man nach dem Untergang von Städten und Ländern, nach Erdbeben und Explosionen, auf Bergen von Leichen, die Verlobung von zwei Menschenkindern durch einen Kuß unter einer mondversilberten Wasserweide für ein „glückliches Ende“ ausgibt. Das Folgende ist keine gut erfundene Anekdote, sondern amerikanische Wirklichkeit: nach dem Erfolg des deutschen Films „Anna Boleyn“ machten ein paar amerikanische Filmlibrettisten einer ganz großen Filmfirma in Kalifornien den Vorschlag, einen Film „Maria Stuart“ zu drehen. Die Firma war begeistert und bestellte sogleich das Buch für einen zehnkäftigen Riesenmonumentalfilm „Mary Queen of Scots“.

Als das Buch geliefert wurde, waren die Direktoren entsetzt: die Geschichte ging ja „schlecht“ aus! Sie forderten unbedingt, daß zum Schluß Maria Stuart mit ihrem Mortimer in einem langen Kuß glücklich vereinigt gezeigt wurde. Die Autoren rasteten, die Direktoren rasteten, es kam schließlich zu einem Prozeß, die Direktoren mußten das Buch auch abnehmen und bezahlen — — aber sie ließen den Film niemals drehen. Sie glaubten an eine

Maria Stuart ohne „happy end“ nicht soviel Geld riskieren zu können.

Bei den Filmen, wie sie Amerika im Durchschnitt herstellt, voll Schießereien, Qualen, Vergewaltigungen, Faustkämpfen, versteht man noch das angeleimte „happy end“. Eine „Logik“ dieser „Handlungen“ existiert doch nicht, und nach all der Brutalität ist eine Aufheiterung so unentbehrlich wie ein bißchen süßes Kompott nach Pökelfleisch mit Erbsen und Sauerkohl.

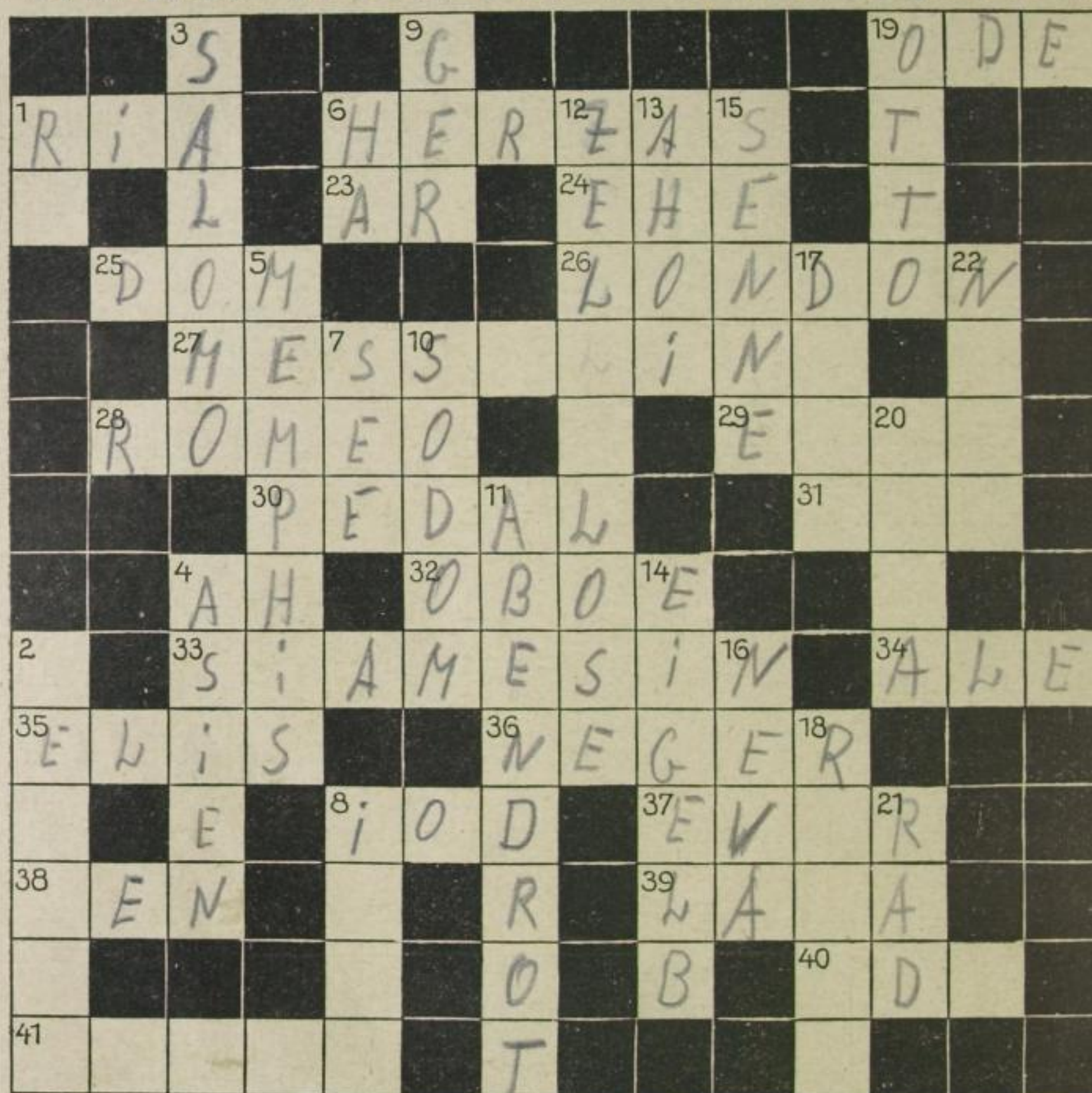
Amerika bietet nur die krassesten Beispiele, aber die übrige Filmproduktion ist von der unsinnigen Zwangsvorstellung des „happy end“ nicht frei, schon deshalb nicht, weil auch für sie Amerika der ersehnte reichste Markt ist. Aber der Film und sein Publikum sind schon zu weit vorgekommen, um sich noch länger um die einzig mögliche Logik betrügen zu lassen: daß eine tragische Geschichte eben tragisch ausgeht, eine „Lebensgeschichte“ ohne bestimmtes Ende (weil das Leben immer weitergeht) und nur eine gutgelaunte Geschichte gutlaunig enden kann. In Amerika hat sich der Film gerade jetzt an dem Irrsinn dieser Schausteller-Phantasie und -Psychologie endgültig festgefahren. Es wird auch bei uns dahin kommen, wenn man den Film nicht von seiner augenblicklich schlimmsten Entwicklungsfessel befreit: von der Vorschrift des „happy end“. K.



Zeichnung von Koch-Gotba

„Und so gingen sie engumschlungen in ein neues, schöneres Leben . . .“

UNSER KREUZWORTTRÄTSEL



In den senkrechten Reihen:

1. Was jedes Mädchen gern einmal sagt
2. Halbedelstein
3. Ein Weiser und König
4. Erdteil
5. Altägyptischer Städtename
6. Einmal ruft man es aus Schreck, zweimal aus Heiterkeit
7. Geographische Bezeichnung
8. Woran auch der Aermste immer reicher wird
9. Alte Wurfwaffe
10. Biblische Stadt, die immer zusammen mit einer anderen genannt wird
11. Himmelserscheinung beim Einbruch der Nacht
12. Pflanzenzellstoff
13. Schiffer-Ruf
14. Bestandteil des Hühnereies
15. Gebirgshirte
16. Russischer Fluß
17. Kinderruf oder Kunstrichtung
18. Der kleine Bruder eines großen Städtegründers im Altertum
19. Umkehrbarer Knaben-Vorname
20. Vorname einer Filmdiva
21. Wagenteil
22. Etwas, von dem jeder mindestens zwei verschiedene hat

In den wagerechten Reihen:

1. Weiblicher Vorname
4. Bewundernder Ausruf
6. Spielkarte bestimmter Farbe
8. Flüssigkeit, mit der Doktor und Zahnarzt uns pinseln
19. Dichtform
23. Flächenmaß
24. Was man allein nicht schließen kann
25. Kirchliches Bauwerk
26. Stadt in England
27. Römische Kaiserin
28. Ein berühmter Liebender
29. Eine Stadt oder — ein Käse
30. Was ein Klavier mit einem Fahrrad gemeinsam hat
31. Gestalt aus Ibsens „Peer Gynt“
32. Blasinstrument
33. Frauentypus asiatischer Rasse
34. Bezeichnung des Bieres in England
35. Altgriechische Landschaft
36. Dunkler Menschenschlag
37. Großes Fahrzeug der Fischer
38. Japanische Münze.
39. Ein Tier, das spuckt
40. Alter deutscher Vorname
41. Inneres Organ

Die Auflösung dieses Rätsels folgt in der nächsten Nummer; die des vorigen und die Anweisung befindet sich auf Seite 103



Novelle von Fedor B. Jsjagin

Zeichnungen von Godal

I.

Mit der Ehe ist es wie mit jeder Lotterie eine unsichere Sache: Unter tausend Nieten gibt es nur einen Treffer, und auch bei dem bekommt man selten seinen vollen Einsatz zurückgezahlt. Und doch hofft und glaubt jeder, daß er das große Los gezogen hat, bis er eines Morgens erwacht und plötzlich, wie vom Blitz getroffen, erkennt, daß auch sein Los nur eine Niete war, und eine Niete, die er nicht einmal fortwerfen kann.

Denn dies ist das schlimmste dabei: alte Stiefel, einen abgetragenen Rock,

einen verkrepelten Hut, — alles kannst du weglegen oder einem Bettler schenken und dir dann was Neues, was Hübsches kaufen, aber eine abgebrauchte Frau, die zudem auch noch boshaft und zänkisch ist, die nimmt sogar der Teufel nicht geschenkt. Sieh zu, wie du mit ihr fertig wirst, — und sei froh, wenn sie nicht mit dir fertig wird.

Wenn du aber fromm bist und noch an die Mutter Gottes und die Heiligen glaubst, dann schließ dich in dein Kämmerlein ein, entzünde vor dem Bilde des Heiligen Nikola, des Wundertäters,

eine 12-Kopeken-Wachskerze, schlag mit der Stirn auf den Fußboden und bete:

„Erlöse uns von dem Übel!“

II.

Pantelejmon Michailowitsch Polnomasow glaubte aber nicht mehr an Wundertäter und Wunder. Er nahm sein Schicksal hin wie eine Strafe Gottes, seufzte wohl dann und wann, wenn es ihm zu arg wurde, hatte es aber aufgegeben, sich dagegen zu wehren.

„Wenn man mit seiner Frau uneins ist,“ pflegte er zu sagen, „dann ist es immer noch besser, sich zu fügen, als sich ihr zu widersetzen. Denn wenn man seinen Willen bekommt, beginnt die Hölle erst recht. Bekommt man ihn aber nicht, — wozu soll man sich ihr dann widersetzen?“

Pantelejmon Michailowitsch Polnomasow war also Philosoph, und er hatte auch allen Grund, es zu sein. Denn Luisa Karlowna, sein Ehegesponst, eine geborene Bitterwasser, war eine kleine, aber sehr energische Dame, gegen die der behäbige, über alles Maß gewaltige Pantelejmon Michailowitsch beim besten Willen nichts ausrichten konnte. So lag er denn immer, wie ein ungeheures Schlachtschiff, ängstlich vor Anker, während Luisa Karlowna wie ein flinkes U-Boot ihn von allen Seiten fortwährend bedrohte.

Polnomasow hatte eine kleine Gastwirtschaft in der Vorstadt, die zwar bescheiden und ziemlich dürftig war, aber doch eine feste Kundschaft besaß von soliden Leuten, die hier ihr Gläschen tranken und ihre Piroggen verzehrten. Als er Luisa Karlowna Bitterwasser, eine tüchtige deutsche Wirtschaftlerin, heiratete, hatte er für

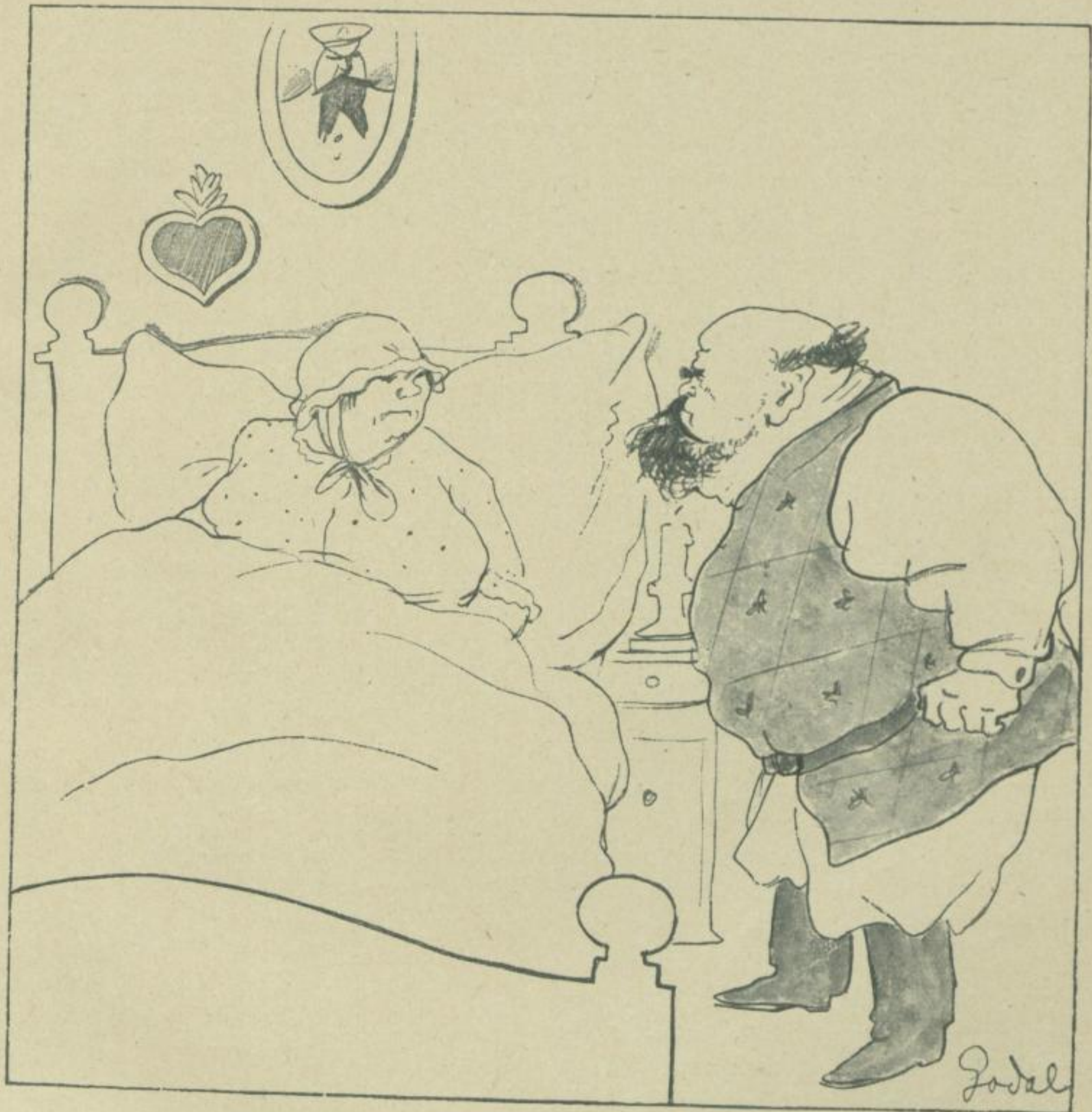
sein Geschäft einen glücklichen Griff getan: denn diese energische und sehr resolute Deutsche verstand es, in kurzer Zeit durch Ordnung, Sauberkeit, Fleiß und Sparsamkeit die ziemlich verlotterte Wirtschaft in die Höhe zu bringen. An den Fenstern hingen Musselingardinen, die Speisen wurden nur noch auf dem Tablett serviert, auf den Tischen standen überall Aschenbecher mit hübschen Bildern und Sprüchen, und aus den Speiseresten vom Tag zuvor wurden immer Pastetchen gemacht, die für fünf Kopeken verkauft wurden. Auch berechnete Luisa Karlowna jedes Scheibchen Brot, damit nur nichts verschwendet wurde.

Aber je besser das Geschäft durch Luisa Karlownas kluge Methoden ging, desto machtloser, an Händen und Füßen gebunden, fühlte sich Pantelejmon Michailowitsch Polnomasow in seinem eigenen Hause. Denn die Kasse und alle Schlüssel führte natürlich Luisa Karlowna, und Pantelejmon konnte froh sein, wenn er mittags seinen Schnaps und Sonntags sein Fläschchen Rum zum Tee bekam.

Dafür versorgte aber Luisa Karlowna ihren Gatten überreichlich mit Speisen: Hammelkeulen mit geschmorten Rüben, Kohlpiroggen, Eierpastetchen, alles, wofür er schwärmte, setzte sie ihm in ungeheuren Portionen vor, sie nötigte ihn sogar zuzugreifen, wenn er mal was übriggelassen hatte:

„Iß nur, iß nur, das macht dich gesund und stark, — du bist ja schon ganz abgemagert!“

Und stöhnend stopfte sich der wie eine Kuh, die ins Kleefeld geraten ist, aufgedunsene Polnomasow die letzten Bissen in den Mund.



„ . . . sein aufgedunsenes Gesicht war kalkweiß und ganz entstellt . . . “

Denn Luisa Karlowna wußte: je besser der Löwe gefüttert wird, desto leichter ist es, ihn zu zähmen.

III.

Etwas gab es aber, worin Pantelejmon Michailowitsch Polnomasow seine Unabhängigkeit bewahrt hatte, und was er mit aller Starrheit, aller Zähigkeit und Verzweiflung eines auf seine letzte Position zurückgedrängten Feindes verteidigte.

Pantelejmon Michailowitsch liebte es, nach dem Mittag sein Pfeifchen zu rauchen. Es war ein altes, eigentlich ganz unmögliches Tonpfeifchen mit einem schwarz angelaufenen Mundstück, und der Tabak, ein fürchterlicher Knaster, war so, daß man schon vom Zusehen Halsschmerzen bekam. Aber Pantelejmon hing an diesem Pfeifchen und liebte gerade

Fortsetzung auf Seite 134

Verhängnisvolle Schönheit

Die Schönheit des Weibes ist eine der stärksten Schicksalsmächte. Sie ist die Erweckerin der großen Leidenschaften, die alle Ketten der Sitte und des Herkommens sprengen. Immer waren sich die Menschen der mystischen Tragik bewußt, die die Schönheit des Weibes umschwebte: selbst die ewigen Götter ließen sie ihrer Gewalt verfallen, wieviel mehr das schwache Geschlecht der Männer. Vergeblich hat der asketische Geist mancher Jahrhunderte gegen die verderbliche Schönheit anzukämpfen versucht, aber selbst der Flammenschein der Scheiterhaufen, auf dem man schöne Hexen verbrannte, vermochte die Zaubergewalt des schönen Weibes nicht aus der Welt zu schaffen. Und auch das Unheil nicht, das sich immer wieder an ihre Fersen heftete.

Das schöne Weib als unheilvolle Macht des Schicksals: wie viele Blätter der Geschichte erzählen von ihm, angefangen von der aus dem Dunkel der Sage hervorleuchtenden Gestalt der schönen Helena, deren verderbenbringende Schönheit den hehren Achilleus und so viele mannhafte Helden und zuletzt das heilige Ilion hinsinken ließ. Kleopatra steigt auf, die schöne Ägypterin, die den Beherrscher des römi-

schen Weltreichs willenlos zu ihren Füßen zwang und dem Chaos, das sie entfesselte, nur durch den selbstgewählten Tod entfliehen konnte; Agrippina und Messalina, die kaiserlichen Buhlerinnen, auf deren Wink der Mord durch das erschreckte Rom raste, Lukrezia Borgia, die selbst ihren päpstlichen Vater berückte und deren Lebensweg über die zahllosen Leichen der Unglücklichen ging, die ihrer Schönheit verfallen waren. Auch die Schottenkönigin Maria Stuart leuchtet auf, deren Zauber für zwei Gatten und viele andere Männer tödlich war und die selbst erst dem kalten Haß ihrer königlichen Rivalin um Macht und Geist zum Opfer fiel.

In allen diesen Fällen, in denen sich Schönheit mit dynastischer Machtstellung zu doppeltem Reize verband, wurden die Frauen nicht nur zum Verderben der Männer, die sie liebten, sondern auch zum Schicksal der Männer, die die Schlachten um Liebe und Ehrgeiz schlagen und ihre Kosten tragen mußten. Die mächtigen Mätressen der Könige, die oft aus der Hefe des Volkes um ihrer Schönheit willen zu höchstem Glanze aufstiegen und für die ungeheure, dem Schweiß des Volkes erpreßte Schätze verschwendet wurden, eine Pompadour und eine



Lola Montez, die berühmte Tänzerin,
die Geliebte König Ludwig I. von Bayern. Nach dem Gemälde von Jos. Karl Stieler

Phot. Hanfstaengl

Dubarry, oder in neuerer Zeit die Geliebte des Bayernkönigs Ludwig I., die Tänzerin Lola Montez, trugen darum nicht wenig dazu bei, daß die Wut der bedrückten Völker sich in Revolutionen entlud, und so hat die unheilvolle Schönheit ihre schicksalhafte Rolle auch oft bei den großen staatlichen Umwälzungen gespielt.

Heute gibt es keine Königinnen und Favoritinnen mehr, deren schöner Zorn

oder reizendes Lächeln Menschen und Völker in Tod und Verderben jagen könnten. Diese Macht ist ihnen, wenigstens theoretisch, mit dem unbeschränkten Herrscherwillen der Fürsten genommen worden. Aber die Tragödien unheilbringender Schönheit haben nur den Rahmen gewechselt, ohne an Wucht oder an Wirkung auf die menschliche Seele zu verlieren. Sie arten nicht mehr in Staatsaktionen und zu Revolutionen aus —



Die polnische Gräfin Tarnowska, *Phot. F. Kester*
die ihren Geliebten verleitete, einen ihrer anderen Verehrer zu erschießen, um eine hohe Versicherungssumme zu erlangen, vor dem Gericht in Venedig.



Die Marquise von Pompadour. Nach dem Gemälde von Latour

wenn es auch, wie wir zeigen werden, vor kurzem noch solche Fälle gegeben hat —, aber geblieben ist die Macht des durch die Schönheit der Frau todbringenden Eros. Es ist noch immer die Jagd nach dem Glück, die schonungslos über alle Grenzen von Gut und Böse,

von Gesetz und Sitte, über Genuß, Verbrechen und Verzweiflung in den Tod führt! Jahrtausende haben daran nichts geändert.

Erinnern wir uns, daß es noch vor kaum zwei Jahrzehnten der verderbenbringende Reiz einer Frau war, der einen

europäischen Staat in Verwirrung stürzte, Mord und Tod entfesselte und mit dem eigenen Leben das einer Dynastie auslöschte. Und man weiß nicht, ob in jener dunklen Frühlingsnacht des Jahres 1903, als in dem königlichen Schlafzimmer des Konaks von Belgrad Königin Draga und König Alexander Obrenowitsch unter den Schüssen verschworener Offiziere niedersanken, sich nicht schon die Katastrophe des künftigen Weltkrieges ankündigte. Die Heirat des jungen Serbenkönigs mit dem Hoffräulein seiner königlichen Mutter Natalie, Draga Maschin, war der letzte Anstoß zur Revolte der Offiziere gewesen und zum Sturze der Dynastie, die sie durch diese Verbindung erniedrigt glaubten.

Dragas Wiege stand in einem kleinen serbischen Provinzstädtchen, wo ihr Vater, Milos Lunjewitsch, Kreisvorsteher war. Der kinderreiche Vater war sehr froh, als die älteste Tochter, ein sehr hübsches und lebhaftes Mädchen, den Belgrader Ingenieur Maschin heiratete. In der Belgrader Gesellschaft spielte Frau Maschin keine besondere Rolle, niemand ahnte damals den Ehrgeiz, der sie beseelte. Mit der Treue zu ihrem Gatten nahm sie es, wie wenigstens später behauptet wurde, nicht sehr genau, ihr Ruf ließ viel zu wünschen übrig.



Baronin Vetsera

Ingenieur Maschin starb wenige Jahre später, und jetzt gelang es Draga, bei der Königin Natalie, der Gemahlin König Milans, als Gesellschafterin und Hofdame unterzukommen. Natalie, die ihren Gatten Milan haßte, hielt sich fast immer im Auslande auf, wo sie ihr Sohn Alexander, der ebenfalls in den schlechtesten Beziehungen zum Vater stand, öfters besuchte. Er war, nach der erzwungenen Abdankung König Milans, schon König von Serbien, als er in Biarritz die neue Hofdame seiner Mutter kennenlernte.

Es ist bekannt geworden, daß auf den jungen König vorher überhaupt keine Frau einen Eindruck gemacht hatte. Da man einige Zeit in serbischen Hofkreisen aus diesen Gründen für den Fortbestand der Dynastie fürchtete, hatte man verschiedentlich versucht, den Thronfolger und jungen König mit sehr schönen Frauen, die nicht unerbittlich gewesen wären, zusammenzubringen. Frau Draga Maschin war aber das erste weibliche Wesen, an der sich bei Alexander die Flamme der Leidenschaft entzündete. Draga war damals schon eine reife Frau, um acht Jahre älter als der kaum zwanzigjährige König. Man hat Anlaß anzunehmen, daß die Mutter des Königs, die



Baronin Vetsera im Film.
Maria Corda als die Geliebte des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich in dem Ufa-Corda-Film
„Tragödie im Hause Habsburg“

freilich nur an eine leichte Liaison dachte, diese Liebe begünstigte, um durch die Hofdame größeren Einfluß auf ihren schwer lenkbaren Sohn zu gewinnen. Aber es war kein Knabenüberschwang, der Alexander zu Draga trieb; hinter seiner Leidenschaft stand der unerschütterliche Wille eines Mannes, die von ihm geliebte Frau zur Königin zu machen. Das Charakterbild des jungen Königs ist ziemlich reich an dunklen Flecken — er war wenig intelligent, gewalttätig und voll wechselnder Launen —, stark und konsequent blieb er nur in der Liebe zu dieser Frau. In Belgrad lacht man zuerst, dann entrüstet man sich, die Brüder Dragas, junge Offiziere, werden gesellschaftlich boykottiert, und König Milan telegraphiert seinem Sohn, der ihm seine Heiratsabsichten mitteilt: „Als König verurteile ich diese Heirat, als Offizier lege ich das Kommando der serbischen Armee nieder.“ Wenige Wochen später hat Alexander mit Frau Draga Maschin Hochzeit gemacht.

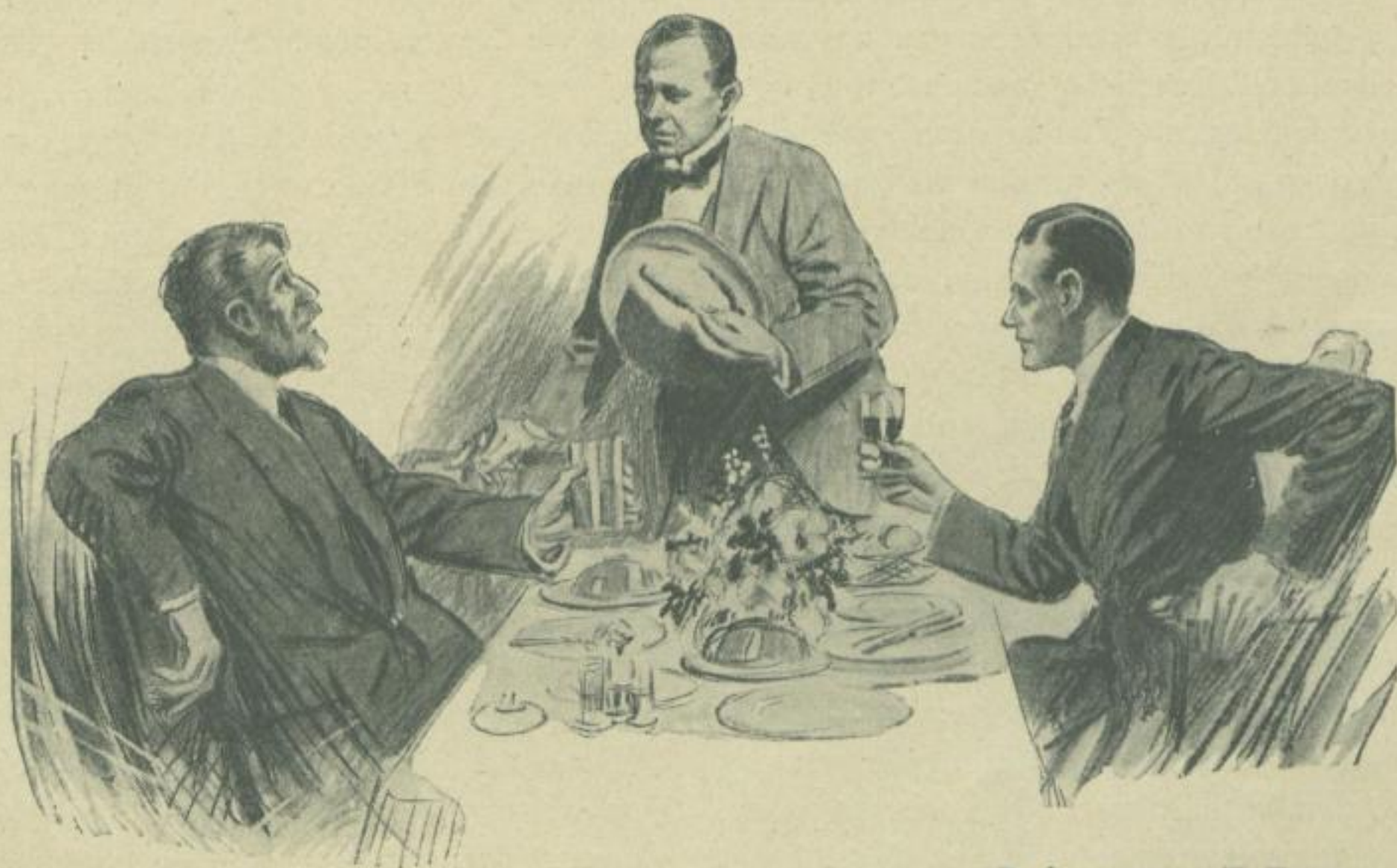
Die neue Königin weiß nur zu gut, daß die Belgrader Gesellschaft, in der sie früher unbeachtet verschwunden war, sie haßt, daß man sie niemals versöhnen kann. So geht sie daran, sich einen Kreis von Anhängern zu verschaffen. In kurzem sind alle ihre Verwandten große Herren und Damen bei Hofe, ihre Brüder wie Schwestern beziehen Apanagen, ihre Freunde werden Minister und hohe Beamte. Sie weiß trotzdem, daß sie und ihr Gatte auf einem Pulverfaß sitzen, und sie sehnt vor allem die Geburt eines Thronerben herbei, da sie sich davon die einzige Sicherung ihrer Stellung verspricht. Dieser Wunsch gräbt sich so tief in ihr Hirn ein, daß sie sich zuletzt einbildet, sich Mutter zu fühlen. Als sich

herausstellt, daß es eine falsche Schwangerschaft war, gesellen sich zu dem in Belgrad aufgespeicherten Haß noch Hohn und Spott. Namentlich unter den serbischen Offizieren, in denen sich schon seit der Niederlage Serbiens im Kriege mit Bulgarien eine starke Abneigung gegen die Dynastie angesammelt hat, nimmt die Gärung zu, sie wird zum Komplott, zur Revolution. Die Offiziere des Belgrader Infanterie-Regiments übernehmen den Auftrag, den König zur Abdankung zu zwingen. Mit Revolvern bewaffnet dringen sie in das königliche Palais ein, die Adjutanten und wachhaltenden Soldaten werden niedergemacht, und im Schlafzimmer des Königspaares vollzieht sich der letzte Akt der Tragödie. Der König, der nur versucht, die Königin zu schützen, tritt den Verschwörern entgegen. Der Schwächling benimmt sich als Held: Da ihm eine Urkunde unterbreitet wird, in der er den Thronverzicht erklären soll, weil er „durch Heirat mit einer öffentlichen Dirne das Land geschändet habe“, ergreift er nicht die Feder, sondern den Revolver und schießt den Offizier nieder, der ihm die Urkunde hingereicht hat. Gleich darauf fallen König und Königin unter zahllosen Schüssen der Verschwörer. Ihre Leichen werden aus dem Fenster auf den Hof geworfen. In der gleichen Nacht werden die beiden Brüder der Königin, der Ministerpräsident, der Kriegsminister und eine ganze Anzahl von königstreuen Offizieren ermordet. In Belgrad aber durchziehen am nächsten Tage Musikkapellen die Stadt, und Chronisten berichten, man habe niemals in Belgrad so heitere Gesichter und so große Begeisterung gesehen.

Fortsetzung auf Seite 152

MR. PARCHESTER UND DIE GÖTTER

VON H. H. BASHFORD



Zeichnungen von T. Evans

I.

Die Götter, so sagt man, wandeln nicht mehr auf Erden. Traurig haben sie sich von den Gefängnissen abgewandt, die sich die Menschen selber aus Asphalt und Beton gebaut haben. Seitdem man in Fahrstühlen und Untergrundbahnen die Glückseligkeit erblickt, seitdem ist göttliche Weisheit hier überflüssig geworden. Doch es gibt viele, die behaupten, die Götter wären niemals wirklich, nur immer in der Einbildung der Menschen auf Erden gewan-

delt; daß wir, seit Menschengedenken, uns schon immer einen recht menschlichen Himmel zurechtgezimmert hätten, und daß in manchen Augenblicken und für manchen ungesehenen Beobachter jeder von uns schon einmal die Rolle eines Gottes für irgendwen gespielt habe.

So waren auch die beiden Männer, die gemütlich in Bernards Restaurant am Strand in London beisammensaßen, keineswegs Götter; weder sich selbst noch ihren Freunden wären sie so erschienen.

Doch für Mr. Parchester, der am Nebentisch saß, war ihre Gottähnlichkeit so augenscheinlich, daß es geradezu peinvoll war. Und die göttliche Heiterkeit, die aus ihren Augen strahlte, vermehrte nur die Sorgenlast, die auf seine Schultern unerträglich drückte.

Ja, Mr. Parchester hatte Sorgen! Er hatte immer Sorgen. Ihm war, als hätte er 43 Jahre lang nichts anderes als Sorgen gekannt, entweder Sorgen um seine Gesundheit, die nicht ganz fest war, oder um seine äußere Erscheinung, die nicht gerade gepflegt zu nennen war, oder um seine Arbeit in der Feldbahnabteilung der Runcorn Electric Company, deren große Bureauräume am Kingsway lagen. Was ihm aber am meisten Sorgen bereitete, das waren die bitteren und verdienten Stachelreden seiner drei Schwestern, alle älter als er selbst, und die äußerst furchterregende kräftige alte Dame, deren höchst unähnlicher Sohn er war. Denn Mr. Parchester war der einzige und ganz unerklärliche Fehlschlag einer sonst glänzenden, imposanten Familie, die einzige Mittelmäßigkeit unter den vier Kindern des verstorbenen königlichen Rats Ernst Parchester.

Daher wohnte er auch als einfacher Hilfsingenieur in einem großen Hause am Manchester Square, wo sein bescheidenes Einkommen zwar für die Aufrechterhaltung der Familienwürde Bedeutung hatte, einer Mutter und drei Schwestern aber, die noch in der Erinnerung an flott dahersausende Dogcarts schwelgten, trostlos gering erscheinen mußte. Denn Frau Parchester war die Tochter eines ausgezeichneten Hofpoeten. Große Männer hatten bei ihr Tee getrunken, Tennyson hatte in ihrem Wohnzimmer aus seinen Werken vorgelesen. Kein Wunder also, daß man

dieses Wohnzimmer nicht aufgeben konnte, obgleich Ernst Parchester, erst im Aufstieg seiner Karriere begriffen, nur wenige Tausende seiner Familie hinterlassen hatte.

Aber es war für Frau Parchester und die Fräulein Parchester ein harter Kampf gewesen, auch nur in einer bescheidenen Form die gesellschaftliche Position aufrechtzuerhalten, zu der Geburt und Talente sie berechtigten. Man mußte fünf oder sechs Jahre lang das kleine Kapital noch angreifen, und Mr. Parchester war, wie man ihm oft vorwarf, die Ursache zu dieser schlimmen Verschwendung. Denn er war noch auf der Schule, als sein Vater starb, einer teuren Schule, die der Familie ein gewisses Ansehen verlieh, und schließlich wurde er, mangels jeglicher andern Talente, als Elektrotechniker ausgebildet. Alles zusammen hatte er die Familie, bevor er sich selbst erhalten konnte, 1600 Pfund gekostet, eine Summe, die, wie man ihm öfters andeutete, er niemals in der Lage gewesen war zurückzuzahlen.

Denn ach, Mr. Parchester, dessen einzige wahre Neigungen stark plebejischen Charakter trugen — er wäre gern auf ein Segelschiff gegangen, hätte in Florida Orangen pflanzen oder in Kanada eine Farm errichten mögen —, war ein genau so mittelmäßiger Ingenieur, wie seine Schwestern immer gefürchtet hatten. Alles, was man von ihm sagen konnte, war tatsächlich, daß allmonatlich vier Fünftel seines Gehalts in die Haushaltkasse wanderten, und daß dank dieses Zuschusses, so mager er war, die Adresse noch immer Manchester Square lautete.

Seine Schwestern dagegen, so sehr sie auch durch die vielen Verpflichtungen ihrer gesellschaftlichen Stellung behindert waren, verstanden es alle, genug Geld zu

verdienen und bewiesen ihm damit, wie leicht das wäre. Denn Emilie, die älteste, die als Sekretärin bei einem Klub tätig war, war auch eine fleißige Buchbinderin und hatte ihre gute Kundschaft; Alice, die zweite, deren Sonaten schon öffentlich gespielt worden waren, war den halben Tag an einem Hospital sozial tätig. Und Edith, die eine Monographie über die italienischen Primitiven verfaßt hatte, schrieb gelegentlich Kunstkritiken für eine Frauenzeitschrift.

Gewiß, hätten sie ihren Salon aufgegeben und Manchester Square verlassen, um in einem billigeren Viertel zu leben, würden sie zweifellos große Summen gespart haben. Oder sie hätten sich ganz



„Ja,“ dachte er, „du bist viel eher die Frau, die ich gerne heiraten möchte“

der Kunst widmen und von den bescheidenen Zinsen des Kapitals leben können. Dies aber würde, wie Mr. Parchester wußte, eine soziale und geistige Degradation bedeuten, zu der sie sich nie entschließen könnten. Und Gentleman, der er war, obgleich er das manchmal bedauerte, hatte Mr. Parchester dergleichen nie angedeutet. Er für seinen Teil hätte allerdings solchen Umzug begrüßt. Er hätte dann sein Gärtchen gehabt, in dem er graben könnte, und würde von seinem Einkommen genug erspart haben, um einmal seine Ferientage auf Reisen zubringen zu können.

Capri, Assisi, Stockholm, so lauteten die zauberhaften Namen seiner Phantasie, und er schlüpfte manchmal auch eine Stunde in irgendein obskures Kino, nur um galoppierende Cowboys und Revolver abschießende Räuber zu sehen. Aber seine Verpflichtungen gegen die gesellschaftliche Stellung der Familie hatten ihm nur immer mal gelegentlich eine Ferienwoche in Brighton gestattet, und im Gedanken an die noch unbezahlten 1600 Pfund war er zu seinem Schreibpult zurückgekehrt und hatte gearbeitet, so gut es gehen wollte. Daß es nicht allzu gut war, wußte er wohl. Lange schon war es ihm klar geworden, daß er auf eine weitere Beförderung nicht rechnen durfte. Aber, so unerträglich es ihn auch langweilte, so gab er sich doch die größte Mühe, mit äußerster Genauigkeit alle Details der Arbeit zu erledigen, und darum hatte er vermutlich so oft Kopfweh und war so unfähig, der Schlagfertigkeit seiner Schwestern zu begegnen. Sogar während des Krieges war es ihm nicht gelungen, sich auszuzeichnen. Denn seine Brotherren hatten ihn als unabhkömmlich reklamiert, und auf die verschiedenen Ärzte, die ihn untersucht hatten, waren seine militärischen Qualitäten ohne Eindruck geblieben.

So war Mr. Parchester voller Sorgen. Und an diesem Februartage mehr denn je, sogar aus einem Grunde, den, das wußte er wohl, die meisten Leute für absurd erklärt hätten. Denn seine Schwestern hatten



„Brown heißt sie . . .

beschlossen, daß er um 6 Uhr nachmittags Miß Frances Pond einen Heiratsantrag machen solle, einer reichen Dame, die seit einigen Monaten ein häufiger Gast des Hauses war. Mehr noch, man hatte ihm zu verstehen gegeben, daß Miß Pond, die zum Tee geladen war und wahrscheinlich über Abend bleiben würde, bereit sei, seinen Antrag weit günstiger aufzunehmen, als er zu erwarten berechtigt war, besonders, da sie noch in der Mitte der Vierzig und Vorsitzende des Direktoriums von mindestens zwei großen Unternehmungen war.

Aber Mr. Parchester war dennoch voller Sorgen und so tief darein verstrickt, daß



... und Geld hat sie auch nicht ...“

er sich einzig mit dem Gedanken trösten konnte, daß er nun endlich mit den Kostenanschlägen — eine aufreibende Arbeit von nahezu drei Monaten — fertig war, die seine Gesellschaft für die Schienen der neuen Bahn in Tasmanien brauchte. Wäre er nicht so weit, er würde kaum jetzt die Arbeit haben beenden können. Wirklich, er glaubte jetzt an nichts mehr, an sich selber am wenigsten. Und deshalb hatte er auch gezögert, das kleine Restaurant zu betreten, in dem er sonst immer sein Frühstück einnahm, und war plötzlich, kaum wußte er warum, mit einem tiefen Atemzug über die Straße gelaufen und durch die prächtige Tür des

mondänen Restaurants getreten, das unter dem Namen Bernard bekannt ist.

II.

Unterdessen saßen die beiden Götter, ohne von Mr. Parchester etwas zu ahnen, schon einander gegenüber, und eine Menge der verschiedensten Gerichte stand vor ihnen auf dem Tisch. Herr Parchester, der sich etwas kalten Schinken und eine kleine Flasche Lagerbier bestellt hatte, vermutete in diesen Gerichten das Hors d'œuvre, und er bemerkte Sardinen, Anchovis, geräucherten Lachs und mehrere Sorten Salat. Und dann hörte er

Fortsetzung auf Seite 158

VOM TANZ IN IN

Aus dem Heimatland unserer moderner

VON FRITZ NANSEN

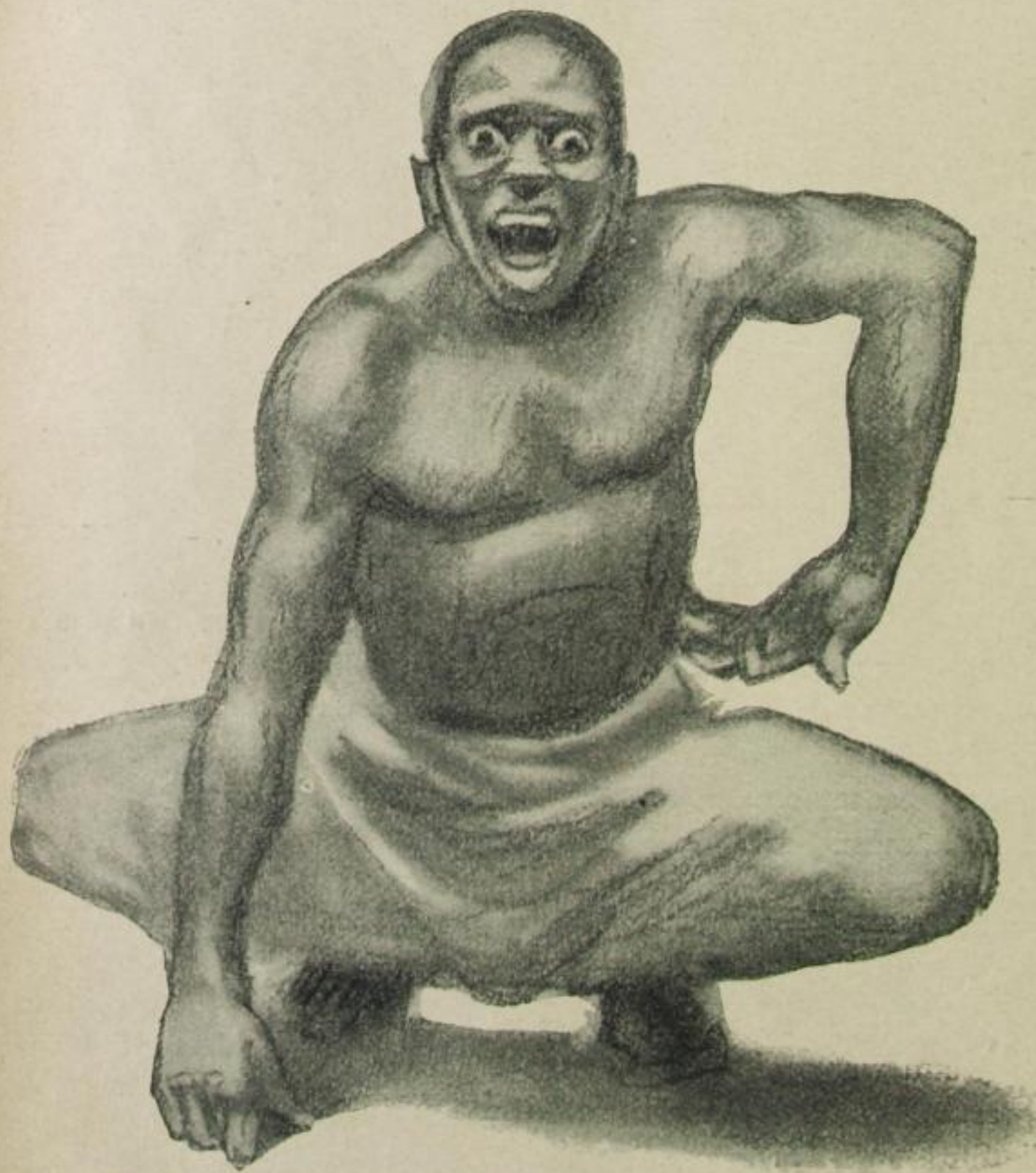
Mit Zeichnungen des Verfassers

VollEifer werden bei uns exotische Tänze gepflegt. Sie sind die große Mode, der sich jeder unterwerfen muß, der irgendwie mitzählen will. Immer neue Trotts sämtlicher bekannter Tiere werden erfunden. Vom Ele-

fantent- über den Kamel- bis zum Flohtrott ist alles schon nachgeahmt worden. Der eifrige Shimmytänzer, der bei uns in Europa mit Kraft und Fleiß diese Kunst ausübt und mit toternstem Gesicht beim Fünf-Uhr-Tee seinen Gliedern exotischen Ausdruck zu geben versucht, ahnt wohl kaum, welche tiefe Bedeutung diesen von ihm so geliebten Negertänzen innewohnt, und wie schön und ausdrucksvoll solch ein Tanz von berufenen Tänzern, den Negern selbst, getanzt werden kann. Einiges, was ich davon in Innerafrika sah, soll hier wiedergegeben werden.

Der Tanz spielt eine große Rolle im Leben des Afrikaners, und jegliches Empfinden seiner Seele spiegelt sich in seinen Tänzen wider. Was für den Europäer Radio, Kino, Sport, Theater und dergleichen Zerstreungen, Belustigungen oder Kunstgenüsse sind, ist dem Afrikaner der Tanz. Alles, was sein Herz bewegt, drückt er durch Tanzen aus.

Der junge Ehemann, dem Familienzuwachs beschert wurde, tanzt vor Glück mit Frau und Sprößling um seine Hütte



I. Gorillatanz

INNERAFRIKA

Gesellschaftstänze

herum und macht sich mit der umgehängten Trommel selbst die Musik zu seinem kleinen Familienfest. (Bild IV.)

Die Erwählte seines Herzens umwirbt der Afrikaner nicht mit Blumen und Liebesgedichten. In rhythmischer Bewegung zeigt er ihr durch das Spiel der Muskeln seine Kraft und Ausdauer bei allen möglichen Gelegenheiten von der vorteilhaftesten Seite.

Auch im Dienste der ärztlichen Kunst findet der Tanz Verwendung. Zu dem Kranken ruft man den Fetschmann, der zugleich Arzt und Priester ist. Unter mystischen Beschwörungsformeln und angetan mit abenteuerlichem Maskenschmuck, tanzt ihn der Gaukler ganz sicher gesund. Tritt der gewünschte Erfolg einmal nicht ein, und versammelt sich der Kranke deshalb zu seinen Vätern, so wird er unter feierlichen Totentänzen in das Grab gesenkt.

Es gibt auch heute noch, tief versteckt im Urwald, manches Dorf, wo der Verstorbene aufgegessen wird. Er tanzt dann in den Eingeweiden seiner trauernden Hinterbliebenen um sein eigenes Grab herum, in dem die abgenagten Knochen als einziger Überrest vom Totenschmaus beerdigt sind.

Ich kam einmal, uneingeladen allerdings und unangemeldet, zu solchem Fest, als jung und alt in wildem Taumel um ein frisches Grab herumtanzte. Einer der ältesten und angesehensten Stammesgenossen war gestorben, und einige seiner Rippenknochen steckten in der Erde des Grabhügels. Auf meine Frage, wo denn die Leiche beerdigt sei, wiesen die Hinterbliebenen des Greises lachend auf ihre wohlgefüllten Bäuche. Von diesen Tanzgebräuchen und kulinarischen Genüssen erzähle ich später einmal, heute möchte



II. Der Marabutänzer

ich ein ländliches Tanzfest schildern, das in der Residenz des Häuptlings eines Sudandorfes stattfand.

Wenn der Vollmond seine Lichtfluten über die afrikanische Steppe ergießt und weit draußen im Busch die Hyäne heulend die Nacht begrüßt, wird auch im kleinsten Negerdorf die lockende Trommel laut und ladet jung und alt zu fröhlichen Tanzspielen ein. Auf dem sandigen Tanzplatz außerhalb des Dorfes flackern bald lustig die Reisigfeuer. Die erfrischende Kühle der Nacht hat nach des Tages Hitze alles munter gemacht. In

froher Laune bildet sich der Ring der Zuschauer, die, am Boden hockend, mit taktmäßigem Händeklatschen den Rhythmus der Trommeln, Schellen und Glöckchen verstärken und die Tänzer mit launigen Zurufen anfeuern oder mit saftiger Kritik in Verlegenheit zu bringen suchen.

Strenge Sitten herrschen beim Tanz. Nicht selten fährt der derbe Stock eines würdigen Greises, der als Zeremonienmeister fungiert, energisch unter die übermütige Jugend, wenn sie allzu ausgelassen die herkömmliche Ordnung überschreitet.

Bei den Negern tanzen die beiden Geschlechter nicht wie bei uns zusammen, sondern jedes tanzt für sich.

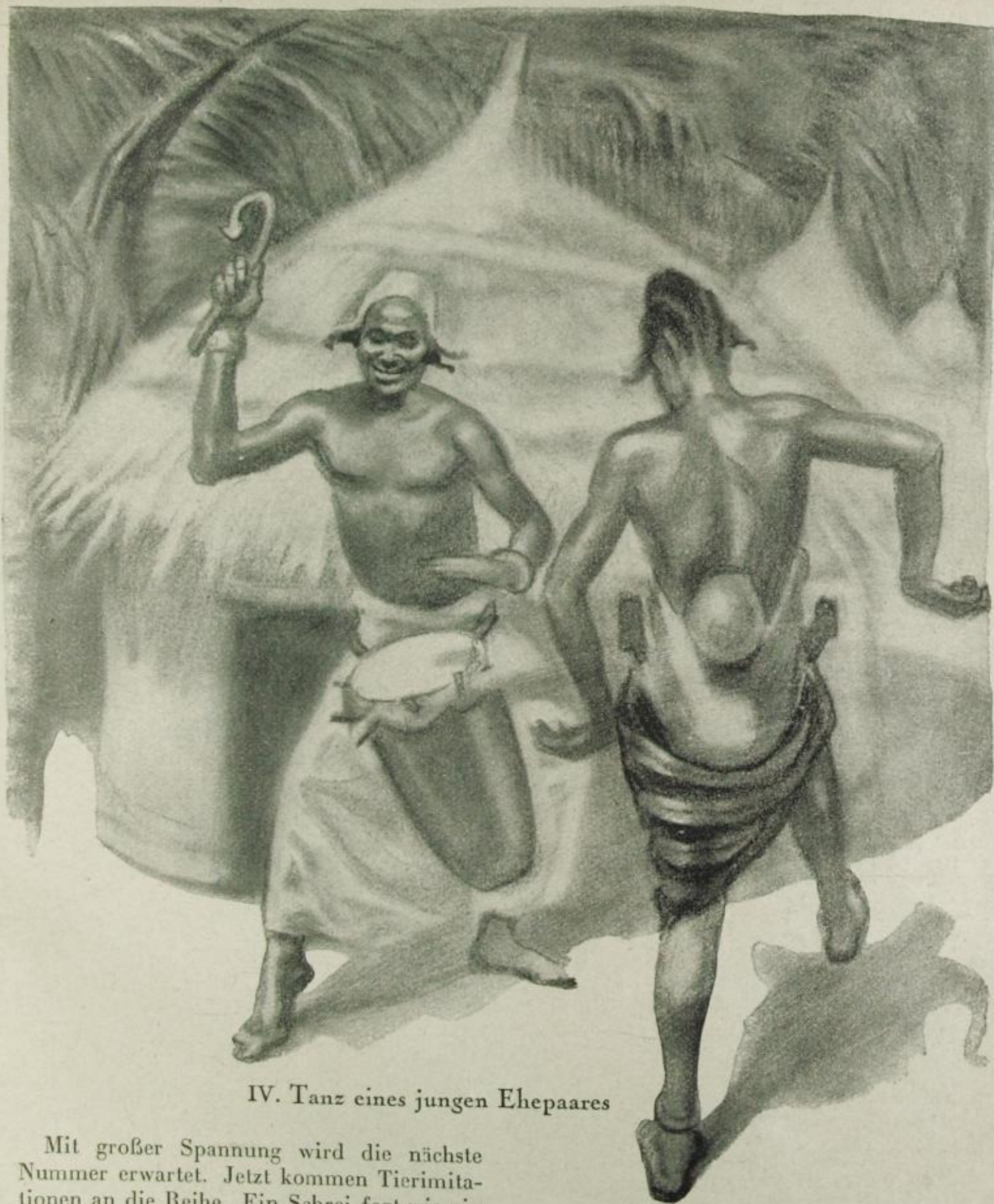
Zuerst kommt die Jugend an die Reihe, die ihre Tanzlust kaum zu zügeln vermag. Die jungen Mädchen tanzen zuerst ihren Reigen. (Bild VI.) Mit kleinen Schritten vorwärts schiebend, wiegen sie die schlanken Hüften und bringen die oft prachtvollen Formen ihrer Glieder in plastischen, manchmal recht gewagten Stellungen zu voller Geltung. Begeisterter Applaus der jungen Männer ist ihr Lohn, die dann im darauffolgenden Gang ihr bestes tun, um die Kunst der Mädchen noch zu überbieten und sich durch Kraft, Schönheit und Ausdauer ihres Tanzes hervorzutun. Auch sie werden lebhaft beklatscht und gefeiert, wenn sie geendet haben.

Nun rüsten sich die besonderen Tanztalente und treten auf den Plan, um sich in humoristischen Solotänzen zu produzieren.

Zwei Frauen tanzen, sich den Rücken zuehend, in kurzem Kreise umeinander herum, um dann plötzlich mit dem verlängerten Rücken einen sehr lustig wirkenden Tanzeffekt zustande zu bringen. (Bild VII.)



III. Der Antilopentanz



IV. Tanz eines jungen Ehepaars

Mit großer Spannung wird die nächste Nummer erwartet. Jetzt kommen Tierimitationen an die Reihe. Ein Schrei fegt wie ein Sturmwind wild die Reihe der Weiber auseinander, und in den Kreis springt hoch durch die Luft ein Ungetüm von Neger, das Maul bis an beide Ohren aufgerissen, die starren Augen wild verdreht. Ihn kennt jeder aus der Runde, es ist der Frauenschreck, der Waldunhold, der Gorilla. (Bild I). Jenes

fast mythische Fabelwesen, das noch heute sein Unwesen in den Urwäldern treibt und durch sein Erscheinen ganze Stämme in Angst und Schrecken versetzt und zur Flucht aus den Dörfern zwingt. Er tanzt in wilden Sprüngen einige Runden und verschwindet, wie er gekommen. Dann springen zwei

schlanke Männer in den Kreis. Vor dem Gesicht die Antilopenmaske mit dem eleganten Gehörn. (Bild III.) Sie bleiben zuweilen ruckweise stehen, halten Umschau, und mit den Händen leicht den Gang andeutend, ziehen sie langsam äsend vorbei. Sie beschnuppern sich, reiben sich gegenseitig die Köpfe, bis sie auf einmal in immer eleganteren Sprüngen heftig aufeinander losgehen und erst beim Herantrotten des Elefanten auseinanderstieben und im Busch verschwinden. Der wohlbekannte Riese der Wälder führt in der einen Hand den gemütlich wedelnden Elefantenschwanz.

Der andere Arm liegt in eigenartiger Stellung über dem Kopf und markiert in munterer Bewegung den schnüffelnden Rüssel.

Es ist unglaublich, auf welche Einfälle diese Tiertänzer kommen. Sie erzählen die Fülle ihrer Beobachtungen ihren Stammesgenossen nicht, sondern tanzen sie ihnen vor. Diese Gruppe nimmt eigentlich den breitesten Raum im Tanzprogramm ein. Sie führen uns an einem Abend fast alle bemerkenswerten Tiere ihrer Gegend tanzend vor. Ihre originellen Einfälle, mit denen sie das Charakteristische eines Tieres vorführen, löst oft den spontanen Beifall der Runde aus. Aus der Fülle will ich nur noch den Marabutänzer mit dem großen Schnabel vor dem Gesicht herausgreifen. (Bild II.) Er erntet mit seinen eckigen unbeholfenen Stelzbewegungen, seinen lächerlichen Krächztönen,



V. Tanz der Matronen



VI. Tanz der jungen Mädchen

seinem Gefiederspreizen (dazu sind selbstverständlich nur die Arme und Hände nötig), seinem blöden Hüpf- und Knickgang einen Applaus, der nicht enden will.

Jetzt kommt eine kurze Pause, die ein besonderes Ereignis vorausahnen läßt. Waffenklirren und aufgeregtes Gemurmel im Hintergrund, die Musik setzt lebhafter ein, unermüdlich brüllt die mit Schädeln erschlagener Feinde geschmückte Kriegstrommel, einförmiger Singsang läuft durch die Runde der Zuschauer und schwillt immer lauter an, bis mit wuchtigen Schritten und wilden Schreien die Phalanx der Krieger in den Kreis stampft. Im vollen Schmuck der Waffen und der Kriegsbemalung, über und über behängt mit allen möglichen Mordinstrumenten, Messern, Keulen und Totschlägern, in der Hand Speere und Schwerter, tanzen

sie sich in eine berserkerhafte Wut hinein.

Furcht und Schrecken zu erregen ist die Aufgabe ihres Tanzes. Sie springen, stampfen, ducken sich, schnellen auf und fauchen, daß ihnen der Schaum vor dem Munde steht. Die begeisterte Zuschauermenge jubelt und feuert die Rasenden mit immer stärkerem Applaus zu den äußersten Kraftanstrengungen und immer wilderen Sprüngen an, bis selbst der stärkste Mann den letzten Atem hergegeben hat. Dann wird das Gedröhn der Trommel allmählich schwächer — und verebbt schließlich ganz.

Nun verschwinden die gänzlich Erschöpften still aus dem Kreise, den sie in eine undurchdringliche Staubwolke gehüllt haben, um sich im Hintergrund dem wohlverdienten Genuß riesiger Mengen kühlen Hirse-

biers hinzugeben, die die vorsorglichen Hausfrauen des Stammes für die tapferen Krieger bereitgestellt haben. Hier werden große Worte gesprochen, und man erinnert sich stolz der Kriegstaten vergangener Zeiten. Die Narben ehrenvoll empfangener Wunden werden vorgezeigt, die erbeuteten Trophäen erschlagener Feinde wieder einmal bewundert, und die Stärke und Tüchtigkeit des eigenen Stammes und seiner mutigen Krieger gepriesen.

Jetzt kommt der ruhigere Tanz der verheirateten Frauen, die, müde von ihrem schweren Tagewerk, in langsamem Vorwärtsschreiten die häuslichen Tugenden, wie Essenbereiten und Kinderpflege, mimisch darstellen.

Dann tanzen, langsam und gemessen, die Alten in den Kreis, von fröhlich ermunternden Zurufen der Jugend begleitet, die Matronen (Bild V), die sich gegenseitig stützend umfassen, und zuletzt die Greise, die bedächtig den Kreis umhüpfen.

Ganz zuletzt, wenn die Stimmung den Höhepunkt erreicht hat, versucht es auch der greise Häuptling noch einmal, der Älteste des Stammes. Mit spitzen Fingern lüpfte er die langen Gewänder und dreht sich mit gemessener Würde zum Klang der Trommel langsam „einmal hin und her“. Der Beifall des begeisterten Volkes löst sich in den verschiedensten Solotänzen aus, alles wirbelt durcheinander, und jeder einzelne zeigt, was er kann — bis der afrikanische Sandmann kommt und auch die unermüdlichsten Tänzer nach und nach in seine Arme nimmt. Truppweise zieht man zufrieden und vergnügt nach Haus. Der Mond steht schon hoch am Himmel. Die Feuer schwelen, verzucken, verlöschen. Und man he der braunen Schönen streckt im Halbschlummer in wollüstig schauerndem Erinnern die schlanken Glieder. — — Weit draußen im Busch heult die Hyäne ihr einsames Klagelied.



VII. Der lustige Schluffeffekt

DER SOHN

Fortsetzung von Seite 14

Sie wandte sich, um hinauszugehen. Erschreckt setzte er, ihr folgend, hastig hinzu: „Verzeihen Sie mir, es ist das erste- und letztemal!“ ...

Und tatsächlich hörte sie kein neues Geständnis mehr von seinen Lippen. „Ich war bezaubert von ihrer Verwirrung“ — schrieb er an jenem Abend in der gesuchten und ein wenig schwülstigen Art, die er angenommen hatte, in sein Tagebuch. „Ich habe geschworen, ihre Ruhe fürder nicht zu stören: bin ich nicht etwa glücklich auch ohne das?“ Er setzte seine Besuche in der Stadt fort — nur die Nächte verbrachte er jetzt in der Villa Haschim —, sein Benehmen war ungleichmäßig, hielt sich aber mehr oder weniger in geziemenden Grenzen. Zuweilen war er noch wie früher ohne ersichtlichen Grund auf einmal ausgelassen wild und kindlich, jagte mit den Kindern durch den Garten. Meistens aber saß er neben ihr, „berauschte sich an ihrer Gegenwart“, las ihr Zeitungen vor, Romane, und war „glücklich, daß sie ihm lauschte“. „Die Kinder störten uns nicht“ — schrieb er über diese Tage in sein Tagebuch — „mit ihren Stimmen, ihrem Lachen, ihrem Herumtollen, ja, mit ihrem ganzen Wesen dienten sie gewissermaßen als feinste Empfindungsleiter unserer Gefühle; dank ihnen waren diese Gefühle noch berückender; wir führten die alltäglichsten Unterhaltungen, aber darunter klang und sang etwas anderes — unser Glück: ja, ja, denn auch sie war glücklich, das beschwöre ich. Sie liebte es, wenn ich Verse deklamierte; des Abends, vom Balkon aus, schauten wir auf Konstantine, das im lichten blauen Mondenglast zu unsern Füßen lag“ ... Endlich, im August, bestand Frau Marot darauf, daß er abreisen, zu seinen Beschäftigungen zurückkehren sollte, und unterwegs trug er in sein Tagebuch ein: „Ich reise! Reise, vergiftet von der bitteren Süße der Trennung! Sie hat mir zum Andenken ein Sammetband geschenkt, das sie als Mädchen um den Hals getragen. Im letzten Augenblick hat sie mich gesegnet, und ich sah den feuchten Schimmer in ihren Augen,

als sie sagte: „Leben Sie wohl, mein lieber, lieber Sohn!“

Ob er recht darin hatte, daß auch Frau Marot im August glücklich gewesen, bleibt dahingestellt. Aber daß seine Abreise ihr schwer und schmerzlich war, steht außer Zweifel. Dieses Wort „Sohn“, das sie auch früher schon oft erregt hatte, bekam jetzt einen solchen Klang für sie, daß sie es nicht mehr ruhigen Blutes hören konnte. Schon früher, wenn sie auf dem Weg zur Kirche Bekannte traf, die halb im Scherze zu ihr sagten: „Warum gehen Sie beten, Frau Marot? Sie sind auch ohnedies glücklich und sündelos!“ — dann hatte sie mehr als einmal mit einem traurigen Lächeln geantwortet: „Ich klage Gott mein Leid, daß er mir einen Sohn versagt hat“ ... Jetzt verließ der Gedanke an einen Sohn, an das anhaltende Glück, das er ihr einzig schon durch sein Dasein auf der Welt gewähren würde, sie keinen Augenblick mehr. Und einmal, bald nach Emiles Abreise, sagte sie zu ihrem Mann: „Jetzt verstehe ich alles! Jetzt weiß ich es ganz gewiß, daß jede Mutter einen Sohn haben muß, daß jede Frau, die keinen Sohn hat, wenn sie über sich und ihr Los nachdenkt und ihr ganzes Leben überprüft, erkennen wird, daß sie unglücklich ist. Du bist ein Mann, du kannst das nicht nachfühlen, aber es ist so ... Ach, wie zärtlich und leidenschaftlich kann man einen Sohn lieben!“

Sie war sehr liebevoll zu ihrem Gatten in diesem Herbst. Es kam vor, daß sie, wenn sie sich mit ihm allein fand, plötzlich schüchtern und verlegen zu ihm sagte: „Höre, Hektor ... nein, ich schäme mich wahrhaftig, dich danach zu fragen, aber schließlich ... denkst du noch manchmal an den März 1876? Ach, wenn wir doch einen Sohn hätten!“

„Alles das beunruhigte mich außerordentlich,“ erzählte Herr Marot später, „es beunruhigte mich um so mehr, als sie erschreckend abzumagern begann. Ihre Kräfte nahmen ab, sie wurde immer schweigsamer und sanfter in ihrem Wesen. Immer seltener suchte sie ihre Bekannten auf, sie vermied es, in die Stadt zu fahren, wenn keine Notwendigkeit dazu vorlag ... Es besteht

für mich kein Zweifel, daß irgendein fürchterliches und unbegreifliches Leiden sich ihrer bemächtigt und nach und nach Besitz von Leib und Seele bei ihr ergriffen hatte!" Und die Bonne der Kinder fügte hinzu, daß Frau Marot, wenn sie in diesem Herbst ausfuhr, unbedingt stets einen dichten weißen Schleier umband, was sie früher nie getan hatte, und wenn sie nach Haus kam, trat sie sofort vor den Spiegel, lüftete den Schleier und musterte mit gespannter Aufmerksamkeit ihr müdes Gesicht. Es ist überflüssig, zu erklären, was in ihrer Seele vorging. Aber wollte sie Emile wiedersehen? Schrieb er ihr und antwortete sie ihm? Er legte dem Gericht zwei Depeschen vor, die, an seine Adresse gerichtet, wohl Antworten auf seine Briefe sein mochten. Die eine war vom zehnten November: „Sie machen mich wahnsinnig. Beruhigen Sie sich. Geben Sie unverzüglich Nachricht.“ Die zweite Depesche war vom dreiundzwanzigsten Dezember: „Nein, nein, nicht herkommen, ich beschwöre Sie. Denken Sie an mich, lieben Sie mich wie eine Mutter!“ Aber ein Beweis dafür, daß diese Depeschen wirklich von ihr abgesandt worden waren, konnte freilich nicht erbracht werden. Fest stand nur das eine: daß vom September bis zum Januar Frau Marot ein schweres, aufreibendes, krankhaft zerrüttetes Leben geführt hatte.

Der Spätherbst war in diesem Jahr in Konstantine kalt und regnerisch. Dann stellte sich mit einemmal, wie immer in Algier, ohne Übergang ein zauberhafter Frühling ein. Auch Frau Marot fühlte sich wieder neu aufleben, empfand jenen seligen leisen Rausch, den im Frühling zur Blütezeit Menschen zu verspüren pflegen, welche über die erste Jugend hinaus sind. Sie begann wieder auszugehen, fuhr häufig mit den Kindern spazieren, besuchte mit ihnen den Garten der verödeten Villa Haschim, hatte vor, nach Algier zu fahren, um den Mädchen die Stadt Blida zu zeigen, in deren Nähe sich in den Bergen eine waldige Schlucht befindet, die ein Lieblingsaufenthalt zahlreicher Affen ist... Das ging so fort bis zum 17. Januar 1890. Am 17. Januar erwachte sie mit einem ungewöhnlich wohligen und zärtlichen Glücksgefühl, wel-

ches sie anscheinend schon die ganze Nacht hindurch sanft erregt hatte. In dem großen Zimmer, in welchem sie während der Abwesenheit ihres Mannes, der sich auf einer längeren Dienstreise befand, allein schlief, herrschte infolge der geschlossenen Fensterläden und Gardinen beinahe völlige Dunkelheit. Dennoch konnte man an dem fahlen, blaßblauen Schein, der durch die Vorhänge drang, erkennen, daß es noch früh am Tage war. In der Tat, ihre kleine Uhr auf dem Nachttisch zeigte die sechste Stunde. Tief atmend genoß sie die köstliche Morgenfrische, die aus dem Garten hereinzog, wickelte sich in ihre leichte Decke und kehrte sich zur Wand... „Warum ist mir nur so wohl zumute?“ dachte sie, in Träume versinkend. Und wie verworrene wunderschöne Traumgesichte zogen Bilder aus Italien, aus Sizilien an ihr vorüber, Bilder aus jenem fernen Frühling, wo sie über See gefahren war, in einer Kabine, deren Fenster auf das Deck, auf den kalten silbrigen Meeresspiegel hinausgingen und die Portieren aus verblichener, vom Alter zerschlossener roter Seide gehabt hatte und eine hohe Türschwelle, deren Messingbeschlag vom langjährigen Putzen und Reiben schon ganz abgenutzt war... Dann sah sie unermesslich breite Meeresbuchten, Lagunen, Niederungen, eine große arabische Stadt, ganz kalkweiß mit flachen Dächern, und wellige, dunstig blaue Hügelketten und Vorgebirge dahinter. Das war Tunis, wo sie nur ein einziges Mal gewesen war, in jenem selben Frühling, in dem sie auch Neapel und Palermo besucht hatte... In diesem Augenblick aber fühlte sie gleichsam eine kalte Welle über sich hinweggehen, und zusammenschauernd öffnete sie die Augen. Es war schon neun Uhr, im Hause ließen sich die Stimmen der Kinder und ihrer Bonne vernehmen. Sie stand auf, warf einen leichten Morgenrock über, trat auf die Veranda hinaus und stieg langsam die Stufen in den Garten hinunter. Sie ließ sich in einen Schaukelstuhl nieder, der auf dem Kies neben einem runden Tisch unter einer blühenden Mimose stand, die ihr goldenes Dach über ihn wölbte und sonnendurchglüht einen süß-schweren Duft ausströmte. Die Jungfer brachte ihr Kaffee. Wieder mußte sie an

Tunis denken — und sie erinnerte sich, was ihr dort Seltsames begegnet war, entsann sich jenes süßen Angstgefühls, jener seligen Willenlosigkeit, den letzten Augenblicken einer Sterbenden vergleichbar, die sie empfunden, als sie in jener hellen, blaßblauen Stadt im rosigen warmen Abenddämmer auf dem flachen Dache des Hotels, halbliegend in einem Schaukelstuhl, nur noch schwach das dunkle Gesicht des Arabers zu erkennen vermochte, des Zauberkünstlers und Hypnotiseurs, der vor ihr auf seinen Fersen hockte und sie mit seinen kaum vernehmlichen eintönigen Sangesweisen und den langsamen Bewegungen seiner mageren Arme in Schlaf versenkte. Und plötzlich, wie sie daran dachte und mechanisch mit weitgeöffneten Augen auf den blendendgrelle Silberfunken starrte, den ein Löffelchen in einem Wasserglas vor ihr in der Sonne sprühte, verlor sie das Bewußtsein. Als sie jäh wieder zu sich kam — stand Emile vor ihr.

Alles, was sich nach dieser unerwarteten Begegnung ereignet hat, weiß man aus Emiles Mund selbst, aus seinen Erzählungen, aus den Antworten, die er im Verhör gab. „Ja, ich erschien in Konstantine, als ob ich vom Himmel gefallen wäre“, erzählte er. „Ich kam, weil ich begriffen hatte, daß keine Macht des Himmels selbst mich mehr zurückzuhalten vermöchte. Am Morgen des 17. Januar erschien ich geradewegs vom Bahnhof, ohne jede Anmeldung oder Vorbereitung, im Haus von Herrn Marot und eilte in den Garten. Ich war völlig benommen von dem Anblick, der sich meinen Augen bot, aber ich hatte kaum einen Schritt gemacht, als sie zu sich kam. Sie war, glaube ich, ebenfalls betroffen, sowohl durch mein unerwartetes Erscheinen wie auch durch das, was mit ihr vorgegangen war, aber sie gab nicht einmal einen Laut der Überraschung von sich. Sie schaute mich an wie ein Mensch, der soeben aus tiefem Schlaf erwacht ist, dann erhob sie sich und ordnete ihre Haare.

„Ich habe es ja geahnt... gerade so habe ich es geahnt!“... sagte sie eigentümlich ausdruckslos. „Sie haben nicht auf mich gehört!“

Und nachdem sie mit einer ihr gewohnten Bewegung den Morgenrock über ihrer Brust geschlossen hatte, faßte sie meinen Kopf in ihre beiden Hände und küßte mich zweimal auf die Stirn.

Ich kam von Sinnen vor Seligkeit und Leidenschaft, aber sie wehrte mich leise ab und sagte: „Gehen wir. Ich bin nicht angezogen; ich komme gleich wieder, gehen Sie zu den Kindern inzwischen“...

„Aber um Gottes willen, was war mit Ihnen?“ fragte ich, hinter ihr die Stufen der Veranda hinansteigend.

„O nichts, gar nichts, eine leichte Betäubung, ich hatte zu lange auf dieses funkelnde Löffelchen gestarrt“, antwortete sie und sprach, die Herrschaft über sich zurückgewinnend, allmählich wieder lebhafter. „Aber was haben Sie getan, was haben sie getan!“...

Die Kinder konnte ich nirgends finden, das Haus war leer und still, ich setzte mich ins Speisezimmer und hörte, wie sie plötzlich in einem entfernteren Zimmer mit starker, klangvoller Stimme zu singen begann, aber damals erfaßte ich das Grauensvolle, das in diesem Klange lag, nicht ganz; denn ich wurde von Kopf zu Fuß von einem nervösen Zittern geschüttelt. Ich hatte die ganze Nacht nicht geschlafen, hatte nur die Minuten gezählt, während mich der Zug nach Konstantine trug, war in den ersten besten Wagen gesprungen und glaubte am Ausgang des Bahnhofs nicht mehr die Kraft zu haben, bis hinauf in die Stadt zu gelangen... Ich wußte es, auch ich ahnte untrüglich, daß meine Ankunft für uns beide verhängnisvoll sein würde: aber dennoch, was ich dort im Garten gesehen, dieser rätselvolle, fast mystische Empfang und dieser schroffe Umschwung in ihrem Verhalten mir gegenüber — das hatte ich nicht erwarten können! Nach zehn Minuten erschien sie frisiert, in einem leichten lichtgrauen Kleid mit einem zarten Anflug von Iris.

„Ach,“ sagte sie, während ich ihr die Hand küßte, „ich hatte ganz vergessen, heute ist ja Sonntag, die Kinder sind in der Kirche, und ich habe verschlafen... Nach dem Gottesdienst gehen die Kinder in den Fichtenhain — sind Sie einmal dort gewesen?“

Und ohne meine Antwort abzuwarten, klingelte sie, befahl, mir Kaffee zu bringen, und setzte sich zu mir; sie blickte mich unverwandt an, fragte, ohne recht hinzuhören, wie ich lebte, was ich täte, begann auch, von sich selbst zu sprechen, erzählte, daß sie nach zwei oder drei für sie sehr schlimmen Monaten, in deren Verlauf sie ‚entsetzlich gealtert‘ sei — diese Worte wurden von einem leisen rätselhaften Lächeln begleitet —, sich jetzt so wohl, so jung fühle wie noch nie ... Ich antwortete, hörte ihr zu, vieles aber faßte ich gar nicht auf; wir sprachen beide nicht das Wahre, nicht, was wir dachten, die Hände wurden mir eiskalt im Vorgefühl einer nahen, fürchterlichen und unabwendbaren Stunde. Ich leugne es nicht, daß es mich wie eine blitzartige Erleuchtung traf, als sie sagte: ‚Ich bin gealtert‘ ... Ich sah auf einmal, daß sie recht hatte: in der Abgezehrtheit ihrer Hände und ihres verblühten, wenn auch in der Tat verjüngten Gesichtes, in der Hagerkeit gewisser Linien ihres Körpers erfaßte und empfand ich die ersten Anzeichen dessen, was unser Herz so schmerzlich, ja sogar mit einem leisen peinlichen Gefühl der Scham, doch um so liebend leidenschaftlicher beim Anblick einer alternden Frau zusammenzieht. ‚Ach, dachte ich, ja, wie schnell und gründlich sie sich verändert hat!‘ Aber sie war trotzdem wunderschön, ich wurde trunken von ihrem Anblick. Ich war gewohnt, unaufhörlich an sie zu denken, von ihr zu träumen, ich hatte jenen Augenblick nicht vergessen, als ich am Abend des 11. Juli zum erstenmal ihre Knie umfassen hatte. Auch ihre Hände zitterten leise, als sie jetzt ihre Haare ordnete und mich lächelnd anblickte, und plötzlich — begreifen Sie die ganze vernichtende Gewalt dieses Augenblicks! — plötzlich verzerrte sich dieses Lächeln irgendwie, und mühsam, aber fest, brachte sie heraus: ‚Immerhin müssen Sie doch aber nach Hause fahren, sich von der Reise ausruhen — Sie sehen ganz verstört aus, Sie haben so gemarterte furchtbare Augen und so brennende Lippen, daß ich den Anblick nicht länger ertragen kann ... Soll ich mitkommen, soll ich Sie begleiten?‘

Und ohne mir Zeit zu einer Antwort zu lassen, stand sie auf und ging ihren Hut und Umhang holen.

Wir waren schnell in der Villa Haschim angelangt. Ich hielt mich bei den Eingangsstufen auf, um ein paar Blumen zu pflücken. Sie wartete nicht auf mich, öffnete selbst die Tür. Dienerschaft hatte ich nicht, auf dem Grundstück befand sich nur ein Wächter, der uns nicht sah. Ich trat in den Vorraum, in dem es warm und halbdunkel durch die geschlossenen Läden war, und reichte ihr die Blumen; sie küßte sie; dann umschlang sie mich mit einem Arm und küßte mich. Ihre Lippen waren trocken vor Erregung, aber ihre Stimme war klar.

‚Ja, höre ... wie werden wir ... hast du etwas bei dir?‘ ... fragte sie.

Ich verstand sie zuerst nicht, so sehr hatte mich dieser erste Kuß, dieses erste ‚Du‘ erschüttert, und murmelte: ‚Was meinst du, was willst du sagen?‘

Sie wich einen Schritt zurück.

‚Wie?‘ sagte sie befremdet, fast streng, ‚hast du etwa geglaubt, daß ich ... daß wir danach noch weiterleben können? Hast du etwas bei dir, um sterben zu können?‘

Ich faßte mich rasch und beeilte mich, ihr einen mit fünf Kugeln geladenen Revolver zu zeigen, von dem ich mich niemals trennte.

Sie ging schnell voran, von Zimmer zu Zimmer. Überall herrschte Halbdunkel. Ich folgte ihr mit jener verworrenen Benommenheit aller Sinne, mit der ein nackter Mensch an einem glutheißen Tag ins Meer geht — ich hörte nichts als das Rauschen ihrer seidenen Röcke. Endlich waren wir da; sie warf ihren Umhang ab und begann, die Bänder ihres Hutes aufzuknüpfen. Ihre Hände zitterten noch immer, und wieder gewahrte ich im ungewissen Dämmerlicht einen irgendwie ergreifenden Zug, etwas Rührendes, Müdes in ihrem Gesicht ...

Sie starb ruhig und fest. In den letzten Augenblicken verwandelte, verklärte sie sich. Indem sie mich küßte und mich ein wenig von sich schob, um mein Gesicht sehen zu können, flüsterte sie mir einige so zärtliche und so tief ergreifende Worte zu, daß ich nicht die Kraft habe, sie zu wiederholen.

Ich wollte gehen und noch eine Handvoll Blumen pflücken, um unser Totenlager damit zu bestreuen. Sie ließ mich nicht fort, sie hatte Eile, sie sagte: „Nein, nein, es ist nicht nötig ... wir haben ja Blumen ... da, deine Blumen ...“ und immer wiederholte sie: „Ich beschwöre dich bei allem, was dir heilig ist, daß du mich tötest!“

„Ja, und dann mich selbst“, sagte ich und zweifelte nicht einen Augenblick an meiner Entschlossenheit.

„Oh, ich glaube, glaube dir ...“ antwortete sie, fast ihrer Sinne nicht mehr bewußt, selbstverloren ...

Eine Minute vor ihrem Tod sagte sie sehr leise, aber ganz schlicht: „Allmächtiger, dafür gibt's keinen Namen!“

Und dann:

„Wo sind die Blumen, die du mir gegeben? Küsse mich ... zum letztenmal.“

Sie setzte selbst die Mündung des Revolvers an ihre Schläfe. Ich wollte abdrücken, sie hielt mich zurück:

„Nein, so ist es nicht gut, laß es mich richten. Siehst du, so, mein Kind ... Und nachher bekreuzige mich und leg' mir deine Blumen auf die Brust.“

Als ich abdrückte, zuckte sie leicht mit den Lippen. Ich gab noch einen zweiten Schuß ab ...

Still und ruhig lag sie da, in ihrem erloschenen Blick haftete ein Ausdruck bitterer Seligkeit. Ihre Haare hatten sich gelöst, irgendwo am Boden lag ihr Schildpattkamm. Schwankend erhob ich mich, um mit mir ein Ende zu machen. Aber im Zimmer war es trotz der geschlossenen Fensterläden hell, in diesem Licht und dieser Stille, die plötzlich eisig um mich herrschte, sah ich klar und scharf ihr schon im Tod erblaßtes Gesicht... da packte mich plötzlich ein Wahnsinn, ich stürzte zum Fenster, stieß die Läden, riß die Fensterflügel auf, begann zu schreien und in die Luft zu feuern ... Das übrige wissen Sie ...“

* * *

Vor fünf Jahren, im Frühling, besuchte der Schreiber dieser Zeilen auf einer Reise durch Algier Konstantine. Häufig gedenkt er jetzt der regnerischen kalten, aber den-

noch frühlingshaften Abende, die er am Kamin im Lesezimmer eines alten behaglichen französischen Hotels verbrachte. Auf schweren, geschnitzten und verschnörkelten Bücherborden lagen dort zerlesene alte illustrierte Zeitschriften — in einer derselben konnte man verblaßte Bilder von Frau Marot in verschiedenen Lebensaltern finden, darunter eines aus ihrer Mädchenzeit, aus Lausanne. Ihre Geschichte ist hier noch einmal erzählt worden aus dem Bedürfnis des Verfassers heraus, sie auf seine Art und Weise wiederzugeben.

(Berechtigte Übertragung von Käthe Rosenberg.)

Die Aufnahmen stellen Erna Morena und Walter Rilla dar.

UNSER KREUZWORTRÄTSEL

Anweisung: Bei jeder Ziffer beginnt ein neues Wort, das soviel Buchstaben hat, wie weiße Felder bis zum nächsten schwarzen Block vorhanden sind. Die Bedeutung des Wortes und seinen Verlauf — wagerecht oder senkrecht — geben die unter jedem Rätsel befindlichen Wortbezeichnungen an.

* * *

Lösung des Rätsels in Uhu Nr. 4

M	U	S	S	O	L	I	N	I	B		
A	H	A			O	D	E	M	A	H	
S	U	M	A	T	R	A		Y	O	N	G
S		U	R	N	E		M		D	I	E
A	M	M	E			W	A	B	E		
R	O		T	E	H	E	R	A	N		
Y	P	S	I	L	A	N	T	I		H	O
	S	E	N	I	L		H		E	H	E
		E		A	S		A	P	F	E	L

Was der Zeppelin noch alles entdecken könnte

Fortsetzung von Seite 18

stellte ich fest, daß es selbst meinem ungewöhnlich scharfen Auge nicht möglich war, aus dieser Höhe das mit Schnee überdeckte, teilweise wellige Festland vom Meereis zu unterscheiden. Selbst als wir auf 1000 Meter heruntergingen, konnte ich keine Klarheit gewinnen. Ich sah nur in undeutlichen Umrissen die Uferlinie, auch diese erst, als sie mir von der ortskundigen Besatzung gezeigt worden war. Daraus ist zu schließen, daß es auch den Beobachtern von Großluftschiffen in Polargebieten stellenweise nicht möglich sein wird, flaches Land vom Meereis zu unterscheiden, es sei denn, daß sich Großluftschiffe bei ihren Vermessungsarbeiten in sehr geringer Höhe halten. Gebirgiges Gelände dagegen wird sich stets vom Meereis abheben. Die Photographie wird alle nicht deutlich zu erkennenden Stellen festhalten und hier überaus schätzbare Ergänzungsdienste leisten.


Außer dieser wichtigen Frage nach Verteilung von Land und Wasser im Nordpolargebiet harren hier aber noch andere wissenschaftliche Probleme der Lösung. Probleme, die sogar auf das praktische Leben Einfluß gewinnen können. Sind doch die Polargebiete Laboratorien zu vergleichen, in denen die Witterung für die südlichen Zonen „gebraut“ wird. Deshalb müssen die meteorologischen Probleme der Polargebiete studiert werden, um die Verteilung der über den Polargebieten lagernden Kältemassen auf die mitteleuropäischen atmosphärischen Zustände errechnen zu können. Ebenso wichtig sind die ozeanographischen Arbeiten in den arktischen Zonen, die Bestimmung der Meerestiefen, der Temperaturen verschiedener Meeresschichten und schließlich auch die Sammlung von Wasserproben für Spezialuntersuchungen, z. B. für die Bestimmung des Salzgehaltes. Durch solche Forschungsarbeit ist es uns möglich, ein Bild von der Entstehung der Meeresströmungen und der Wirkung der kalten Wasser- und Eismassen auf die Meere südlicher Breiten zu gewinnen. Schifffahrt und Seefischerei werden in höch-

stem Maße von diesen ozeanographischen Fragen beeinflusst.

Das meteorologische und ozeanographische Problem ist nur zu lösen, wenn auf großer Fläche in verschiedenen Luftschichten Temperaturmessungen und vom Meereis oder vom Wasserspiegel aus ozeanographische Arbeiten vorgenommen werden. Unter günstigen Voraussetzungen würde die meteorologische Forschung mit Hilfe eines Großluftschiffes schnell und auf breiter Basis ausgeführt werden können. Um ozeanographisch zu arbeiten, muß vom Luftschiff aus ein Arbeitstrupp nach dem Meereis abgesetzt werden. Ein solcher Ausschiffungsakt ist jedoch mit allerlei Schwierigkeiten und unerwarteten Überraschungen verbunden; denn in diesen unsicheren Zonen kommt es meist ganz anders, als man denkt!

Eine der größten Schwierigkeiten rein technischer Art liegt bei Verwendung eines Großluftschiffes in Polarregionen auf dem Gebiete der Navigation, da der Magnetkompaß in der Nähe des magnetischen Poles versagt. Die gleiche Erscheinung tritt beim Kreiselkompaß in der Nähe des geographischen Poles auf. Auch er verliert dann seine Richtkraft. Aus diesen Gründen dient zur Navigation in den Polargebieten einzig und allein die Sonnenscheibe. Ist sie aber nicht sichtbar, also durch Nebel verhüllt, wird die Navigation überhaupt unmöglich. Daher muß für die Ausführung des Fluges eine Zeit gewählt werden, während der im Nordpolargebiet günstige Witterungsverhältnisse herrschen, also klare Luft und atmosphärische Ruhe.

Ich bin der Meinung, daß es bei der Navigation gewagt ist, sich lediglich nach der Sonnenscheibe zu richten; es dürfte ratsamer sein, auf Nord-Süd-Radiopeilungen zurückzugreifen, die bei jeder Witterung dem Luftschiff auf funkentelegraphischem Wege von den Radiostationen aus gegeben werden können, vorausgesetzt, daß im Umkreis ein Netz von mindestens 4 Stationen vorhanden ist. Da bisher in den fraglichen Gebieten aber erst zwei geeignete Funkstationen bestehen, nämlich eine auf Spitzbergen, die andere auf Dikson an der Jenissej-Mündung, die übrigens erst noch verstärkt werden



Die
mild-aromatische
Waldorf-Zigarette
WALASCO
(6s)
BLAU PUNKT
(8s)
WALDORF-KRONE
(10s)
R. KUSCHE





WIEATZ

**Uraltetes
Lavendel-Wasser**
DER ZARTE, KÖSTLICH ERFRISCHENDE WOHLGERUCH

PARFUMERIE
GUSTAV LOHSE
BERLIN

GEGR.  1831

muß, so wäre es nötig, wenigstens noch zwei andere Funkstationen zu errichten. Erst dann ist eine zuverlässige Radiopeilung, also eine Verbindung mit dem Luftschiff, sichergestellt.

Ähnlich verhält es sich mit dem System der meteorologischen Stationen längs der Polarperipherie; in Tromsö, Hammerfest, Spitzbergen, Vardö, Alexandrowsk, Archangelsk, Matotschkin-Schar auf Nowaja-Semlja und südlich davon in der Jugor-Straße und auf der Dikson-Insel sind solche Stationen in Betrieb. Zwischen dieser letzten Station und der Beringstraße bestehen keine ständigen Beobachtungsposten. Um diesen Mangel einigermaßen zu beheben, wird ein umfangreiches meteorologisches Material herangezogen, das in mehrjähriger mühsamer Forschungsarbeit gesammelt wurde. Dr. Leonid Breitfuß, eine anerkannte russische Autorität in allen Fragen der Polarforschung, hat in den Jahren 1902/08 die internationalen Forschungen im Barents-Meer geleitet; er ist der Ansicht, daß die Zeitspanne von Ende März bis Mai zur Ausführung etwaiger Flüge weitaus am geeignetsten ist. Gerade dann sind Nebel und Niederschläge, die größten Feinde der Polarluftschiffahrt, ziemlich selten.

Folgen wir der nördlichen Polarperipherie weiter, so kommen wir nach Nordkanada. Auch hier fehlen meteorologische Stationen, und wir sind einzig auf gelegentliche, keineswegs geschlossene Beobachtungsreihen angewiesen.

Es ist deshalb dringend nötig, daß vor Ausführung eines Polfluges nicht nur das Netz der Radiostationen ausgebaut, sondern daß auch ein geregelter meteorologischer Dienst durch Schließung der Stationslücken längs der arktischen Peripherie geschaffen werde. Dabei denke ich vor allem an die Gegend an der Lena-Mündung, Cap Deschnew an der Beringstraße, an Cap Barrow in Alaska und an die Mackenzie-Mündung an der kanadischen Küste. Der vorgenannte russische Forscher Breitfuß, der bereits 1904 einen Plan für die Nutzbarmachung der Nordost-Passage für den Schiffsverkehr veröffentlicht hat, machte schon damals den Vorschlag, dort verschiedene hydro-meteorologische Stationen zu errichten.

Der von Bruns eingebrachte Plan, mit einem Großluftschiff das Nordpolargebiet zu erkunden, ist vor kurzem in Christiania den wissenschaftlichen Kreisen offiziell bekanntgegeben worden.

Wenn ein Mann mit der Polarerfahrung Fridtjof Nansens seine Mitarbeit zusagt, so ist damit allein schon die Garantie gegeben, daß das Unternehmen erst dann zur Ausführung kommt, wenn alle erforderlichen Vorbereitungen mit großer Sorgfalt getroffen sind; dazu ist in erster Linie der Ausbau des meteorologischen Stationsnetzes nötig. Erst dann werden wir ein lückenloses Bild der polaren Meteorologie gewinnen. Außerdem muß aber auch der funkentelegraphische Dienst allen nur denkbaren Anforderungen gerecht werden.

Es wäre für den wissenschaftlichen Gewinn und für das Zustandekommen des Planes von größter Bedeutung, wenn ein so hervorragender Forscher wie Nansen die Vorbereitungen in die Hand nehmen würde. Hier kann uns praktische Erfahrung wirkliche Erfolge erhoffen lassen; der Laie mit mangelnden Eiskenntnissen scheidet von vornherein aus; jede Selbsttäuschung rächt sich besonders im Eise bitter! Polarerfahrungen sammelt man eben nicht gelegentlich eines ein- oder zweijährigen Aufenthaltes im Eise, sondern erst nach vieljähriger harter Arbeit. Alle bisherigen Polarexpeditionen, soweit sie ernsthafter Natur sind, waren auf den Eiserfahrungen der großen skandinavischen Meister aufgebaut. Außer den Skandinaviern und Russen haben Scott, Shackleton, Peary und Mawson einen großen Teil ihres Lebens der Lösung von Polproblemen geopfert; nur solche Männer erfüllen die unbedingt erforderlichen Voraussetzungen an Spezialkenntnissen!

Aber nicht nur an die Spitze eines Polarunternehmens gehört ein Mann von ausgehnter Polarerfahrung, auch für die Trupps, die zu ozeanographischen Zwecken vom Luftschiff aus nach dem Eise abgesetzt werden sollen, müssen eiserprobte Leute erwählt werden, für die eine vollständige Schlittenausrüstung mit Proviant bereit zu halten ist. Diese Trupps müssen dauernd damit rechnen, vom Luftschiff abgeschnitten zu werden.



Sikkator

Die
automatische
Leimglasröhre

Läßt den Leimtopf und die Klebstofftube weit hinter sich! Stets sauber und gebrauchsfertig! Kein verkrusteter Pinsel! Kein vertrockneter Klebstoff!

Durch alle Papiergeschäfte zu beziehen!

Wo nicht:

PIKSATOR-VERTRIEB
ALBERT BRAUN
BRESLAU 5
GRÄBSCHENER STRASSE 90

Schließlich scheint es mir auch notwendig, Hunde und Schlitten für die ganze Schiffsbesatzung mitzuführen, weil von vornherein mit allen Zwischenfällen, mit einer Havarie oder sogar mit dem Verlust des Luftschiffes zu rechnen ist.

Wer aber übernimmt die Kosten einer solchen Expedition? Wir Deutsche jedenfalls nicht; denn unser ausgesaugtes Land braucht das geringe verfügbare Kapital für wichtigere Dinge. Es ist daher zu hoffen, daß die Mittel von anderen Staaten aufgebracht werden. Gelänge dies, so würde es für Deutschland, das die theoretischen Vorarbeiten übernehmen könnte, eine Genugtuung sein, das Luftschiff im Auftrag der internationalen Gruppe herzustellen und dessen Führer, Herrn Bruns, sowie das technische Personal zur Verfügung zu halten. Aus dem Luftschiffbau würde unsere Industrie Nutzen ziehen. Auf diese Weise wäre Deutschland in hohem Maße am Gesamterfolg beteiligt. Im übrigen ist es nicht zweckmäßig, wenn wir überall, wie es früher häufig geschah, unsere Tüchtigkeit gar zu laut betonen. Sie spricht für sich selbst! Es dürfte wesentlich wirkungsvoller sein, wenn wir in solchen international eingestellten Dingen vorläufig zurückstehen und den Zeitpunkt abwarten, der uns in die erste Reihe ruft.

Und wenn dieses Polar-Flugproblem von uns Deutschen in diesem Sinne aufgefaßt und gefördert wird, dann besteht auch die größte Wahrscheinlichkeit für das Zustandekommen des Unternehmens, das aber — und das betone ich nochmals ausdrücklich — von kundiger, vorsichtig abwägender Hand, von einem der skandinavischen Polar-Altmeister geleitet werden muß.

Je mehr Nationen sich für die Verwirklichung des kühnen Planes einsetzen, um so wahrscheinlicher wird Nansens Ausspruch werden: „Das Brunssche Unternehmen ist eine sehr große Aufgabe von internationaler Bedeutung und besonders geeignet, die sich bisher noch feindlich gegenüberstehenden Nationen zu einmütiger Friedensarbeit zu sammeln. In diesem Sinne ist das Projekt von unschätzbbarer Tragweite.“

Schließlich scheint es zweckmäßig, die Frage zu erörtern, inwieweit die Erforschung anderer Gebiete der Erdoberfläche durch Großluftschiffe möglich ist. Mit Rücksicht auf den heutigen Stand der Großluftschiff-Technik scheiden als Arbeitsfeld von vornherein alle jene Gebiete aus, die Hochgebirgscharakter haben oder den tropischen Zonen angehören, weil durch Gebirgsüberquerungen bedingte Aufstiege, die sehr viel Gas kosten, den Aktionsradius des Flugzeuges wesentlich verringern. Mit einem ähnlichen Nachteil ist ein Tropenflug verbunden. Die enormen Temperaturschwankungen zwischen Tag und Nacht haben erhebliche Gasverluste im Gefolge. Es würden also vorläufig Zentralafrika, große Teile Zentralasiens und Amerikas von der Erforschung durch Großluftschiffe ausgeschlossen bleiben. Ebenso dürfte wohl auch die Antarktis, der vom ewigen Eise blockierte sechste Erdteil mit seinen gewaltigen Gebirgen, die Mont-Blanc-Höhe weit übersteigen, für diese Art der Erforschung ausfallen.

In allen Gebieten, in denen das Großluftschiff für die wissenschaftliche Arbeit nicht geeignet erscheint, muß als neuzeitliches Hilfsmittel auf das Flugzeug zurückgegriffen werden, das unabhängig von Gebirgen und Temperaturen überall da eingesetzt werden kann, wo es sich darum handelt, unbekannte Gebiete der Erde schnell und ohne hohe Unkosten in großen Zügen aufzunehmen.

Im Gegensatz zu den für das Großluftschiff nicht geeigneten Gebieten scheinen die nördlichen Polarzonen und die Zirkumpolarländer, insbesondere das flache Sibirien mit seinen gewaltigen wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten, ein gutes Arbeitsfeld darzustellen. Rußland mit seiner mächtigen, nach Norden gerichteten Front dürfte an erster Stelle an der praktischen Forschungsarbeit der Großluftschiffe interessiert sein. Wir Deutschen — dessen bin ich gewiß — würden auf den Dank unserer russischen Brüder rechnen dürfen, wenn es später einmal gelänge, mit Hilfe von Großluftschiffen die Hebung der unermeßlichen Schätze Sibiriens indirekt praktisch zu fördern.

SCHOKOLADE

PRALINEN



GEBRÜDER STOLWERCK & G. KOELN

AUF DEN ZEHENSPITZEN IN DIE GROSSE WELT

Fortsetzung von Seite 22

mit einer Schauspielerin bekannt. Einer Schauspielerin, die — o tausendfaches Wunder — nicht in jeder jungen, gutgewachsenen Kollegin eine tödliche Rivalin witterte. Diese Schauspielerin brachte sie zu Schubert. (Schubert ist, falls Sie's noch nicht wissen, der amerikanische Reinhardt der Revue.) Bei Schubert arbeitete sie viele Monate, ohne hervorzutreten und ohne aufzufallen.

Eines Abends bemerkte sie der Schauspieler Wilton Lackaye. „Wer ist das?“ fragte er den Regisseur. „Eine Engländerin, glaube ich“, sagte diese gewichtige Persönlichkeit. — „Ausgeschlossen!“ rief Lackaye, „schauen Sie sich die Füße an!“

Elsie Fergusons Laufbahn verfolgen, hieße 20 Jahre amerikanischer Theatergeschichte durchblättern. Wenige sind ihr an Berühmtheit gleichgekommen.

Im „ersten Glied“ steht dann noch Nita Naldi, die aus den Ziegfeld Follies hervorging. Sie hat einstmals ihre Garderobe teilen müssen mit Mae Murray, Justine Johnstone und Kay Laurell, heute alles helleuchtende Sterne am Revuefirmament. —

Nein, alles in allem gibt's wirklich nicht nur Rosen und Kaviar. Man muß vor allem gesunde Nerven und — einen breiten Rücken haben. Auf der Bühne zu stehen ist schwerere Arbeit als Schnürsenkel verkaufen, laßt's euch gesagt sein. Aber es geht, wenn man nur genug Humor hat. Und die Fähigkeit, über sich selber lachen zu können.

Choristin sein ist kein Kinderspiel!

Ob sich's bezahlt macht?

Na, man sagt: ja!

GELDSCHRANKKNACKER

Fortsetzung von Seite 27

Berlin als brave, mit der Not des Lebens scheinbar verzweifelt kämpfende Geschäftsreisende lebten und mit Töchtern aus ehrbaren Bürgerfamilien verlobt waren. Der eine von ihnen reiste „in Marmoruhren für Kontorzwecke“, der andere „in Schreibmaschinen“. Sie hatten abwechselnd in Ostpreußen und Süddeutschland in kurzer Zeit über 60 Einbrüche mit größtem Erfolge ausgeführt. Ihr mit außerordentlichem Geschick durchgeführtes Doppelleben trat sogar in ihren Briefen an die Bräute zutage, in denen sie über schlechte Geschäfte und bittere Sorgen klagten. Nur durch wochenlange Beobachtungen konnten sie endlich überführt werden. Zweifellos haben sie Komplizen gehabt, die auf telegraphischen Abruf ihnen nach vollendetem Baldowern im Schnellzuge mit dem Werkzeug nachreisten. — Man hat es nicht erfahren können, denn diese Verbrecher verfügen nicht nur über Klugheit und hohen persönlichen Mut; ihre ganze Arbeit ist auf engste Kameradschaft eingestellt. Fast niemals gibt es unter ihnen „Pfeifer“, die ihre Genossen vor der Polizei oder dem Richter „verpfeifen“. Sie nehmen unerschüttert, wenn es sein muß, einzeln für sich den gesamten „Knast“ — die Strafe — auf sich, ehe sie die Gesetze der Kameradschaft durch Verrat verletzen.

So verlangt der „Beruf“ des Geldschrankeinbrechers technische und menschliche Qualitäten, die in der Verbrecherwelt nicht häufig sind.

Dieses Aussieben der Ersatzmannschaft hob das Ansehen der Gilde überhaupt, so daß wir — vielleicht nicht mit Unrecht — die Geldschrankknacker unter den Einbrechern und Dieben an erster Stelle, sozusagen als Elite rangieren sehen. Das sich entwickelnde „Standesbewußtsein“ und die hieraus sich ergebende Abgeschlossenheit hob wieder den Zusammenhang, der sich in gemeinsamen Treffpunkten in für sie reservierten Schankwirtschaften, ja im Wohnen in bestimmten Stadtgegenden, sogar Straßen offenbarte. Wenn daher in von Laien verfaßten Pressemitteilungen so gern das



nur mit
Persil

Ich nehme nichts anderes!

Wort „Weddingkolonne“ gebraucht wird, so ist auch darin viel Wahrheit enthalten, denn — mögen es manche einen Zufall nennen — vor zehn bis zwölf Jahren z. B. lebten fast alle bekannteren Berliner Geldschrankeinbrecher in der Anton- und Schulstraße und hatten ihre „Kaschemmen“ in der Triftstraße in völlig harmlos erscheinenden Wirtschaften. Auch die berühmte Kirsch-Kolonne, Leute wie die Gebrüder Strauß, Sunder, Binder, die Großen ihres Fachs, stammten vom Wedding.

Wie jeder Mensch in seinem Beruf — bewußt oder unbewußt — sich eine bestimmte Arbeitsmethode ausbildet, so war es natürlich, daß jede Kolonne die Angriffsart pflegte und weiterentwickelte, mit der sie Erfolg erzielt hatte. So ergab es sich, daß die erfahrenen Gegenspieler, die Spezialisten im Polizeipräsidium, schon aus der ganzen Art der Arbeit gewisse Schlüsse auf die Täterschaft ziehen konnten.

Das waren die Zeiten der Hochkonjunktur, in denen die Mädchen der Einbrecher miteinander in der Eleganz ihrer „neuen Schale“ wetteiferten und oft genug, wenn „ein Kasten gefallen war“, der Sekt in Strömen floß.

Die Erfolge der Knacker, die Angst der Besitzenden brachten Leben in die Geldschrankindustrie. Schon lächelte man überlegen über die alten Schränke, die gerade noch gut genug erschienen, die Geschäftsbücher zu beherbergen. Die Wände der Schränke wurden stärker. Da versuchten die Einbrecher es mit dem Sprengen. Das ging nicht in den großen Städten. Verwegen drang man in die Büros der kleinen Landstädte ein, warf — so unglaublich es auch klingen mag — die Schränke zum Fenster hinaus, fuhr sie aufs freie Feld und sprengte sie hier mit Dynamit. Wiederholt hat die Polizei den tollkühnen Sprenger vor dem geöffneten Geldschrank zerrissen und tot vorgefunden.

Stählerne Platten widersetzten sich dem Knabber; das Fortfallen der Schlüssellocher sollte das Sprengen verhindern. Da taten die Einbrecher einen weiteren Schritt in der Nutzbarmachung der Technik: das Schmelzpulver „Thermit“ und besonders der mit Sauerstoff und Wasserstoff oder Azetylen

arbeitende Schneidebrenner, bekannt durch seine weitverbreitete Anwendung in der Industrie, wurden gefährliche und überaus wirksame Angriffsmittel.

Der erste Einbruch mit dem Schneidebrenner wurde im Jahre 1907 in Antwerpen mit Erfolg ausgeführt. Die Einbrecher erbeuteten damals in dem Bankgeschäft, welches sich unter den von ihnen gemieteten Zimmern befand, eine große Geldsumme und entkamen unbemerkt. Sie ließen am Tatort zwei Handkoffer zurück, in denen sich ihr gesamtes Werkzeug befand.

Seitdem ist die Anwendung des Gebläses zum Durchschmelzen der Panzer- und Compound-Platten immer häufiger geworden. Was 1907 ein in der Welt aufsehenerregendes Ereignis war, wurde zu einer Selbstverständlichkeit für die Kriminalpolizei. Dennoch ist natürlich niemals das Schmelzen eine Allgemeinerscheinung geworden. Denn immer nur wenige, im Gebrauch des Gebläses Erfahrene, die über die nötigen Anschaffungsmittel verfügten, wagten seine Anwendung. Und die war nicht leicht: das Gebläse entwickelte nicht nur eine die Arbeit zur Hölle machende Hitze von annähernd 7000 Grad Celsius und ein verätherisches Brausen und Rauschen, sondern war eine unerhört starke, das Augenlicht zerstörende Lichtquelle, die durch jede Fuge der noch so gewissenhaft geschlossenen Fensterläden ins Freie drang. Die Einbrecher versahen sich daher mit lichtundurchlässigen, schwarzen Stoffen, mit denen sie sorgfältig die Fenster abdichteten.

Die Sauerstoffbombe wieder hatte ein außerordentliches Gewicht und konnte trotzdem nur von geringem Umfange sein. Unendlich schwierig war mit ihr der unauffällige Anmarsch, zeitraubend die Vorbereitungen. Und oft genug waren nach mühseligster Arbeit in Hitze und Schweiß alle Anstrengungen umsonst, wenn der Stahl des Schrankes länger Widerstand leistete, als die Sauerstoffzufuhr oder die Dunkelheit anhielt.

So konnte die Anwendung des Gebläses doch nicht den erwarteten Umfang annehmen. Die Geldschrankindustrie begann sich gegen das Schmelzen zu wehren. Man fügte hinter der äußeren Panzerwand aus Siemens-



Derby

*das vorbildliche
Herrenhemd*

Die Derby-Fabrikate sind kenntlich an
der gesetzlich geschützten Hufeisenkrone

Auf Wunsch weist Bezugsquelle nach: Die Crefelder Zentrale der Derby A. G.
Crefeld-Düsseldorf



E. Braun & Co.

Berlin
und London?

Wien
Graben & Spiegelgasse 1
TELEPHON 6793 u. 6778

Karlsbad
Alle Weise
TELEPHON 505

Berlin

29 November 1924

An die

Sunlicht Gesellschaft A G

Mannheim

Wir haben mit Lux-Seifenflocken zum Waschen
zarter, empfindlicher Gewebe die allerbesten Erfahrungen
gemacht

Wir gestatten Ihnen gerne dieses freiwillige
Zeugnis nach Belieben zu verwenden.

Hochachtungsvoll



Ein maßgebendes Urteil!
LUX Seifenflocken der
SUNLICHTGESELLSCHAFT A.G. MANNHEIM-RHEINAU

Martin-Stahl eine, später zwei etwa fünf Zentimeter starke Eisenbetonschichten ein, die natürlich dem Brenner Widerstand leisteten. Man erfand die Compound-Platten, die aus zwei zusammengewalzten Platten bestehen, von denen die eine hart und unbohrbar, die andere weich und unzertrümmerbar ist, so daß beide zusammen gegen Bohren und Zerschlagen sichern.

Wie man merkwürdigerweise im Publikum sich immer wieder scheut, zur Sicherung großer Werte sich wirklich Schutz gewährende Schränke anzuschaffen, und lieber das Risiko auf sich nimmt, morgens vor dem geleerten Schrank verblüfft zu stehen, so hat das Schmelzen der Einbrecher ebensowenig alarmierend auf die Besitzer bedeutender Werte gewirkt, wie 15 Jahre früher das Knabbern auf die Inhaber der harmlosen Kästen. Es kann einen daher nicht wundern, wenn man immer wieder von wahren Glanzleistungen der schmelzenden Einbrecher hört.

Auch das hinter den verschiedenen Sicherungsschichten befindliche Schloß hat durch die Einführung des Kreuzbartschlüssels, der etwa 50 Zuhaltungen aufweist, einen derartigen Schutz gegen das Öffnen erfahren, daß die Aussichten der Einbrecher immer mehr zusammengeschrumpft sind.

So werden die Geldschrankeinbrecher aus den Großstädten, in denen die bedeutenderen Firmen immer mehr nur noch moderne Schränke benutzen, hinausgedrängt in die Provinz, in der man noch vertrauensseliger und weniger auf den Abwehrkampf gegen den Großstadtverbrecher eingestellt ist, und wo auch die Polizei ein weniger geübtes Auge besitzt. Dort gelten die zwei oder drei im Stangenanzug des Großstadtmagazins elegant wirkenden Herren mit ihrem sauberen Reisegepäck als wohlhabende Kaufleute, und die Polizei, die nur auf Leute im gestreiften Sweater, Halstuch und Ballonmütze fahndet, läßt sich hinter das Licht führen.

Dennoch wird auch hier die Technik ihren Einzug halten und damit über kurz oder lang einen „Beruf“ matt setzen, dessen Vertreter unter den Einbrechern die am wenigsten unsympathischen Züge aufweisen.

AUS DER WERKSTATT DER DICHTER

*

Ludwig Wolff.

Fortsetzung von S. 32

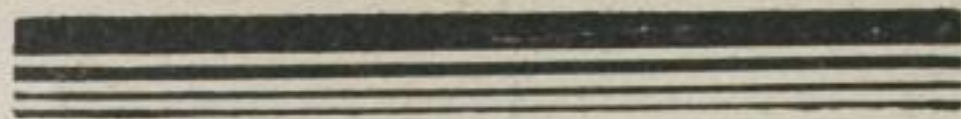
mein Gleichmut zu andern Zeiten bestimmt ausweichen würde, und zerstören meinen Schlaf. Solcher Unfug wird den Romanfiguren durch den Umstand erleichtert, daß ich in einem sehr einsamen kleinen Haus in den bayerischen Bergen fern vom Lärm der Städte und Menschen ein stilles Mönchsleben lebe. Sechs bis zehn Monate dauert diese bewußte Konstruktionsarbeit, die qualvoll ist, weil sie die skeptischen Hemmungen eines ehrlichen Mannes überwinden muß, der genau weiß, wie belanglos und unwichtig es ist, einen Roman zu schreiben, und daß schon alles vor ihm viel besser gedacht und geschrieben worden ist.

Wenn der Roman im Kopf bis aufs kleinste fertig ist, beginne ich mit der Niederschrift. Um jetzt, da die Aufbau-Schwierigkeiten behoben sind, nicht in ein leichtfertiges und überstürztes Tempo zu geraten, schreibe ich jeden Tag nur eine Stunde, von zwei bis drei Uhr nachmittags, wie ein armseliger Büropedant. Überdies glaube ich, daß man höchstens eine Stunde lang konzentriert schreiben kann.

Nach zwei Monaten ist der Roman niedergeschrieben und wird für einige Wochen, zur Abkühlung sozusagen, in die Schublade gelegt. Wenn diese Karenzzeit vorüber ist, lese ich mir den Roman laut vor. Nichts entlarvt so schonungslos verlogene Phrasen und unnatürliche Dialoge wie das gesprochene Wort.

Dann schreibe ich den ganzen Roman noch einmal auf der Maschine ab. Die Schrift der Maschine gibt ein neues Satzbild, das die Augen gegen stilistische Schönheitsfehler wieder empfindlich macht.

Zehn Stunden im Tag bei der Schreibmaschine zu sitzen, ist ermüdend, aber wenn man Verantwortungsgefühl seinen Lesern gegenüber hat, die dem Schriftsteller das Kostbarste schenken, was es auf der Welt gibt, nämlich Zeit, dann muß man



BERLIN

STEGLITZERSTR. NR. 27

CÖLN

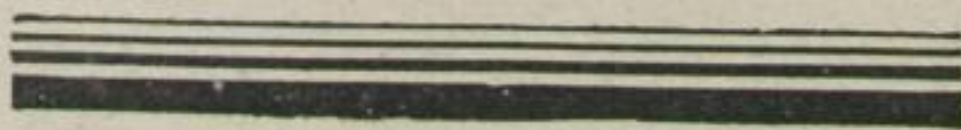
SCHILDERGASSE 111

BARMEN

NEUERWEG 38/42

DÜSSELDORF

SCHADOWSTR. NR. 52



so sorgsam und sauber arbeiten wie ein anständiger Handwerker.

Es liegt nahe, mitleidig oder ironisch zu fragen: „Tant de bruit pour une omelette?“

Ich antworte ohne Verlegenheit: „Ein jeder, wie er kann und muß.“

*

Otto Flake

Fortsetzung von S. 35

gibt Berge zum Steigen, Seen zum Schwimmen; besonders gern nehme ich Sonnenbäder. Nachmittags schreibe ich etwa drei Stunden, meine Hauptarbeitszeit ist die Nacht. Vier, fünf, auch sechs Stunden sind in ihr die Regel.

Die Ärzte sagen, daß das ungesund ist; aber jeden Morgen ein kaltes Bad, die Vormittage im Freien, ein paar Atemübungen zwischendurch gleichen aus und erlauben sogar einen recht starken Verbrauch von Zigaretten und schwarzem Kaffee. Um diesen zu bereiten, führe ich auch auf Reisen immer alles Nötige mit und habe schon eine kleine Sammlung von hübschen Mokkatäßchen.

In Deutschland ist, wie bekannt, der Kaffee desto scheußlicher, je teurer er ist — ein Grund mehr, die Kaffeehäuser zu meiden; übrigens hat auch in Österreich die Qualität nachgelassen, die Leute sind bei den Surrogaten hängen geblieben. Voltaire sagte, als man ihm zu bedenken gab, daß Kaffee Gift sei: „Mag sein, dann gehört er zu den langsam wirkenden Giften“ — und wurde ungefähr neunzig Jahre alt.

So viel über den Kaffee. Im Freien arbeite ich nicht gern, erinnere mich aber doch als einer schönen Zeit des Jahres, in dem ich am belgischen Strand, mit Kaninchen verwildernd, und auf Waldbänken des Harzes meinen zweiten Roman schrieb. Inzwischen bin ich zur völligen Trennung der Beschäftigungen gekommen — für die Arbeit der Schreibtisch und zur Entspannung die Natur.

Beim Spaziergehen denke ich nie an die Figuren oder Ideen des Buches. Ich schreibe ohne Konzept und ohne Plan; es ist sozusagen nur die Richtung da, in die das Buch vorstößt, oder eine ebenso allgemeine musikalische Stimmung.

Im Anfang einer Arbeit bin ich gereizt und recht ungenießbar; es dauert ziemlich lange, bis das Buch als gesichert gelten kann, ungefähr bis zur Hälfte. — Im Lauf der Jahre hatten sich allerlei Fragmente angesammelt; neulich, als ich eine Kiste öffnete, verbrannte ich alle diese Bruchstücke, zusammen mit einem halben Dutzend Jugenddramen — es scheint, daß ich den Fanatismus des Aufräumens habe.

Ist das Buch aber gesichert, so kann ich zu jeder Stunde wie ein Handwerker an seinem Stücke daran arbeiten, d. h. mich zu jeder Tageszeit davorsetzen und auch den übrigen Anforderungen des Tages gerecht werden, Sport, Umgang mit Menschen usw. Es ergibt sich dann eine vollkommene Ordnung und Disziplin, und nicht einmal die Frauen stören mich in diesem Stadium, vorausgesetzt, daß sie mir erlauben, mich nach Laune zurückzuziehen.

Wenn das Buch fertig ist, kommt eine schlechte Zeit; der Druck, der die Vielheit der Empfindungen ordnet, ist gewichen — alsbald fühle ich mich und die Welt als ziemlich chaotisch, woraus ich den Schluß ziehe, daß Darstellen ein Ordnen ist.

*

Carl Sternheim. Fortsetzung von Seite 36
welche Personen, welche Schauplätze ich brauchte. Weil ich der Überzeugung bin, daß außer dem ersten Antrieb, dem übersinnlichen Impuls, nichts mehr von meinem Wollen und Erfinden, aber alles von meiner Hingabefähigkeit an die Idee selbst abhängt, die ihrerseits produktiv wird. Ich habe immer bestätigt gefunden, daß, wo ich zu komponieren, zu vergewaltigen versuchte, Groteskes in der Art der heute üblichen „Kunst“ herauskam, während, wenn ich mich beschied, das Selbstentstehende zu kontrollieren, die künstlerischen Massen zu gruppieren, im Sinn höchster Ökonomie nur anzuordnen, das Werk aus sich selbst unfehlbar wurde.

Es entspricht dieser Standpunkt in der Kunst dem in meinem Leben. Einer Situation, einem Menschen gegenüber verhalte ich mich betrachtend, ohne eigenen Willen zu ihm; nur mit der Sehnsucht, seine Eigen-



Das erstklassige
Kölnische Wasser
Alleiniger Hersteller:
Gustav Boehm-Offenbach a. M.

tümlichkeit zu schmecken, ihn bewundernd ohne Vorurteil des „Guten“, „Bösen“, „Schönen“, „Häßlichen“ zu genießen. Und meine ganze Kunst besteht darin, ihn in seine zeitliche, örtliche Umgebung hineinzuorganisieren, so, daß der künstlerische Mikrokosmos dem Makrokosmos der Schöpfung an ökonomischer Pracht nicht nachsteht.

Es erhellt, daß ich bei solcher Hingabegymnastik keinen Sekretär, kein fremdes Herz, Hirn und Hand brauchen kann; ich keinen geringsten Lärm, nicht das Ticken meiner Uhr in der Tasche, kein Fliegen-gesumm vertrage, das mich beim Hineinhören in die Phänomene störte.

Damit ein Bedeutendes sich gebäre, muß innen ein mächtiger Drang, außen die ergriffenste Ruhe und Andacht sein!“

*

Jakob Schaffner. Fortsetzung von S. 37

Monat wartet, sondern weiter will; es kann auch einmal eine Gewaltigkeit unterlaufen. Im Werk unterliegt sie nachher der Korrektur. An mir selber habe ich sie gelegentlich gesundheitlich zu büßen.

Ich bin ein Großstädter nur dem Beruf nach. Sonst habe ich als direkter Bauernsohn und ehemaliger Handwerker, der aus dem dritten Stand ohne jede Vorbereitung unmittelbar in die Literatur sprang, ganz bestimmte Schwierigkeiten zu überwinden, wenn ich im großstädtischen Leben mittun soll. Mein Vorleben drückt sich zum Beispiel auch darin aus, daß ich gar kein Nachtmensch bin. In Zeiten starker Arbeit kann ich um fünf, im Winter um sechs Uhr aufstehen, arbeite zwei Stunden bis zum Frühstück, dann noch drei bis zum Mittagessen. Nachmittags halte ich Ruhe und lese. Nach dem Kaffee unternehme ich einen Ausgang. Nach dem Abendessen arbeite ich noch einmal bis zehn oder elf Uhr. Im Bett lese ich noch eine Stunde. Ich schreibe mit der Schreibmaschine, und zwar unmittelbar ohne Konzept und immer selber. Diktieren kann ich nicht. Eine Erblindung würde mich wahrscheinlich lahmlegen; höchstens würde sie mir noch Novellen und Gedichte zulassen, keinesfalls Romane. Ich kann unter

Umständen mehrere große Romane gleichzeitig in Arbeit haben, die sich durch vier, sechs, acht Jahre ziehen, ohne daß sich Lust und letzte Idee zur Vollendung einstellen. Dann können innerhalb von wenigen Tagen alle Probleme plan und greifbar dastehen, und es werden hintereinander einige Würfe fertig, an denen nicht mehr viel fehlte, woraus dann mancher Biedermann die Vorstellung einer ungeheuren Massenproduktion schöpft. —

Es passiert ab und zu, daß ein schon weit gediehener Versuch schließlich in den Ofen wandert. Es mag individuell sein, daß ich manche Irrwege beim Suchen nach der gegenwärtigen Formel und dem heutigen Gehalt durch Wochen und Monate leidenschaftlich schreibend durchlaufe. Von dem, was dabei zustande kommt, erfährt kein Mensch etwas. Erst eine Reihe nachfolgender Arbeiten, die ganz neu unternommen werden, bringen dann das Gesuchte und verwirklichen oft beinahe mühelos das Gewollte. Dazu kommt die ständig laufende wissenschaftliche Umgestaltung, die sehr starke Rückwirkungen in mir auslöst.

Dem komplizierten Werdeprozeß mit mehreren Anläufen und Umgießungen entspricht es auch, daß ich viel korrigiere. Ich bin bei allen Setzern und Korrektoren dafür berichtigt. So viele Gegensätze gleichen sich nicht ohne weiteres aus. Dem groben Wellenschlag der Zusammenstöße folgt noch ein lang auszitternder zarter, der sich bis dicht vor die Drucklegung in immer neuen Auswiegungen und Präzisierungen ausdrückt. Aber endlich wird das Buch dann doch fertig, und der Korrektor hat Ruhe.“

*

Dostojewski. Fortsetzung von S. 38

Aufschriften: „Jetzt schreibe ich einen Chronikroman“ heißt es einmal, „Roman à la Turgenjew“ ein andermal, dann wieder „Roman à la Tolstoi“, „Roman à la Gil-Blas“, an anderer Stelle dagegen „Roman Anti-Tolstoi“ oder auch „Anti-Turgenjew“; dann wieder finden sich Bemerkungen in fetter Schrift: „Praktisches Programm“, „laufende Bemerkungen“ oder auch: „kompositionelle Bemerkungen“, „einzelne Teile



Kopf hoch, alter Junge!

Nimm Satyrin! Sieh mich an!
Der Professor hat's mir verordnet.

*Der Arzt empfiehlt es
Der Apotheker führt es*



**SATYRIN GOLD
für den Herrn**

**SATYRIN SILBER
für die Dame**

SATYRIN

Das Hormonpräparat, der Sieg der Wissenschaft.
Lebenstreuende, Jugendfrische kehren zurück

SATYRIN GES.
GESCH.
AKT·GES·HORMONA DÜSSELDORF
FABRIK ORGANO-THERAPEUTISCHER PRÄPARATE



Dralle's Lavendel-Seife

*ist von feiner,
frisch duftender Eigenart*

*Für die empfindlichste Haut
bildet ihr*

wunderbar sahniger Schaum

*eine die sammetartige Beschaffen-
heit eines schönen Teints fördernde
Liebkosung. Den Ansprüchen der*

verwöhntesten Eleganz

*genügt diese bei allen Vorzügen preis-
werte und sparsame Idealseife*

M. 75. Karton 3 Stück M. 2,10

und Elemente der Komposition“, oder gelegentlich auch: „Gedanken und Grundlagen“, „Einrichtung und Aufbau des Materials“. Über einigen Notizen zu den „Dämonen“ findet sich die Überschrift: „Kapitale und endgültige Bemerkungen“. Obwohl nun Dostojewski bemüht war, vor dem Beginn jeder größeren Arbeit solche genauen Dispositionen aufzustellen, sah er sich doch meistens schon bald darauf genötigt, dies alles wieder über den Haufen zu werfen, um auf der nächsten Seite schon alles ganz neu aufzubauen. Oft geschieht dies fünf- bis sechsmal, bevor er mit der definitiven Aufzeichnung beginnen kann. Aber auch noch während der endgültigen Niederschrift strömen ihm unaufhörlich neue Ideen zu, deren sichtbare Spuren wir in dem Manuskript in der Gestalt von fast unverständlichen, kreuz und quer mitten in das Manuskript hineingestreuten Ausrufen, sonderbaren Bemerkungen und mancherlei fremdartigen Zeichnungen wiederfinden. Diese neuen Ideen verwendet er dann entweder in einem psychologischen Zusammenhang mit dem Hauptthema und zu Varianten, oder er formt aus ihnen Themen und Figuren zu neuen, weitabliegenden Erzählungen. Die jetzt erschlossenen Merkbücher Dostojewskis sind vollgeschrieben mit solchen niemals ausgeführten Plänen, die während der Arbeit an den großen Romanen in der Phantasie dieses schöpferischen Einfällen so reichen Dichters emporgetaucht und von ihm sofort fixiert worden sind; dabei ist es auch höchst interessant zu beobachten, wie sich aus den nur angedeuteten Nebenfiguren allmählich die Helden eines anderen Romanes entwickeln. Zumeist entwirft Dostojewski unzählige Skizzen für die gleiche Gestalt, oft sogar mit den entgegengesetztesten Charaktereigenschaften, spielt diese gegeneinander aus, um dann gerade aus dieser Mannigfaltigkeit und den perspektivisch verschieden gesehenen Charakterskizzen die endgültige Erscheinung hervorgehen zu lassen. Oft aber ist auch die schließliche Fassung, wie sie uns dann aus dem fertigen Buche entgegentritt, nicht jene Figur, die dem Dichter ursprünglich vorgeschwebt hatte. Bei Dostojewski, der, von Gläubigern gepeinigt, seine Romane in Hast

und Eile zu schreiben gezwungen war, ist die endgültig geformte Gestalt sehr oft vom Zwange der materiellen Not oder dem Drängen des Verlegers bestimmt worden. Außerdem finden sich aber in seinen Manuskripten noch eine Menge graphologischer Absonderlichkeiten, die, oberflächlich betrachtet, mit dem Sujet, das er gerade bearbeitet, keinen eigentlichen Zusammenhang zu haben scheinen. Oft sehen wir an den Rand hingeworfene oder mitten in den Text hineingestreute, an William Blake gemahnende Federzeichnungen und kalligraphische Übungen von fortwährend sich wiederholenden Namen. Und es könnte scheinen, als hätten diese Schreibereien und zeichnerischen Skizzen mit dem Text überhaupt nichts zu tun; bei eingehenderem Studium aber wird die tiefe Korrespondenz dieser linearen Spielereien und ihr organischer Zusammenhang mit dem Stoff der Erzählung unverkennbar. Am meisten aber fallen in Dostojewskis Handschriften, insbesondere der späteren Romane, die häufig wiederkehrenden Skizzen von gotischen Türmen und Fenstern auf, die in den Handschriften der früheren Bücher vollständig fehlen, während sie in den Notizbüchern zu den „Dämonen“, zum „Idioten“ und „Brüdern Karamasoff“ das Manuskript förmlich überwuchern und oft ganze Seiten füllen, so daß mitunter der Text scheinbar nur nebensächlich einhergeht. Offenbar stammen diese gotischen Zeichnungen aus Erinnerungen an deutsche Kathedralen, die einst einen tiefen Eindruck auf Dostojewski gemacht hatten. Was die kalligraphischen Übungen betrifft, so liebte er es, in den Ruhepausen seiner Arbeit mit langsamer Schönschrift Buchstaben hinzumalen; am häufigsten erscheinen die Namen: Rachel, Mohammed und insbesondere die von Julius Cäsar, Caligula, Vespasian, Tiberius, Claudius und Napoleon, Namen von Herrenmenschen also, in denen der Machtbegriff seinen stärksten Ausdruck gefunden hat. Zwischen diesen findet sich einmal auch die Bemerkung: „Eindruck von Macht und Schrecken“. Offenbar hat sich das noch in der Tiefe schlummernde Bild des Helden in



Dralle's Lavendel-Crème

Ein
wunderbares
Haut- u. Schönheitspflegemittel
fürs Haus, für den Sport, für die Reise

Hilft sofort
gegen Röte, Sprödewerden und
Aufspringen der Haut und macht
diese jugendfrisch u. sammetweich

*
Jeder prüfe selbst
und wähle das Beste

Preis M. 1.50

LISISTRA

EAU DE COLOGNE

RUSSE

Duftreich und erfrischend



KOSMETISCHE WERKE DER
RÜCKFORTH AG. STETTIN

dem Roman „Die Dämonen“ zunächst in diesen Schriftübungen den ersten Ausdruck verschafft, und im langsamen, wiederholten Hinschreiben dieser Namen wird die Gestalt immer mehr festgehalten und langsam herausgebildet. Diese graphologischen Absonderlichkeiten sind aber nicht das einzig Auffällige in Dostojewskis Manuskripten, es finden sich dort vielmehr noch viele andere Abnormitäten. Dazu gehören auch die mitten im Text stehenden rein biographischen Notizen, Aufzeichnungen über die epileptischen Anfälle des Dichters und über sein und seiner Frau allgemeines Befinden, außerdem Berichte über Witterung, Geldsorgen und Schulden. Dann wieder unverständliche Ziffernreihen, Additionen und Berechnungen, von denen einige sich als Kalkulationen von literarischen Unternehmungen erwiesen haben.

Vielleicht wird ein tieferer Einblick in die Art von Dostojewskis Produktion in Wirklichkeit erst möglich sein, wenn einmal diese ganz ungewöhnlichen Eigentümlichkeiten, die erst jetzt durch den Nachlaß bekannt geworden sind, psychologisch richtig enträtselt und gedeutet sein werden.

René Fulop-Miller (Wien).

(Mit Genehmigung des Verlages R. Piper.)

Walter von Molo. Fortsetzung von S. 41

mir auf, besser, ich fühle sie in meinem Blut, ich weiß sofort das Ende des Werkes, mit außerordentlicher Schnelligkeit entstehen immer mehr der verschiedenartigsten Bilder vor mir, es dauert dann stets nur ganz kurze Zeit, bis mich ein Bild an den Schreibtisch zwingt; die Niederschrift des Werkes hat begonnen. Ich habe noch niemals ein Werk unterbrochen oder unvollendet gelassen. Die Erstschrift ist für mich nur eine Art von Raumverteilung, ein Komponieren der Szenen und Klänge und Farben, im Fortschritt der Arbeit arbeitet sich die Idee des Geschehens von selbst in das Bewußtsein und wird diese von mir immer klarer gegen das Ende des Werkes erfaßt und herausgehoben. Ist die Erstschrift fertig, so zeigt mir das Ziel, auf das

ich unverändert losarbeite, daß es alles, die Idee, wie eine Blüte, deren Keim in mir ruht, deren Wurzeln, Stengel und Blätter ich aber erst schuf, von Anfang an richtig in sich trug. In der Erstschrift wird meist nicht viel geändert. Die Zweitschrift ist alles eher als eine Abschrift. Sie ist ästhetisch in vieler Beziehung erst die Schöpfung. An meiner Gesamtausgabe habe ich ein ganzes Jahr gefeilt. Ich gebe jedes Manuskript erst in Druck, wenn ich von jedem einzelnen Worte weiß, wo es steht, warum es, wie es steht, wenn das Interesse am Stoff in mir bis zur letzten Neige verschwunden ist. Damit dieses erreicht wird, muß ich bis zur Selbstaufopferung und oft bis zur Selbstzerfleischung immer wieder konzentrieren, einschalten, streichen, umstellen, feilen. Erst dann, bis der Stoff völlig von mir besiegt ist und völlig ergeben, ohne jeden Rest einer eigenen Willensneigung, gestaltet vor mir liegt, sehe ich meine Pflicht als erfüllt an.“

*

Stefan Zweig. Fortsetzung von S. 41

allmählich despotischen Gesetzlichkeit, diesem Ritual zu entgehen. So beobachtete ich bei mir die Gewohnheit, jede Arbeit bei der ersten Niederschrift unweigerlich mit Bleistift vorzunehmen, offenbar aus einem geheimen Sicherungsgefühl, es sei nur eine ganz unverbindliche, ganz provisorische Form der Fixierung, nur ein Brouillon (indes in den meisten Fällen die Urform doch die gültige bleibt). Dann erst schreibe ich mit Tinte, womöglich auf gleichmäßig großes Papier, den ersten Entwurf ab — und dies möchte ich im Gegensatz zu der ersten heißen, jagdhaften, eilenden und oft beflügelten Form die eigentliche Arbeit nennen. Denn was dann folgt, das oft und oft wiederholte Durchbosseln und Durchfeilen der Sätze zu stärkerem, präziserem Ausdruck — dieses Spiel mit der schon gesicherten, gleichsam gebundenen, eines Entweichens nicht mehr fähigen Gestaltung ist ein Vergnügen, eine Lust, die ich mit keiner anderen vergleichen möchte. Darum auch nichts von Mitleid mit den Künstlern, deren Manuskripte auf jeder Seite unzählige Spuren der Nachbesserung auf-

*Auch in
gesunden Tagen*
allabendliche einige

Panflavin- Pastillen

schützen gegen Grippe.

**Halsentzündung,
Erkältungskrankheiten**

bewirken Festigung loser
Zähne, Kräftigung
des Zahnfleisches.

beheben chronischen
Schleimauswurf.

**Bei akuter
Ansteckungsgefahr
stündlich 1 Pastille**

*Bei bereits eingetretener Erkrankung
nach ärztlicher Verordnung.*

*

*Gut verträglich auch für Kinder.
Wohlschmeckend.*

*

*Erhältlich in allen
Apotheken und Drogerien*

Sprengel

SCHOKOLADE

KAKAO

PRALINEN

*haben die Führung
durch ihre Güte*



B. SPRENGEL & CO, HANNOVER

weisen — denn dies ständige Klären und Herausschälen der Formen ist nicht Kärnerarbeit, eine ungerne vollbrachte Ackers- und Pflügermühe, sondern die ur-eigentliche Artistenfreude, eine bewußt beschworene Verlängerung des produktiven Zustandes über die eigentliche Produktion hinaus. Es läßt sich nicht beschreiben, nur immer wieder erleben — und auch ein Blatt seiner Hand reproduziert nur sein eindringliches Wirken, ohne aber die geheime Freude ahnen zu lassen, die diesen Zustand durchwaltet: so wird gerade, was sinnlich Mühe scheint, in der Kunst geistig zum Genuß, was für den oberflächlichen Blick die eigentliche Anstrengung zu bedeuten scheint, das wahre von der Angst und dem Krampf der ersten Selbstüberraschung schon erlöste Spiel.“

*

Arnold Zweig. Fortsetzung von S. 42
wo ich versuchte, mußte ich verzichten und das Werk (z. B. eine große Komödie) aus dem Druck zurückziehen.

Nach der ersten Handschrift lasse ich die Maschine zu, aber viel lieber die Setz- als die Schreibmaschine, die mir ein noch heute unvertrautes Zwischending von Schrift und Druck liefert, an das ich mich nur sehr schwer verlieren kann. Diktieren kann ich nur in der Imagination; jeder Versuch, in der Wirklichkeit die Arbeit von Hand und Halter zu vermeiden, ergab die schwersten Mißerfolge. Es ist sehr schön, im Sommer am frühesten Morgen nach einem Gang durch den Garten oder die Kolonie zu schreiben; es ist manchmal sehr nötig, die lautlose Konzentration und das gesammelte Licht der späten Nacht zu benützen — das alles hängt vom Werke selbst ab, das ans Licht will, und von dem Grad von Besessenheit und Leidenschaft, zu dem es Körper und Geist und die ganze unteilbare Person des Schriftstellers hinzureißen vermag. Alles andere ist sehr schwer zu sagen — und viele Dinge behalten diejenigen für sich, die so heimliche und erhabene Stunden erfahren, wie die sind, in denen ein Werk sich ankündigt, einstellt oder endgültig ablöst.“

VERLORENES SPIEL

Fortsetzung von Seite 46

Ihnen leicht verderblich werden kann. Sie wissen sehr gut, was ich mit meiner Schilderung bezwecke, die ich nur deshalb gemacht habe, um Ihnen zu zeigen, wie genau Sie beobachtet worden sind.“

„Ich glaube in der Tat zu wissen, worauf Sie hinsteuern,“ antwortete Lestrova, „nachdem ich heute die Zeitung gelesen habe. Jemand ist in das Zimmer der Gräfin Nola eingedrungen und hat ein wertvolles Schmuckstück, einen Brillantanhänger, gestohlen. Habe ich es erraten?“

„Sehen Sie, jetzt kommen wir zur Sache. Nun und?“

„Was denn?“

„Was meinen Sie dazu?“

„Zu dem Anhänger? Nur, daß er kostbar genug war, um jemand in Versuchung zu führen. Ein einziger herrlicher Diamant von hellrosa Farbe mit einem leichten blauen Streifen in der Mitte.“

„Sie beginnen wieder abzuweichen. Seien Sie vorsichtig!“

Lestrova blickte sein Gegenüber scharf an. „Jetzt verstehe ich,“ sagte er langsam. „Sie glauben, ich habe den Schmuck gestohlen?“

„Selbstverständlich!“

„In der Tat, mein verdächtiges Benehmen in jener Nacht, zusammen mit meinen Spielschulden —“

„Die nur einen Teil Ihrer gesamten Schulden ausmachen!“

„Stimmt, stimmt. Jawohl, jetzt verstehe ich vollkommen. Sie und Ihr schweigsamer Freund hinter mir sind — entschuldigen Sie — Juwelendiebe, möglicherweise Mitglieder einer weitverzweigten Bande von Juwelendieben. Ihr so vorzügliches Überwachungssystem gehört fraglos zu Ihrer Arbeitsmethode. Sie hatten es in der betreffenden Nacht auf das bewußte Schmuckstück abgesehen, und das Verschwinden desselben, als es sozusagen schon in Ihrer Tasche war, war natürlich sehr ärgerlich. Ich begreife jetzt den Zweck Ihres unerwarteten Besuches und warum Sie sich die Mühe machten, meine bescheidenen Räume zu durchsuchen. Ich muß Ihnen jedoch eine Enttäuschung bereiten: ich habe den Anhänger der Gräfin

Sprengel

SCHOKOLADE

KAKAO

PRALINEN

*haben die Führung
durch ihre Güte*



B. SPRENGEL & CO, HANNOVER

Nola nicht genommen, und ich habe auch keine Ahnung, wer ihn gestohlen hat.“

„Das ist eine Lüge!“

„Ich —“

„Wir haben den Stein nicht in Ihrer Wohnung gefunden. Wir haben Sie seit Sonntag ständig unter Beobachtung gehalten und wissen, daß Sie ihn nicht aus der Hand gegeben haben. Notwendigerweise müssen Sie ihn also bei sich haben.“

„Nein.“

„Ich rate Ihnen, dies Wort nicht noch einmal auszusprechen!“

Die Antwort: „Ich muß!“ formte sich auf Lestrovas Lippen, doch hielt er sie wohlweislich zurück.

„Überlegen Sie sich's gut,“ fuhr der andere fort, „ich gebe Ihnen zehn Minuten Zeit. Wenn ich nach Ablauf dieser Frist nicht im Besitz des Schmuckes bin, drücke ich ab.“

„Ich bin davon überzeugt,“ sagte Lestrova, „daß Sie Ihre Drohung ernst meinen.“ Und er verspürte ein leichtes Frösteln.

Was tun? Lestrova lehnte sich zurück und schloß die Augen. Er wunderte sich plötzlich über seine Kaltblütigkeit.

Zehn Minuten durfte er noch leben! Genau nach zehn Minuten würde ein schmales Geschoß die unerbittlich drohende Mündung dort verlassen, und sein Leben würde verlöschen wie eine Kerze.

Giuseppe Lestrova war sich dessen vollkommen bewußt. Es war eine verzweifelte Lage, und Lestrova wußte es. Er sagte sich:

„Wenn ich ihnen den Diamanten gebe, komme ich mit dem Leben davon. Aber ich habe ihn nicht. Ich habe ihn nie besessen. Meine einzige Chance demnach ist, ihn zu finden. Er wird nicht leicht zu finden sein. Ein geschickter Detektiv könnte ihn vielleicht aufspüren, wenn er Zeit hätte. Er würde dazu zehn Tage brauchen, vielleicht sogar zehn Wochen. Ich habe zehn Minuten — und auch die nicht mehr ganz. Wer von den Gästen kann — Halt! da fällt mir etwas ein!“ Lestrova dachte einige Zeit so angespannt nach, daß er wie zur Statue erstarrt regungslos dasaß.

„Noch fünf Minuten!“ meldete die unerbittliche Stimme.

Lestrova hörte es nicht. Sein Gehirn arbeitete mit einer Intensität wie noch nie in seinem Leben zuvor.

„Drei Minuten!“

Lestrovas Lippen bewegten sich, doch drang kein Wort zu den aufmerksam Lauschenden.

„Zwei!“

„Ja, ja,“ murmelte Lestrova, „ich muß den Besitzer ermitteln!“

„Eine Minute!“

Lestrova öffnete die Augen. „Keine Aufregung,“ sagte er ruhig. „Sie sollen den Diamanten bekommen: ich glaube jetzt zu wissen, wer ihn gestohlen hat, und ich werde ihn Ihnen verschaffen.“

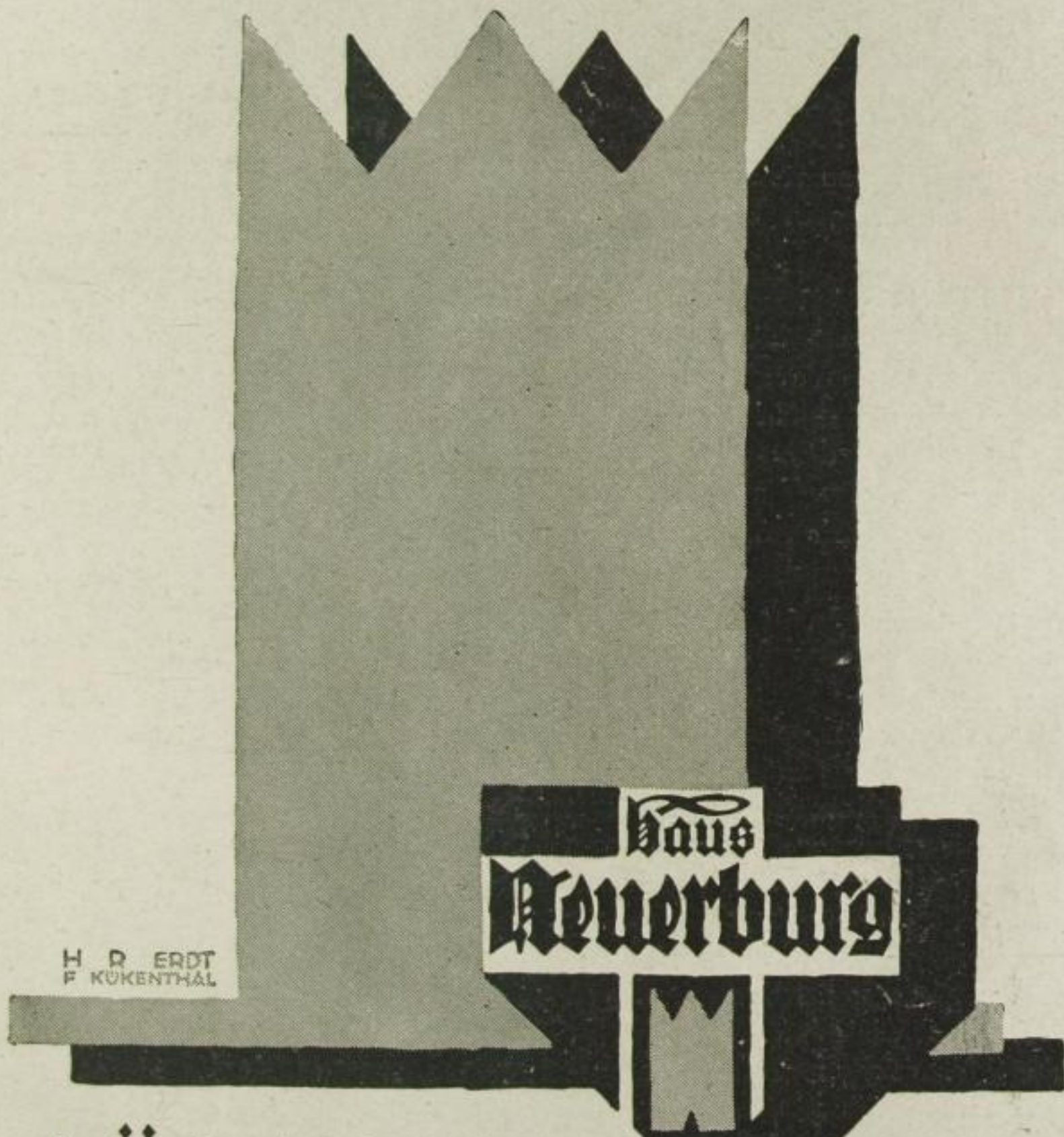
„Verdammt Narr, der Sie sind, glauben Sie, mich auf diese Weise übertölpeln zu können?“

„Ich will Sie nicht übertölpeln. Sie sollen den Diamanten bekommen; sie sollen ihn bekommen, ehe Sie dieses Zimmer verlassen haben. So lautete doch Ihre Bedingung, nicht wahr? Schießen Sie, wenn Sie wollen, aber hören Sie mich erst an!“

Die beiden Männer wechselten einen schnellen Blick.

„Glauben Sie, daß ich mich wegen eines Schmuckes, den ich gar nicht mit mir nehmen konnte, morden lassen möchte?“ fuhr Lestrova fort. „Hören Sie zu. In jener Nacht ereignete sich ein geringfügiger Zwischenfall, der Ihrem Beobachter gar nicht aufgefallen ist. Folgendes nämlich: Als ich den Balkon entlangschritt, stieß ich mit dem Fuß an einen harten Gegenstand. Es war genau vor der Tür zum Ankleideraum der Gräfin Nola. Der Gegenstand war eine gewöhnliche Bruyèrepfeife. Als ich sie aufhob, merkte ich, daß der Kopf noch etwas warm war. Diese Pfeife, fühle ich, wird mir das Leben retten. Hier liegt sie, auf dem Tisch vor mir. Wollen Sie mir gütigst gestatten, sie näher zu untersuchen?“

Lestrova streckte die Hand nach ihr aus. Die enorme Ruhe und Sicherheit, mit der er sprach und handelte, wirkte überzeugend. „Ihr erster Gedanke“, fuhr er fort, „wird sein, daß diese Pfeife mir gehört. Das ist nicht der Fall. Ich rauche niemals Pfeife. Glücklicherweise steckte ich diese Pfeife in



H. P. ERDT
KUKENTHAL

LÖWENBRÜCK GÜLDENRING

AN DER SPITZE DEUTSCHER
QUALITÄTS-ZIGARETTEN

die Tasche, nachdem ich sie auf dem Balkon gefunden hatte; ich wollte sie ihrem Besitzer am nächsten Morgen zurückgeben, doch habe ich das später vergessen.

Ich war also nicht der einzige, der sich in jener Nacht auf dem Balkon vor Gräfin Nolas Zimmer aufgehalten hatte. Es mußte jemand kurz vor mir dagewesen sein. Dieser ‚Jemand‘ hatte dort seine Pfeife verloren. Hinter ihm müssen wir her. Ich sage ‚wir‘, denn ich bin durchaus bereit und gewillt, Ihnen zu dem Schmuck zu verhelfen; er gehört der Gräfin Nola, mein Leben jedoch gehört mir.

Unsere Bemühungen müssen sich demnach auf die Beantwortung der Frage konzentrieren, die lautet: Wem gehört diese Pfeife? Ich verpflichte mich, den Betreffenden herauszufinden und ihn zur Auslieferung des Steins zu zwingen, noch während Sie hier warten. Wenn Sie mir nicht glauben, schießen Sie; aber was Sie suchen, werden Sie dann nicht finden, und die Folgen für Sie selber dürften unerfreulicher Natur sein.

Als ich das Zimmer verließ, blieben, wie ich bereits sagte, die andern zurück: Strackow mit seinem Roman, Kadony mit seinem Rätsel, Sieveking am Klavier, van Reel und Braun politisierend. Braun können wir von vornherein ausschalten; er raucht nur Zigaretten. Somit bleiben die vier anderen: Strackow, Sieveking, Kadony und van Reel. Alle vier sind, wie ich bestimmt weiß, Pfeifenraucher. Wie sollen wir nun herausfinden, wem gerade diese Pfeife gehört? Kombinationen werden uns vielleicht unserem Ziele näherbringen.“

Mit einer Selbstverständlichkeit und Sicherheit, die mehr angenommen als echt war, zog Lestrova seinen Stuhl dicht an den Schreibtisch heran und vertiefte sich in die Untersuchung der Pfeife. Er war sich wohlbewußt, daß sein Leben nur mehr an einem Haar hing. Aber über das Schlimmste war er hinweggekommen. Gelang es ihm jetzt noch, Zeit zu gewinnen und die unwillkommenen Besucher hinzuhalten, so war vielleicht noch ein Fünkchen Hoffnung vorhanden.

„Die geringste Unsicherheit, das leiseste Anzeichen von Schwäche — und alles ist aus“, ging es ihm durch den Kopf. Er glaubte schon die Stelle zu spüren, wo die Kugel seine Schädeldecke durchschlagen würde.

Er wandte sich wieder an den Mann mit der Maske, der den Revolver nicht eine Sekunde hatte sinken lassen:

„Von den restlichen vier kann ich Sieveking's Namen ohne weiteres streichen. Diese Pfeife ist stark abgenutzt; sie ist entweder lange Zeit im Gebrauch gewesen, oder es ist viel und oft aus ihr geraucht worden. Sieveking könnte das nicht vertragen; er hat weder den Kopf noch die Nerven dazu; es würde ihn krank machen. Nein, Sieveking kommt für uns nicht in Frage. Es bleiben also Strackow, Kadony und van Reel. Wir nähern uns unserem Ziele.“

Lestrova atmete freier.

„Der nächste Name, den wir ausschalten könnten“, fuhr er nach einer Pause fort, „ist Strackows. Wie Sie bemerken, ist das äußerste Ende des Mundstücks fast durchgebissen. Wer diese Pfeife rauchte, hat nicht nur starke Nerven, er hat auch starke Zähne. Nun weiß ich zufällig, daß Strackow fast ausschließlich künstliche Zähne hat. Man kann es deutlich sehen, wenn er lacht. Ein Raucher aber, der ein künstliches Gebiß hat, kann in dem Mundstück seiner Pfeife kaum einen Eindruck hinterlassen, durchbeißen kann er es bestimmt nicht.“

Wir haben uns also nur noch mit van Reel und Kadony zu beschäftigen“, fuhr Lestrova fort, indem er die Pfeife in seinen Händen um und um drehte. „Einem von beiden gehört dieser verräterische Gegenstand. Aber welchem? Beide haben starke Nerven, beide haben starke Zähne. Diese Pfeife war nicht billig; sie ist aus bestem französischen Bruyèreholz. Das hilft uns aber nicht weiter, denn beide können sich eine teure Pfeife leisten.“

Immer noch drehte er die Pfeife in den Fingern um und um, nicht verlegen, noch nicht entmutigt durch die notwendige Unterbrechung seines Vortrages.

Plötzlich begann er von neuem: „Und doch glaube ich, daß eine noch peinlichere



GESUNDHEIT

Vielen Menschen ist es vollständig unbekannt, daß gerade das Wohlbefinden der Füße die notwendigste Voraussetzung ist für das Wohlbefinden des Körpers und der Stimmung. Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, einen Gesundheitsstiefel herauszubringen, welcher die Voraussetzung schafft, die für das Wohlbefinden Ihrer Füße und das Wohlbefinden des ganzen Menschen notwendig ist. Ein richtiger Gesundheitsstiefel muß alle hygienischen Vorzüge sowie ein angenehmes Äußere verbinden, so daß ein solcher Stiefel von jedermann, zu jeder Zeit und überall getragen werden kann. — Gesundheits-Stiefel — erst das Erzeugnis gibt dem Wort seine wirkliche Bedeutung. Die mit dem Namen **Dr. Lahmanns Gesundheitsstiefel** herausgebrachten Erzeugnisse geben Ihnen die unbedingte Gewähr für das, was man unter dem Namen Gesundheitsstiefel bezeichnet und verstehen sollte. — Das von uns unter dem Namen des in der ganzen Welt berühmten Dr. Lahmann herausgebrachte Erzeugnis ist einzig und vollendet auf dem Gebiete der Gesundheitsstiefel. Dr. Lahmanns Gesundheitsstiefel sind nicht nur für kranke Menschen, sondern Dr. Lahmanns Gesundheitsstiefel sind für jedermann, der sich seine Füße gesund erhalten will. Erhältlich in allen durch Plakate gekennzeichneten Geschäften, wo nicht, weist Bezugsquellen nach der alleinige Hersteller:

Eduard Lingel,
Schuhfabrik A.-G., Erfurt

Dr. Lahmanns Gesundheitsstiefel sind über die ganze Welt verbreitet

**Dr. Lahmanns
Gesundheits Stiefel**



weißer Hirsch

Alleinverkauf für Groß-Berlin:

Schuhwarenhaus Carl Stiller, Berlin C, Jerusalemer Straße 32/35 und sämtliche Filialen

Untersuchung uns Aufklärung bringen wird. Wer auch immer diese Pfeife in Benutzung hatte, — er hat sie nicht mit der Sorgfalt behandelt, die ihre außergewöhnliche Qualität verlangt. Sie zeigt deutliche Spuren der Vernachlässigung.

Der Kopf ist lange nicht gereinigt worden und total verkrustet; doch was schlimmer ist — ein Teil des Randes ist aus Unachtsamkeit angebrannt worden. Der Besitzer der Pfeife hat sie offensichtlich zu Reinigungszwecken mit Alkohol gefüllt und dabei den Rand anbrennen lassen. Das zeugt von Nachlässigkeit und Unachtsamkeit des Rauchers, denn niemand, der seine Pfeife richtig pflegt, wird sie auf diese Weise säubern — noch dazu mit Methylalkohol, den man jetzt noch riechen kann.

Nun bin ich aber ganz gewiß, daß van Reel niemals eine kostspielige Bruyèrepfeife auf diese Weise behandeln würde. Dazu ist er viel zu ordnungsliebend und gewissenhaft. Seine Akkuratesse grenzt schon an Pedanterie. Kadony andererseits ist in seinen Gewohnheiten ein ausgesprochener Bohemien; er ist in dieser Beziehung das gerade Gegenteil von van Reel. Da aus den angeführten Gründen diese Pfeife niemals von letzterem benutzt worden sein kann, müssen wir zu dem entscheidenden Schlusse kommen, daß sie Kadony gehört. Wenn dem so ist, muß auch Kadony derjenige gewesen sein, der sich in der Nacht auf dem Balkon aufgehalten hat. Diese Behauptung wird durch die Tatsache bestärkt, daß seine finanziellen Verhältnisse nicht die besten sind.“

Lestrova hatte geendet. Seine Finger glitten am Rohr der Pfeife auf und ab, und seine Augen blieben gesenkt.

Der Mann hinter ihm, der bisher noch kein Wort in die Unterhaltung geworfen hatte, wandte ein: „Sie kann dem Grafen Nola gehören.“

„Nein, denn der Graf raucht nur Zigarren — zu 2 Mark das Stück.“

„Oder einem der Dienstboten im Hause.“

„Auch nicht. Die Dienstboten bewohnen einen gesonderten Flügel. Außerdem ist es nicht gerade wahrscheinlich, daß einer von ihnen, der gerade die Juwelen seiner Her-

rin entwendet hat, gemütlich Pfeife rauchend aus dem Zimmer der Bestohlenen herauskommt. Der Diebstahl ist sicher nicht von langer Hand vorbereitet gewesen.“

Es entstand eine lange Pause.

Plötzlich begann der wieder, der die Unterhaltung bisher beherrscht hatte: „Aller Wahrscheinlichkeit nach ist kein Wort von dem, was Sie uns da vorerzählt haben, wahr. Wenn es aber doch stimmen sollte, daß Kadony den Schmuck besitzt, wie wollen Sie dann Ihr Versprechen wahr machen und es fertigbringen, daß er ihn herausgibt?“

„Ganz einfach. Er wird über die unerwartete Entdeckung seines Diebstahls so erschreckt sein, daß er bei Zusicherung der Straflosigkeit den Schmuck sofort herausrücken wird.“

„Das erfordert aber Zeit.“

„Warum? Ich schicke ihm einen Brief.“

„Einen Brief?“

„Jawohl, einen Brief — und zwar so abgefaßt, daß er Ihre — und meine — Absicht erreicht und doch für keinen der Beteiligten unangenehme Folgen haben wird. Ihr Freund hier kann ihn überbringen: Kadony wohnt kaum fünf Minuten von hier entfernt. In einer Viertelstunde ist der Stein in Ihren Händen. Gestatten Sie, daß ich den Brief zu Ihrer Begutachtung aufsetze?“

Lestrova entnahm einer Schreibmappe einen Bogen Briefpapier und begann zu schreiben. Ab und zu stockte er und schien angestrengt zu überlegen. Als er zu Ende war, reichte er den Bogen seinem Gegenüber zur Durchsicht und sagte gelassen: „Das wird's tun. Es wird ihn tödlich erschrecken. Kadony wird den Stein fahren lassen, als wenn er eine Giftschlange wäre.“

Der Brief, den der eine der Männer in Händen hielt, lautete folgendermaßen:

Paul Kadony, Severusstr. 36. — Liefern Sie ohne Verzug den Schmuck der Gräfin Nola dem Bringer dieser Zeilen aus.

Im Falle der Befolgung und unverzüglichen Übergabe werde ich von Erstattung einer Anzeige absehen.

In Ihrem eigenen Interesse rät Ihnen dies
Giuseppe Lestrova.

Die beiden Männer zogen sich in eine Ecke des Zimmers zurück und berieten sich flüsternd. Der mit dem Revolver ließ die Augen nicht von Lestrova, der sich jetzt eine Zigarette anzuzünden wagte.

„Sie scheinen Ihrer Sache ja verdammt sicher zu sein“, sagte er, und es lag noch immer eine deutlich spürbare Drohung in seiner Stimme.

„Bin ich auch, bin ich auch“, erwiderte Lestrova schmunzelnd.

„Vergessen Sie nicht — ich verlasse dieses Zimmer nicht eher, bis ich den Stein habe!“

„In einer Viertelstunde sollen Sie ihn haben.“

„Ich hoffe es — in Ihrem Interesse!“

Wieder flüsterte er mit seinem Genossen, gab ihm schließlich den Brief und ließ ihn zur Tür hinaus.

Er selbst hielt seine Waffe nach wie vor auf den Inhaber der Wohnung gerichtet und schien nicht zur Unterhaltung geneigt.

„Eigentlich könnten Sie das Ding jetzt wegtun,“ meinte Lestrova freundlich, „ein geladener Revolver ist ein unästhetischer Anblick, meinen Sie nicht auch?“ Er erhielt keine Antwort. „Übrigens muß ich mich doch beglückwünschen, die Pfeife gefunden zu haben, und noch mehr, nachher vergessen zu haben, sie zurückzugeben.“

„Das wird sich erst herausstellen.“

„Oh, ich bin nicht bange!“

„Eine Viertelstunde warten wir schon!“

„Das ist nicht viel.“

„Sie hatten zehn Minuten gesagt!“

„Ungefähr. Aber ich dachte nicht an den lebhaften Abendverkehr; die Straßen sind ja jetzt überfüllt.“

Wieder herrschte längere Zeit Schweigen, währenddessen Lestrova eine zweite Zigarette aufrauchte. Sein Besucher verriet durch eine kaum wahrnehmbare Unruhe sein wachsendes Unbehagen. Schließlich sprang er mit einem Fluch auf und rief: „Jetzt habe ich genug!“ Er hob den Revolver.

Der Bruchteil einer Sekunde trennte Giuseppe Lestrova von der ewigen Finsternis, als er die Hand hob. „Einen Augenblick!“ sagte er gelassen. „Ich halte mein Wort. Hier ist der Diamant!“

Er nahm die Pfeife in die Hand, bohrte die Spitze eines silbernen Brieföffners in den



Mystikum Compact

der praktische Puder für die Damentasche

Praktisch! Warum?

Sie können ihn in der kleinsten Tasche unterbringen. Bei gesellschaftlichen Zusammenkünften, im Theater, im Konzert, im Restaurant, überall können Sie ihn bei sich führen. Überall können Sie sich feiner bequem bedienen, denn Spiegel und Quaste sind in jeder Dose.

PARFUMERIE SCHERK

BERLIN SW 68, RITTERSTRASSE 73-74
NEW YORK - WIEN, PENZINGER STR. 39



Pappdose
M. 1.-

Golddose
M. 1.75 u. 2.50

Einfätze
M. 0.85 u. 1.25

Kopf, hob ein Klümpchen Tabak heraus und schüttete in seine hohle Hand das vermißte Schmuckstück der Gräfin Nola.

„Bedienen Sie sich“, lächelte er.

Sein Besucher zögerte nicht zuzugreifen. Er untersuchte den Stein mit augenscheinlicher Genugtuung.

„Sind Sie jetzt zufrieden?“ schmunzelte Lestrova. „Sie dürfen mir nicht böse sein, daß ich mir den Knalleffekt bis zum letzten Moment aufgespart habe. Den Brillanten im Pfeifenkopf habe ich erst in Ihrer Gegenwart entdeckt. Bis dahin hatte ich keine Ahnung von seinem Vorhandensein. Der Dieb hatte ihn augenscheinlich aus der Fassung gelöst, in die Pfeife gesteckt und Tabak darüber gestopft. Ein famoses Versteck, nicht wahr? Dann hatte er aber das Pech, daß ihn seine Nerven im Stich ließen; denn statt die Pfeife in die Tasche zu stecken, als er fortging, ließ er sie, ohne es zu merken, auf dem Balkon fallen, wo ich sie fand.“

Die Augen hinter der Maske leuchteten triumphierend, der Mund verzog sich zu einem belustigten Grinsen. „Ich verstehe, ich verstehe! Und Kadony sucht heute noch krampfhaft nach seiner Pfeife, ha, ha, ha!“

„I bewahre!“ lachte Lestrova und rieb sich die Hände.

„Was soll das heißen?“

„Das heißt, daß es gar nicht seine Pfeife ist! Niemals gewesen! Wird niemals sein! Der gute, alte Kadony könnte nicht mal 'nen Stecknadelknopf stehlen!“

„Nicht Kadony?? Ja, wer —“

„Passen Sie auf. Das ist eine interessante Geschichte; wird Ihnen Spaß machen. Also — der Besitzer dieser Pfeife war mir schon heute morgen bekannt, als ich mir sie etwas näher betrachtete. Warum also, fragen Sie, habe ich sie Kadony zugeschrieben? Ganz einfach, ich wollte Zeit gewinnen. Wie ich bereits sagte, hatte ich keine Ahnung, daß der Stein sich in meiner Wohnung befand, bevor ich in Ihrem Beisein die Pfeife untersuchte; als ich ihn dann aber entdeckt hatte, ließ ich aus zwei Gründen nichts davon merken. Erstens, weil ich meine scharfsinnigen Folgerungen ebenso amüsant wie belehrend fand — und Sie werden mir zugeben, daß die Logik meiner Schlüsse gar nicht übel

war — und zweitens, aber — das hat noch einen Moment Zeit. Ich sehe, Sie explodieren schon vor Ungeduld, zu wissen, wem die Pfeife nun eigentlich gehört. Ich will Sie nicht länger auf die Folter spannen: sie gehört meinem Diener!“

„Martin?“

„Keinem anderen. Ich wollte sie ihm zurückgeben, aber er hat sich aus dem Staub gemacht. Wir wissen jetzt, warum, nicht wahr? Er bekam Angst, als er den Verlust der Pfeife bemerkte, befürchtete, man würde sie finden und den Diamant dazu. Ich wußte, daß sie ihm gehört, denn ich habe sie ihm selber zu Weihnachten geschenkt, und außerdem war mir bekannt, daß er seine Pfeifen immer mit Methylalkohol reinigt. — Der Gauner muß sich von den ‚Drei Schwänen‘ fortgemacht haben, ist auf den Balkon geklettert und stahl den Schmuck. — Ich kann Ihnen den Vorwurf nicht ersparen, daß Sie in Ihren Vorbereitungen noch nicht gewissenhaft genug gewesen sind. Aber Sie haben ja jetzt den Schmuck! Sind Sie zufrieden?“

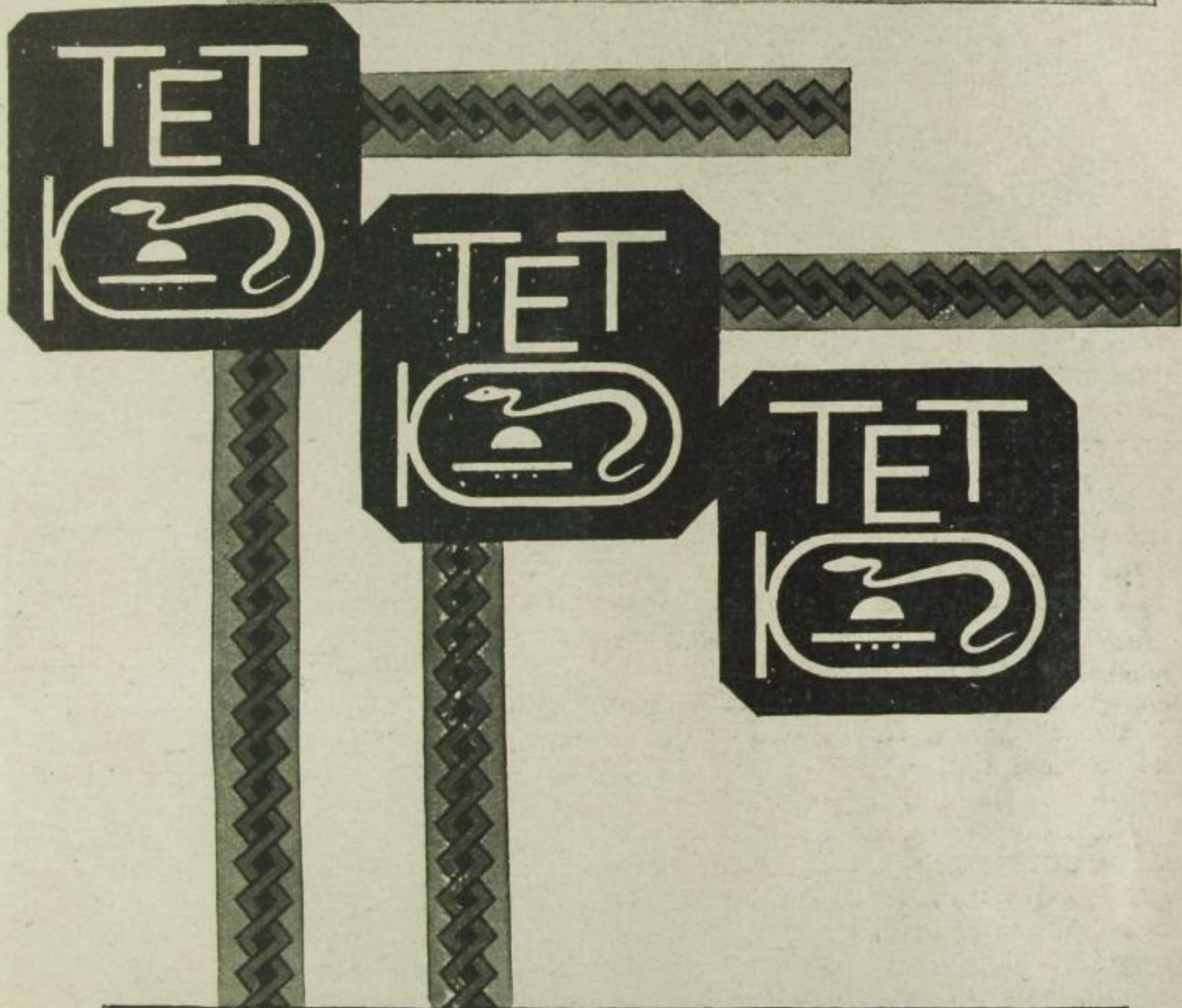
„Sie scheinen ja mächtig zufrieden mit sich zu sein. Sie halten sich wohl für verdammt geschickt?“

„Tu ich auch, tu ich auch!“

„Aber warum in aller Welt haben Sie Zeit vergeudet und Ihr Leben aufs Spiel gesetzt, indem Sie den Brief an —“

„Ah, der Brief! Richtig, ich habe Ihnen ja noch nicht den zweiten Grund genannt. Also durch meine scharfsinnigen Folgerungen hatte ich glücklich Kadony zum Besitzer der Pfeife gestempelt. Das war für mich sehr wichtig. Ich erzählte bereits, daß er seinen Lebensunterhalt durch Rätselmachen für Zeitschriften verdient. In solchen Sachen ist er großartig. Jetzt zu meinem Brief! Sie haben vielleicht bemerkt, daß seine Abfassung mich reichlich Zeit und Überlegung gekostet hat. Für ihn, der überhaupt nichts von dem Diebstahl wußte, mußte er zuerst ganz unverständlich scheinen. Aber Kadony kann nicht nur Rätsel machen, er kann sie auch lösen; ich wußte, daß er instinktiv, mechanisch den Brief auf irgendeine verborgene Mitteilung durchlesen würde, auf irgendeins seiner geliebten Worträtsel, hinter denen er ständig her ist. Und was fand er

H·BAHLENS KEKS-FABRIK A·G·HANNOVER



BAHLENS
Pangani-
Gebäck

DAS WÜRZIGE BUTTERGEBÄCK

dort auf dem Papier, das Sie so sorgfältig gelesen hatten? Das älteste und einfachste Akrostichon, das es gibt: die ersten Buchstaben in jeder Reihe bildeten zusammen ein Wort, das Wort: Polizei. Wurde mein Hilferuf verstanden? Jawohl, er wurde verstanden! Weg mit dem Revolver! Hinter Ihnen warten zwei Kriminalbeamte schon zwei volle Minuten auf Sie!

Ein Wutschrei, ein kurzer Kampf, ein wirkungsloser Schuß ins Leere — und das beruhigende Knacken eines Paares stählerner Handschellen.

„Hurra!“ brüllte Lestrova, „Hurra! — Hallo, Kadony, du auch hier? Brav, alter Junge! Das hast du gut gemacht!“

(*Autoris. Übertragung v. George F. Salmony.*)

UM EIN PFEIFCHEN

Fortsetzung von Seite 79

dieser Knaster: für kein Geld hätte er ihn gegen was Besseres umgetauscht.

Welche Kämpfe, welche erbitterten Szenen hatte dieses Pfeifchen schon hervorgerufen! Luisa Karlowna konnte Rauch überhaupt nicht leiden, dieser „Machorka“ war ihr aber ein solcher Greuel, daß sie jedesmal aus dem Zimmer ging, wenn Pantelejmon den Tabaksbeutel aus der Tasche zog. Vielleicht hielt er gerade deshalb so eisern an dieser Gewohnheit fest: es waren die einzigen Minuten am Tage, in denen er sich ungestört wußte und als Herr in seinem Hause fühlte!

Sonst, wenn es irgendwelche Streitigkeiten gab, sagte Pantelejmon Michailowitsch jedesmal zum Schluß mit einem kleinen Seufzer, indem er seine unförmigen Hände über seinen Leib faltete:

„Wie im Himmel, also auch auf Erden!“

Denn daß der Wille seiner Frau geschah, das war ihm noch selbstverständlicher als Gottes Allmacht: das brauchte er gar nicht mehr auszusprechen.

Aber mit dem Pfeifchen, — das war eine andere Sache. Das Pfeifchen war sein Leben, seine Seele, sein Alles. Wenn er den Beutel aus der Tasche holte, umständlich das Tonköpfchen ausklopfte und wieder vollstopfte, den Knaster entzündete und dann glücklich

am angebrannten Mundstück sog, — dann verrichtete er seine Andacht und räucherte auf seine Weise einer Gottheit, die ihn gnädig beseligte.

IV.

So saß Pantelejmon Michailowitsch Polnomasow wieder einmal in seiner Ecke. Er hatte Berge von „Blinis“ verspeist, mit saurer Sahne und ausgeflossener Butter, ein Schnäpschen getrunken und holte nun gerade seinen Tabaksbeutel aus der Tasche. Als er das Pfeifenköpfchen ausklopfen wollte, bemerkte er, daß kein Aschenbecher auf dem Tisch stand.

Es war ihm aber nach den vielen „Blinis“ so schläfrig und so wohlig zumute, daß er nicht aufstehen konnte, um den Becher vom Nachbartisch zu holen. So kratzte er die Pfeife über seinem leeren Teller aus und wollte sie gerade stopfen, als seine Frau plötzlich eintrat, um noch schnell, bevor sie ausgeräuchert wurde, das Geschirr abzuräumen, — und wie angewurzelt vor seinem Tisch stehenblieb.

„Was, du unterstehst dich, deinen Mist auf meinem Teller abzuladen, — du Ferkel!“ Und ehe Pantelejmon auch nur ein Wörtchen erwidern konnte, hatte Luisa Karlowna ihm die Tonpfeife aus der Hand gerissen und war verschwunden.

Pantelejmon Michailowitsch Polnomasow saß da wie vom Donner gerührt. Als er endlich begriffen hatte, was geschehen war, versuchte er aufzustehen. Aber stöhnend sank er wieder auf seinen Stuhl zurück. Es war ihm, als hätte ihm jemand das Herz aus dem Leibe gerissen: er fühlte nichts mehr, auch keinen Zorn, keine Wut, — er war wie betäubt.

So saß er bis zum Abend.

Als Dunjascha, das Küchenmädchen, ihm ein Glas Tee mit Piroggen auf den Tisch setzte, rührte er nichts an.

Es war schon elf, als Polnomasow sich endlich schweigend erhob und dröhnend die Treppe hinaufstampfte, die zum Schlafzimmer führte.

V.

Als Pantelejmon Michailowitsch Polnomasow in das Schlafzimmer eintrat, lag seine



HALPAUS
Avide

Die neue
6 1/2 Cigarette
IN BLECHPACKUNG

HALPAUS
Avide

25 AVIDE m/GOLD

Der Geniesser

Goldina

KAKAO

SCHOKOLADE
PRALINEN

GOLDINA-AG BREMEN

Frau schon im Bett. Sie stellte sich an, als schliefe sie schon, aber Pantelejmon wußte, daß sie noch wach war: er hatte vom Korridor in der Türritze Licht gesehen; sie mußte die Kerze eben erst gelöscht haben.

Polnomasow zündete sein Licht an. Dann wälzte er sich schweigend mit knarrenden Stiefeln zwischen Fenster und Tür immer hin und her, hin und her.

Endlich hielt es Luisa Karlowna nicht mehr aus. Sie wandte sich um und sagte:

„Gehst du denn gar nicht ins Bett, — du gibst ja keinem Ruhe!“

Polnomasow schnaufte und blieb stehen: „Ich wußte, daß du dich anstellst! Wenn du Ruhe haben willst, so gib meine Pfeife her!“

„Die Pfeife bekommst du nicht!“ zischte Luisa Karlowna und drehte sich zur Wand.

„So, so, das wollen wir sehen“, kam es drohend von Pantelejmons Lippen, dem die unvorsichtige Bewegung seiner Frau nicht entgangen war. Und mit einem Ruck riß er ihr das Kissen unter dem Kopfe fort.

Luisa Karlowna fuhr wie eine Katze, der man das Junge rauben will, fauchend auf, hielt die Tonpfeife in der einen Hand, während sie mit der anderen ihrem Gatten einen Stoß versetzte, daß er zurücktaumelte.

„Du gibst mir die Pfeife!“ stöhnte Polnomasow heiser und schwankte wieder auf das Bett zu.

„Da hast du sie!“ schrie Luisa Karlowna und schleuderte die Pfeife mit voller Wucht gegen die Wand, daß sie klirrend in Stücke sprang.

Einen Augenblick herrschte Totenstille.

Pantelejmon war wie erstarrt.

Dann richtete er sich auf. Der Schatten seiner ungeheuren Schultern wuchs bis zur Decke. Sein unheimlich aufgedunsenes Gesicht war kalkweiß und furchtbar entstellt. Schaum stand vor seinen Lippen.

Ein entsetzlicher, herzzerreißender Schrei schallte durch das Haus...

Am nächsten Morgen fand man Luisa Karlowna erwürgt in ihrem Bett.

Pantelejmon Michailowitsch Polnomasow saß davor und konnte keine Antwort geben.

(Einzig berechnigte Übertragung von Siegfried von Vegesack.)

JACK DEMPSEY

Fortsetzung von Seite 53

Nach wenigen Monaten einer ununterbrochenen Siegeskette war aber „der wilde Pampassohn“, wie man ihn auf Grund seines Temperaments und seiner ungezügelter Kampfesweise nannte, tatsächlich neben dem Neger Harry Wills der einzige würdige Gegner Dempseys, so daß sie Tex Rickard in Jersey City zusammenbrachte. Dempsey reichte wie gewöhnlich seinem Gegner vor dem Kampf die Hand, die dieser aber ausschlug. Das versetzte ihn in eine derartige Wut, daß er dabei beinahe seinen Titel eingebüßt hätte. Ohne jede Deckung schlug er auf seinen Gegner ein, der mit einem rechten Haken das Kinn des Weltmeisters traf, so daß dieser in mächtigem Bogen auf die Pressetribüne flog. Man wird ihm nun hier sicherlich reglementswidrig geholfen haben, denn sonst wäre Dempsey nicht vor dem ominösen „Aus“ des Ringrichters kampfbereit gewesen. Jedenfalls war er vollkommen umnachtet, und erst in der zweiten Runde kehrte sein Denkvermögen wieder. Da war es denn auch um Firpo geschehen.

Sonst stellte sich Dempsey noch dem Halbschwergewichtler Tom Gibbons um den Titel, der gegen ihn ausgezeichnet boxte und über 15 Runden nur nach Punkten verlor. Man sieht, der Weltmeister hat recht inhaltvolle Kämpfe zur Verteidigung seines Titels bestritten. Aber diese sind doch sehr selten, so daß sie seine Zeit bei weitem nicht ausfüllen. In letzter Zeit hat es für ihn an verlockenden Angeboten von Filmgesellschaften nicht gefehlt. Er hat denn auch eins, das ihm für fünf Filme eine Million Dollar garantiert, akzeptiert und ist nun schon seit Monaten in Hollywood, dem amerikanischen Filmdorado, bei der Arbeit.

Aber hier hat er allem Anschein nach nicht nur sein Talent zum Film, sondern auch sein Herz entdeckt. Jedenfalls wollen die Gerüchte nicht verstummen, wonach er sich mit der beliebten amerikanischen Filmdiva Estelle Taylor heimlich verlobt haben soll. Auf alle Fälle steht fest, daß sich Dempsey jetzt viel eleganter kleidet und auch sonst weit mehr Wert auf Äußerlichkeiten legt. Das tut bekanntlich nur ein Verliebter.

Willst du, so kannst du,

das heißt jeder Mensch, der den festen, unbeugsamen Willen hat voranzukommen und sich eine gute Stellung in der Welt zu sichern, kann dies auch erreichen. Den besten Beweis hierfür liefert der Erfinder des „strombetätigten Steuerruders“ und des „Walzensegels“, welches berufen ist, die Frachtschiffahrt der ganzen Welt umzugestalten, der große Deutsche Anton Flettner. Er fing seine Laufbahn nicht als Diplom-Ingenieur oder Dr. Ing. oder Dr. phil. an, sondern als einfacher Lehrer im Taunus. Aber er wollte weiter und so warf er sich mit Fleiß und Ausdauer auf das Studium der Technik und besonders der Luftkräfte und wurde zum weltberühmten Erfinder. Auch du kannst noch weiter vorankommen, wenn du willst. Natürlich tut es ein planloser Wunsch allein noch nicht. Du mußt auch alle deine Geisteskräfte wie Beobachtung, Konzentration, Gedächtnis, Phantasie zur höchsten Leistungsfähigkeit ausbilden, mußt lernen, deine Gefühle und dich selbst zu beherrschen, um die Hindernisse in deinem Streben zu beseitigen, und — wenn du ihn noch nicht hast — dir einen stahlharten Willen und zähe Ausdauer aneziehen. Dann wirst auch du dir einen schönen Platz sichern und den Tag glücklich preisen, an dem du dich zuerst aufgerafft hast. Willst du das erreichen, dann mach einen Anfang, indem du, wie so viele erfolgreiche Männer, einen Kurs in Poehlmanns weltbekanntester Geistesschulung durchmachst und dadurch deine Fähigkeiten und deinen Willen zu ungeahnten Höhen bringst. Bei diesem Kurs bleibst du mit dem Verfasser, dem eine 30jährige Erfahrung in der Anleitung zum Erfolg zur Seite steht, in direkter Fühlung, was den Erfolg verbürgt.

„Aus dem müßigen Träumer haben Sie einen harten Willensmenschen gemacht.“ E. M.“

„Ich war von Beruf Brauer ... Ich hatte einen Vorsprung durch Ihre Lehren und kann Ihnen mit Freuden sagen, daß alle Erwartungen übertroffen wurden. Es ist mir wie im Fluge alles Notwendige zur kaufmännischen Leitung zugeslogen. Unser Unternehmen (techn. Glaswarenfabrik) zählt heute in der Gegend mit als eines der ersten. F.A.“

Also lege auch du heute noch den Grundstein zu weiterem Aufstieg und verlange Prospekt unter Beilage einer 10 Pf.-Marke von L. Poehlmann, Amalienstraße 3, München C 169. / Wer Sprachen leicht, schnell und sicher lernen will, verlange Sprachenprospekt

Als Leser des „UHU“ erbitte ich postwendend einen Prospekt von

POEHLMANN'S GEISTESSCHULUNG

Name:

Ort:

Straße:

So hat er sich auch einer Verschönerungskur unterzogen. Das grobknochige Gesicht mit den hervorstehenden Backenknochen und dem fast tierischen Ausdruck ist völlig verschwunden; der Jack von heute hat keine eingedrückte, sondern eine feine römische Nase, aus der ein Kopenhagener Spezialist das gesamte Bein entfernt hat. Dafür ist ihm ein Stück Porzellan eingesetzt worden.

Seinen Beruf will Dempsey aber noch nicht aufgeben. Im nächsten Jahre wird er all seine hochentwickelten pugilistischen Fähigkeiten aufwenden müssen, um seinen stärksten Gegner, den Vertreter der schwarzen Rasse Harry Wills, niederzuringen. Der „schwarze Panther“, wie man Wills drüben nennt, besiegte erst vor wenigen Monaten den Argentinier Firpo. Damit hat er sich als bester Schwergewichtler nächst Dempsey erwiesen, denn bis auf dessen ehemaligen Trainingspartner Jack Renault hat niemand gegen ihn Aussicht auf Erfolg. Der Kanadier Renault ist indessen so gut, daß ihn Tex Rickard, der sich auch aus den kleinsten Anfängen heraus — vom Kuhhirten bis zum größten Promoter der Welt — emporgearbeitet hat, im Frühjahr mit Wills zusammenbringen will. Wer von beiden siegt, soll mit Dempsey um den Titel boxen.

Der Weltmeister erhält als Kampfgage die Kleinigkeit von 500 000 Dollar. Das ist viel Geld, aber seine sämtlichen Titeltkämpfe brachten ihm ähnlich große Summen. Gegen Georges Carpentier am 2. Juli 1922 verdiente er 300 000 Dollar, gegen Tom Gibbons am 4. Juli 1923 265 000 Dollar und bei seinem fürchterlichen Zweirundenkampf mit Firpo am 14. September 1923 425 000 Dollar. Daß es diesem Dollarmillionär natürlich nur ein Lächeln abringt, wenn man ihm die für europäische Begriffe außerordentlich hohe Summe von etwa 400 000 Mark für einen Kampf auf dem Kontinent offeriert, ist nur zu verständlich. Aber nicht nur die mangelhafte Börse, sondern auch die fehlenden Gegner lassen den Gedanken, daß Dempsey in Europa in den Ring steigt, absurd erscheinen. Ungeachtet dessen will aber Jack Dempsey doch im Frühjahr eine Erholungsreise nach Europa antreten.

DAVID UND GOLIATH

Fortsetzung von Seite 68

Sie sich für mich interessieren?“ — Es kam mir vor, wie wenn sie nach Luft schnappte. — „Denn sehen Sie,“ fuhr ich fort, „ich kann Ihnen doch nicht gut einen Heiratsantrag machen, wenn Sie mich nicht gern haben, nicht wahr?“

Nun überlege mal, imaginärer Leser, was du tun würdest, wenn du ein junges Mädchen wärst und ein junger Mann, den du ganze zweimal in deinem Leben gesehen hast, eine Unterhaltung auf die Weise begonnen hätte!

Marion lachte; etwas nervös zwar, aber — sie lachte! Bemerkte ich schon, daß sie ein ganz entzückendes Lachen hat?

„Lieber Herr Stöppts,“ sagte sie, „lassen Sie uns ein Kompromiß schließen: erzählen Sie mir etwas von sich selber, und warten Sie noch ein bißchen mit dem Heiratsantrag, ja?“ —

„Ein bißchen,“ stimmte ich zu, „aber vergessen Sie nicht: nur ein bißchen!“

Sie erwiderte nichts, und es war zu dunkel, um ihr Gesicht erkennen zu können. Sagte ich schon, daß sie ein herrliches Gesicht hat?

„Ich bin“, begann ich, „keineswegs gewohnt, mich auf diese Weise bei jungen Damen einzuführen, Fräulein Marion.“

„Wirklich?“ unterbrach sie mich. „Keineswegs?“

„So sagte ich!“ fuhr ich ernsthaft fort. „Aber besondere Umstände veranlassen mich diesmal dazu. Diese Umstände sind Sie! Wirklich, ich hab' noch nie ein Mädel wie Sie getroffen. Sie —“

„Ich weiß, ich weiß; aber Sie wollten mir doch von sich selber erzählen.“ —

„Bitte unterbrechen Sie mich nicht. Ich beweise nur meinen guten Geschmack.“

Lebensweisheiten

Was man von

„Rheila-Perlen“

des Apothekers A. Diedenhofen, Uerdingen am Rhein

denkt und sagt:

„Perlen bedeuten Tränen“

sagt Lessing in Emilia Galotti. Aber da dachte er nicht an die „Rheila-Perlen“, denn diese trocknen die Tränen des schwer und qualvoll Hustenden.

*

„Du hast Diamanten und Perlen“

heißt es im Liede — und gemeint sind die „Rheila-Perlen“, denn es heißt weiter: „Mein Liebchen, was willst du mehr“ — gegen deinen Husten.

*

„Meine Riecke und meine Guste sind Perlen“

sagte Frau Raffke zu Frau Piefke und dachte dabei dankbar daran, wie jene beiden ihr geraten hatten, die erprobten „Rheila-Perlen“ den böse hustenden Kindern zu geben.

*

Bismarck sagte einmal im Abgeordnetenhaus:

„Der Wert einer Perle hängt für mich sehr von ihrer Farbe ab, ich bin darin etwas wählerisch“ und vergaß dabei die „Rheila-Perlen“, deren schnell jeden Husten beseitigender Wert in ihnen selbst liegt.

*

Bei der nächsten Erkältung kaufen Sie nur

„Rheila-Perlen“!

Zu haben in einschläg. Apotheken u. Drogerien.

1864 — 1924



Vom Webstuhl zum Wäschschrank

liefert vorzügliche
Leinen- und Baum-
wollstoffe, Herren-
und Damenwäsche,
Tisch- u. Bettwäsche,
Brautausstattungen

Leinenweberei und Wäschefabrik

W. THIEL & SOHN

Wüstewaltersdorf
i. Eulengebirge, Schlesien

Gegründet 1864

Preislisten m. Abbildungen u. Mustern postfrei

Wie ich bereits sagte, ich habe noch nie ein Mädel wie Sie getroffen und —“

„Sie weichen vom Thema ab, Herr Stöppls!“

„Niemals, Fräulein Marion. Ich denke doch dauernd an Sie. Seitdem ich Sie gesehen hatte, bin ich — habe ich — also machen Sie mir's Leben nicht so schwer. Geh'ns, fragen's mich, was Sie wissen wollen, und ich werde Ihnen antworten. Abgemacht?“

Wieder lachte sie. Wir näherten uns einer Miniaturausgabe des Colosseums in Rom.

„Vorwärts!“ sagte ich.

„Nein, ich wohne hier.“

„Das meine ich nicht! Sie sollen mich fragen!“

„Schön. Dann will ich Sie fragen, ob Sie und Charlie Sonntag nachmittag zu mir kommen wollen. Sind Sie jetzt zufrieden?“

„Nur vorläufig!“

Sie drehte sich plötzlich um: „Ich will nicht —“

„Sie wollen nicht?“ fiel ich ihr ins Wort. „Aber Sie werden!“

Und so verging der Abend.

Wenn ich das jetzt so überlese, wundere ich mich, wo ich damals die Courage her hatte, wo mir doch augenblicklich das Herz so tief in die Hosen gefallen ist, daß es meine Fußsohlen kitzelt!

(Brief an die Eltern des Herrn Stöppls.)

29. Januar 1924.

Meine Lieben!

Es wird mir immer schleierhaft bleiben, wie Ihr es fertig bringen konntet, die Anisplätzchen so schnell zu schicken. Jedenfalls, so schnell sie auch kamen, sie waren noch schneller verschwunden. Hätte ich eine halbe Stunde nach ihrem Eintreffen mich an der Präsidenten- oder Bürgermeisterwahl beteiligen wollen, ich hätte alle verfügbaren Stimmen im „See-

hund“ bekommen. Nie ist jemand innerhalb von 30 Minuten so populär geworden. Sogar Frau Leonidas Holzei versicherte mir, sie wären vorzüglich, und „ob nicht die Frau Mama so freundlich sein wollte und ihr gütigst das Rezept überlassen“.

Freute mich, zu hören, daß Herr Lep- pel eine so gute Meinung von „Goliath“ hat. Herr Goliath ist wirklich sehr nett, und wenn Ihr bedenkt, daß ein kleines Heer von Angestellten nur für ihn beschäftigt ist, und daß er trotzdem ganz einfach und liebenswürdig ist, werdet Ihr verstehen, warum ich für ihn schwärme. Ich habe jetzt zwar erst mit meiner Tätigkeit begonnen, aber sie gefällt mir schon sehr gut, und das ist die Hauptsache. Meine Kollegen sind alle sehr freundlich und höflich. Mein nächster Chef, Herr Wallopp, ist ein bißchen pedantisch — aber das ist nicht so schlimm. Ich habe eine Menge netter Leute kennengelernt: außer Charlie Duff, den ich ja schon von früher kannte, vor allem einen prachtvollen alten Doktor, der Vincent heißt, usw. Kennt Ihr vielleicht zufällig jemand namens Wendelin?

Der Regen scheint eine Vorliebe für diese Gegend zu haben, denn es schüttet hier den ganzen Tag.

Vorläufig werde ich die Sonntage nicht bei Euch verbringen können, fürchte ich; ich muß mich hier erst etwas einleben und Geld sparen!

Vergeßt nicht, das Tageblatt regelmäßig zu schicken, und sagt Billie, daß ich bald mal was von seinen dichterischen Versuchen darin gedruckt zu sehen hoffe.

Bald mehr.

Grüße und Küsse
David.

LEO SLEZAK

Meine sämtlichen Werke

20.-31. Tausend

Mit 16 Abbildungen

In Halbleinen gebunden GM 4.—

A u s d e m I n h a l t :
Wie ich zum Theater kam — Das Gehirn des Tenors — Reisen in Amerika — Warum ich nicht Gutsbesitzer in Kanada wurde — Pleite — Mein erstes Gastspiel in Prag — In Bayreuth — In London — Im Wunderland Italien — Mein erster Orden — Meine Managerie — Kinoaufnahme — Flucht aus Rußland — Alexander Girardi — Gustav Mahler usw.

Wäre sein Name als der eines gottbegnadeten Gesangskünstlers nicht in der ganzen Welt bekannt, er hätte sich in die Herzen einer riesigen Lesergemeinde hineingeschrieben mit seinem köstlichen Skizzenbuch aus seinem Leben: „Meine sämtlichen Werke“, aus dem der ganze goldene Humor, die tiefe Güte, mit einem Wort: der ganze prächtige Mensch auf jeder Seite spricht.
(Neues Wiener Journal.)

Durch jede
gute Buchhandlung zu beziehen.
Wo keine Buchhandlung erreichbar, auch
direkt durch den

ERNST ROWOHLT VERLAG
BERLIN W 35

(Brief an Herrn Goliath von Herrn Stöppts.)

30. Januar 1924.

Sehr geehrter Herr Goliath!

Er war häßlich wie die Nacht!

Er war arm wie eine Kirchenmaus!

Aber seine Frau liebte ihn!

Denn er war ein Genie! Er konnte seinen Schlips ohne ihre Hilfe binden!

In der Abteilung für Herrenkleidung erteilter Unterricht im Verfertigen eines eleganten Krawattenknotens wäre von wohltätiger Wirkung:

für die Abteilung für Herrenkleidung,
für das Warenhaus „Goliath“,
für die Menschheit!

Ihr sehr ergebener
David Stöppts.

(Auszug aus dem Tagebuch des Herrn Stöppts.)

4. Februar 1924.

Traf heute Charlie Duff. Teilte ihm Marions Einladung für Sonntag mit und bat ihn, sie vorher mal zu besuchen und ihr zu erzählen, wer ich eigentlich bin und was ich tue; sie hat ja noch keine Ahnung. Ich ließ ihm vollkommen freie Hand, und er sagte zu. Einen guten Wink gab er mir schon: er erzählte mir, daß Marion Donnerstags immer zu Hause ist. Das werde ich mir merken. Charlie war heute merkwürdigerweise nicht gut auf Sylvia Hartwig zu sprechen. Scheint, daß sie vor ein paar Jahren einen Mann mit rotem Schnurrbart angelächelt hat, und jetzt plagt ihn die Eifersucht. Lud mich zu einer kleinen Spritztour ein; mußte natürlich abschlagen — bei 15 Dollar wöchentlich. Charlie ist ein anständiger Kerl. Bot mir seine Unterstützung an, bis ich genug verdienen würde, um anständig zu

leben. Hat mächtig viel Geld, Charlie D. Aber ich bin ja auch ganz glücklich und zufrieden und werde möglicherweise bald noch viel glücklicher sein. Wer weiß! Donnerstag wird sich's herausstellen! Hatte Brief von zu Hause. Das Städtchen hat jetzt seine Sensation, scheint's: Leppel hat das Warenhaus Karbock in Winchell aufgekauft. Für 40 000 Dollar! Kann mir die Aufregung vorstellen. Tüchtiger Kerl, Leppel!

(Brief an Frl. Marion Wendelin von Herrn Stöppts.)

5. Februar 1924.

Liebes Fräulein Marion!

Da Sie ja doch jetzt die Unterschrift schon gelesen haben werden und wissen, von wem dieser unerwartete Brief kommt, werden Sie über die Mitteilung nicht erstaunt sein, daß ich Donnerstag abend bei Ihnen vorsprechen und mich erkundigen werde, ob Sie zu Hause sind.

Mit herzlichstem Gruß

Ihr

David Stöppts.

(Extrablatt des „Oriole Anzeiger“ vom 5. Februar 1924.)

**Eliston
in Flammen!**

**Geschäftsviertel
völlig ausgebrannt!**

TAI TAI

Ihr
Lieblings
Parfum



J. G. MOUSON & Co GEGR. 1798 IN FRANKFURT A. M.

Lodenmäntel nach Maß



Wintermantel
„Nimrod“

Allerbeste
reinwollene
Qualitäten

*
Sehr vorteilhafte
Preise durch
Ausschaltung
des Zwischen-
handels

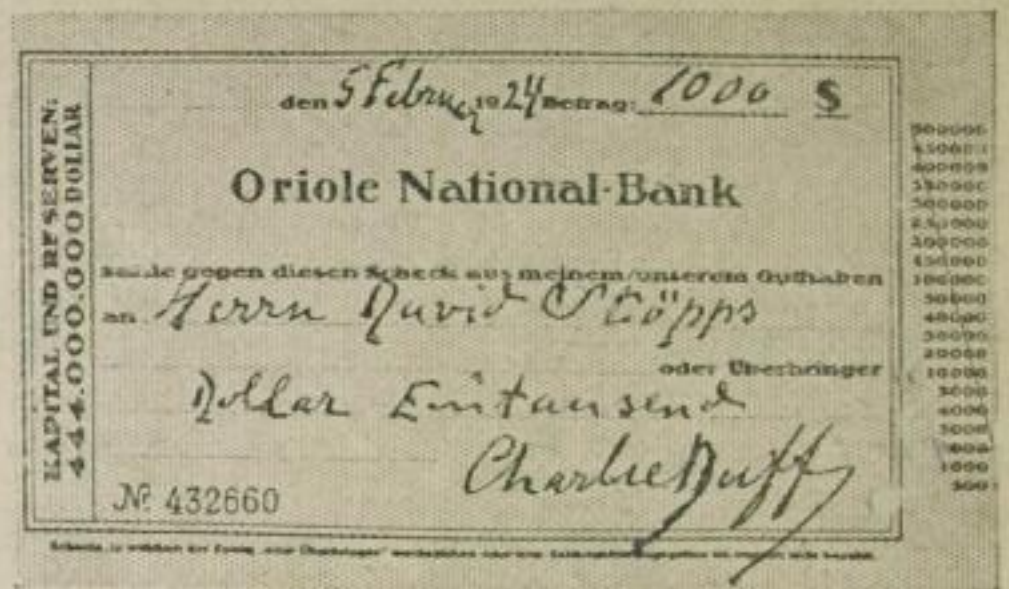
**Schlesisches Loden-
mäntel-Versandhaus**
Karl Roegner
Liegnitz

Nur eigene, seit 18 Jahren bewährte Fabrikate.
Anfertigung und Lieferung in Zwangsfällen innerhalb
24 Stunden. Muster und Preisblatt A auf Wunsch.



Der Fahrmantel
der vornehmen Welt ist der
Schlesische Magnaten-Mantel

(Scheck auf die Oriole National Bank
vom 5. Februar 1924:)



(Telegramm aus Clifton an Herrn Georg Whitney,
Oriole:)

5. Februar 24. Gelegen-
heit eintrifft morgen früh
neun Uhr. Muss Sie dringend
sprechen! Wichtig!

David Stöpps

(Auszug aus dem Tagebuch des Herrn Stöpps.)

5. Februar 1924.

Ich kann es noch gar nicht glauben!

Also, — heute morgen schrieb ich ein paar Zeilen an Marion und lud mich für Donnerstag abend ein. Als ich den Brief gerade eingeworfen hatte und ins Geschäft gehen wollte, sah ich das Extrablatt: Clifton in Flammen. Hatte erst wegen der Eltern mächtig Angst, las dann aber, daß es sich nur ums Geschäftsviertel handelt, von dem unser Häuschen, Gott sei Dank, gute drei Meilen entfernt ist. Aber dann fiel mir Leppel ein! Lepfels Warenhaus, mitten im Geschäftsviertel! Und ich sauste wie ein geölter Blitz nach Charlie Duffs Wohnung. Der lag noch im Bett. „Hör' zu!“ rief ich atemlos, „ich brauche tausend Dollar!“

Er machte die Augen wieder zu.

„Ich kenne viele,“ sagte er in beruhigendem Tone, „die noch viel mehr gebrauchen könnten.“

„Idiot!“ schrie ich, „ich sage dir, ich brauche sie dringend!“

„Drück' auf die Klingel, mein Junge,“ murmelte er schon halb wieder im Schlaf, „Martin bringt dir dann einen schönen kalten Eisbeutel und —“

Ich hatte keine Zeit, lange zu diskutieren. Ich zerrte ihn aus dem Bett und kritzelte eine Quittung über 1000 Dollar.

„s ist kein Witz, Charlie. Gib mir den Scheck. Ich fahre nach Hause. Es hat dort gebrannt!“

Er wurde sofort ernst, und in fünf Minuten saß ich im Auto, um den Zug nach Clifton noch zu erreichen.

Erst als ich schon unterwegs war, überlegte ich mir mein Vorhaben richtig, und, weiß Gott, mir war nicht wohl zumute. Das erste, was ich bei meiner Ankunft tun mußte, war, mich mit Herrn Leppel in Verbindung zu setzen. Ich war sicher, ihn daheim anzutreffen, und ließ mich sofort nach seiner Villa fahren. Die Götter waren mir gnädig!

„Ist Herr Leppel zu Hause?“ fragte ich das Mädchen.

„Er ist für niemand zu sprechen“, erwiderte sie.

„Das weiß ich; deshalb bin ich hergekommen,“ sagte ich gelassen, „sagen Sie ihm, daß ein Geschäftsfreund aus Oriole ihn zu sprechen wünscht.“ Ich gab ihr meine Karte.

Und ich folgte ihr auf den Fersen!

Er saß in der Bibliothek, etwas müde zwar, aber keineswegs entmutigt aussehend.



Sie können lästiges Haar mit dauerndem Erfolg beseitigen

UND JETZT ist es möglich, nicht nur das Haar zu entfernen, sondern Haarwuchs zu verhüten! Wo immer Sie lästiges Haar haben, auf dem Nacken, den Armen, Achseln oder Beinen. Out entfernt es mit erstaunlicher Wirksamkeit. Welche Freude, wenn Sie sehen, daß es sofort und leicht möglich ist, diese Haare mit der Wurzel tatsächlich herauszuheben — hunderte in einem Augenblick — und den Haarwuchs zu zerstören und dabei ganz harmlos und ohne Schmerz.

SCHNELL WIE DER WIND

können Sie sich selbst von lästigen Haaren befreien. Und bedenken Sie: Sie haben das Haar nicht nur an der Oberfläche entfernt, sondern Sie haben die Wurzeln angegriffen und den Wuchs zerstört.

JETZT IST DER TAG,

zögern Sie nicht. Falls Sie Out noch nicht angewendet haben, werden Sie über die erstaunlichen Resultate verblüfft sein. Gebrauchen Sie Out einmal, und Sie werden niemals einen anderen Haarentferner mehr anwenden. Der Preis ist im Verhältnis zu anderen Präparaten billig, wenn Sie die Vorzüge von Out in Betracht ziehen, er beträgt M15.—



WENN ABER FALTEN UND RUNZELN IHR KUMMER SIND,

so gebrauchen Sie das neue „Uradia“ — die letzte Erfindung zur Verjüngung des Teints. Dieser eigenartige radio-aktive Sand entfernt Altersspuren, unreine Haut, Röte. Ein Karton enthält sechs Packungen. Prospekt frei. M 6.—

Pasta Divina weltbekannte Haut-Nähr-Creme zur Verschönerung und Pflege der Haut. Gegen Falten und Runzeln. Garantiertes Erfolg. M 1.25, 2.75, 6.—

Ebee-Schäl-Paste, gegen alle Hautunreinheiten, Mitesser, großporige Haut usw. Erneuert die Haut ohne jede Reizung. Zahlreiche Anerkennungen. Von Ärzten empfohlen! M 8.—

Augenfeuer macht die Augen ausdrucksvoll und glänzend, der Blick wird lebhaft, dunkle Schatten verschwinden. Garantiert unschädlich. M 3.—

TEPLITZ - SCHÖNAU
Meißner Straße 26

Frau Elise Bock G. m. b. H.

BLN. CHARLOTTENBURG 44

Kantstraße 158

Er deutete auf einen Stuhl.

„Herr Leppel,“ begann ich ohne Umschweife, „es ist mir bekannt, daß Sie das Karbock-Warenhaus in Winchell aufgekauft haben?“

Er nickte.

„Ich bin hergekommen,“ fuhr ich fort, „um Ihnen ein Angebot für das gesamte Warenlager zu machen, vorausgesetzt, daß sich alles noch in Winchell befindet.“

„Es ist noch dort!“

„In diesem Falle“, sagte ich, möchte ich eine Option auf den Kauf dieser Waren erlangen, vorausgesetzt, daß sie sich bei Prüfung zufriedenstellend erweisen, und bin zu diesem Zwecke bereit, sofort eine Anzahlung von 1000 Dollar zu leisten.“

Ich legte das hin wie einen Hamlet-Monolog. Ich glaube, ich wußte damals selber nicht, was ich eigentlich sagte; aber trotzdem hörte sich's nicht übel an.

„Ich kann Ihnen ruhig sagen,“ begann Herr Leppel, „daß das vermaledeite Feuer mich aller flüssigen Mittel beraubt hat. Ich brauche Bargeld! Ich habe Karbock 43 000 Dollar bezahlt und —“

„All right, Herr Leppel,“ unterbrach ich ihn, „dann werde ich Ihnen ein sofortiges Angebot machen. Ich biete Ihnen für das Lager dieselbe Summe, die Sie bezahlt haben. Wenn Sie das Zeug behalten, müssen Sie für Lagerung, Versicherung und eine gewisse Wertverminderung aufkommen; ich deponiere, wie gesagt, sofort 1000 Dollar und überweise Ihnen den Rest innerhalb 72 Stunden.“ Ich machte eine Pause.

„Darf ich fragen, welche Firma Sie vertreten?“

Ich zögerte einen Augenblick. „Um die Wahrheit zu sagen, ich mache das Geschäft für mich selber.“

Er überlegte kurz. „Gut, Herr Stöppls,“ sagte er schließlich, „ich nehme Ihr Angebot an. Aber unter der Bedingung, daß die Waren nicht hier in Clifton verkauft werden, denn ich darf mir unter den augenblicklichen Verhältnissen keine Konkurrenz auf den Hals laden.“

„Selbstverständlich!“ sagte ich, wie wenn ich jeden Tag für 43 000 Dollar Waren zu kaufen gewohnt wäre, „selbstverständlich!“

Er setzte sich an seinen Schreibtisch, nahm einen Bogen Papier und begann zu schreiben. „Sie machen kein schlechtes Geschäft, Herr Stöppls,“ bemerkte er, als er fertig war, „vorausgesetzt, daß Sie sofort Abnehmer bei der Hand haben.“

Er unterzeichnete den Vertrag, und ich legte zehn Hundertdollarnoten auf den Tisch.

„Besitzen Sie vielleicht ein Verzeichnis der Karbockschen Waren, Herr Leppel?“

„Bitte schön, Herr Stöppls!“ Und mit dem Verzeichnis des gesamten Inventars des Warenhauses Karbock in Winchell in der Tasche verließ ich das Haus — um mich zunächst mal auf die nächste Bank zu setzen und mir mit meinem Hut Luft zuzufächeln. Hatte gerade noch Zeit, auf einen Sprung zu den Eltern zu gehen, an Goliath zu depeschieren und den Abendzug nach Oriole zu erwischen. Bin gespannt, was morgen passiert, und etwas beunruhigt, daß Marion vielleicht doch nicht an Liebe auf den ersten Blick glaubt.

★ ZIMMERLI ★

UNTERKLEIDER




*Gestrickt,
bürgen durch
Elastizität
für
tadellosen Sitz*

CIBULKA
UJ

SÜDDEUTSCHE TEXTILWERKE (ZIMMERLI & CO.) G.M.B.H.
HERBOLZHEIM I./ BR.

**mensch
begreife**



**opus
seife**

Unser Schlager:

Silesia-Extra die
duftende
Familienseife

Opus A.-G.
BRESLAU X

(Zettel, den Frl. Marion Wendelin in einem Strauß roter Rosen fand.)

Liebe Marion!

Wenn ich Ihnen nicht auf der Stelle erkläre, daß ich Sie liebe, explodiere ich. Und wenn ich explodiere, kann ich's Ihnen nicht Donnerstag abend sagen — also sag' ich's Ihnen lieber jetzt.

David.

(Auszug aus dem Tagebuch des Herrn Stöppts.)

6. Februar 1924.

Diesmal brauchte ich nicht auf Goliath zu warten. Wurde sofort vorgelassen, und er sah mich erwartungsvoll an.

„Herr Goliath,“ ging ich gleich auf die Sache los (denn er war es ja schon gewohnt, Überraschungen durch mich zu erleben), „Herr Goliath, ich bin im Besitz einer Option auf das sämtliche Inventar des Warenhauses Karbock in Winchell. Die Option erlischt übermorgen. Ich bitte Sie, das Lager daraufhin zu besichtigen, ob Sie Interesse dafür haben.“

Er sagte kein Wort und sah mich sonderbar an.

„Was haben Sie?“ fragte er gedehnt.

Ich gab ihm den Kontrakt und das Lagerverzeichnis. Er las beides sorgfältig durch und machte „Hm!“.

„Junger Mann,“ sagte er, „sind Sie sich bewußt, daß 1000 Dollar für Sie auf dem Spiele stehen? Sie besitzen ja noch nicht mal einen Zeugen für die Abmachung!“

„Ein von Leppel in Clifton unterschriebener Vertrag braucht keinen Zeugen!“ erwiderte ich gekränkt.

Herr Goliath lächelte. „Das muß ich ihm erzählen.“

Dann hob er einen Finger, wie wenn er zu einem zehnjährigen Schuljungen

sprache, und sagte väterlich: „Also, junger Mann! Jetzt mal langsam, deutlich und ohne Aufregung!“

„Na ja, also ich hörte von meinen Eltern und las im ‚Cliftoner Tageblatt‘, daß Herr Leppel das Warenhaus Karbock in Winchell aufgekauft und etwa 40 000 Dollar dafür bezahlt hatte. Als ich gestern hörte, daß sein Geschäft niedergebrannt sei, dachte ich, daß ihm das Lager ein Stein am Bein sein würde, wenn er es nicht sofort loswerden könnte. Und da pumpte ich mir 1000 Dollar, fuhr hin und — und —“

Ich wußte auf einmal nicht mehr, was ich sagen sollte, schwenkte meine Arme hilflos in der Luft herum und legte auf einmal wieder mit großer Ernsthaftigkeit los: „Herr Goliath, ich bin Ihr Angestellter. Ich habe Interesse an Ihrem Geschäft. Ich habe mir gesagt: was Sie am meisten brauchen, ist so ein Ausverkauf — unten im Parterre, wissen Sie —, wo alles wirklich billig ist und, wenn die Sache richtig gemanaget wird, alles auch verkauft wird. Und, sehen Sie, dieses Lager gibt Ihnen gerade die Gelegenheit, einen ‚fabelhaften einmaligen Saison-Ausverkauf zu konkurrenzlosen Preisen‘ zu eröffnen, für den Sie jede Hausfrau in ganz Oriole dreimal segnen und heiligsprechen wird!“

Herr Goliath klopfte gedankenvoll auf seinen Schreibtisch mit dem Lineal. „Das Karbock-Lager! Hm, hm! Uff! Tja! Hm! Na, Herr Stöppts, ich werde mal mit Herrn Dickenson, unserem Einkäufer, reden und hören, was er dazu meint. Was Ihren Vorschlag bezüglich des Ausverkaufs — unten im Parterre, wissen Sie — anbelangt, so war das schon von den Ge-

Formasana



der ideale Leib- u. Schönheitsgürtel
für Damen und Herren

Der
Formasana-
Gürtel
erzielt:

**Wohlbefinden, Kraft-
steigerung, Gestalt- u.
Formschönheit durch
elastische Haltung des
Leibes und seiner
Organe in natur-
gegebener Lage**

Zu haben in allen einschlägigen Geschäften,
wo nicht, werden Bezugsquellen nachge-
wiesen. Verlangen Sie heute noch meine
ausführl. illustr. Broschüre gratis u. franko.

M. BENTHIN
GÖRLITZ i. Schl. U
Jakobstraße 33

schäftsleitern seit einiger Zeit beabsichtigt.“

„Den Geschäftsleitern!“ echote ich erstaunt, da ich gehört hatte, daß Goliath der Alleinhaber sei.

Herr Goliath lächelte. „Jawohl,“ sagte er, „den Geschäftsleitern.“

Ich machte kein freudiges Gesicht zu dieser Mitteilung.

„Also mein lieber David,“ fuhr er fort, ohne sich was merken zu lassen, „— Sie haben doch nichts dagegen, daß ich Sie David nenne? — ich schlage vor, Sie kommen heute nachmittag um 2 Uhr nochmal her, und ich sage Ihnen, was Herr Dickenson zu der Sache meint. Wenn wir das Zeug übernehmen, wird's bestimmt Ihr Vorteil sein; wenn wir's nicht tun, werde ich versuchen, die Angelegenheit so einzurenken, daß Sie Ihre 1000 Dollar nicht verlieren. — A propos, essen Sie doch mit mir zu Abend! Donnerstags bleibe ich immer zu Hause.“

Ich nickte stumm zum Zeichen des Einverständnisses, als mir plötzlich bei den Worten „— Donnerstags zu Hause“ einfiel, daß heute Donnerstag war, Donnerstag, der schönste Tag der Woche, Donnerstag, an dem ich Marion zum erstenmal allein treffen sollte! Ich wußte nicht, wie ich mich herausreden sollte. Goliath mußte wohl mein unglückliches Gesicht bemerkt haben, denn er fragte:

„Was ist los?“

„Es tut mir so leid,“ stotterte ich, „aber ich — ich —“

„Ach so!“ lachte der Gewaltige, „ich verstehe! Sie würde böse sein! Na, mein Sohn, machen Sie sich deswegen keine Sorgen. Und wenn Sie sie treffen, können Sie ihr mitteilen, daß Ihr Gehalt in Zu-

kunft für zwei reichen wird! — Also, ich erwarte Sie heute nachmittag; bitte warten Sie etwas, wenn ich mich verspäten sollte. Ich habe meine Nichte zum Essen eingeladen. Sie wissen ja, wie Frauen sind.“

Und so sitze ich jetzt hier und warte, bis es zwei Uhr ist. Und denke an heute abend. Und an Marion —.

8. Februar 1924.

Mir schwirrt noch der Kopf, wenn ich an gestern denke und alles, was da passierte. Ich weiß gar nicht, ob ich mich jetzt noch durchfinde.

Pünktlich zwei Uhr saß ich im Vorzimmer und wartete auf Herrn Goliath, der eine halbe Stunde später kam. Er lachte, als er mich sah, faßte mich unter den Arm und führte mich in sein Privatbureau. „David, Sie haben Schwein! Wir wollen das Lager kaufen. Herr Dickenson erzählte mir sogar, daß er seinerzeit selbst versucht hatte, das Lager für uns zu erwerben, aber Leppel kam ihm zuvor. Und dann noch eins: die Geschäftsleiter haben bestimmt, daß ich zu meiner Entlastung dringend einen vertrauenswürdigen Sekretär brauche, der ein Anfangsgehalt von 3500 Dollar im Jahr verdienen würde, und es wurde einstimmig beschlossen, die Stelle Herrn David Stöppts anzubieten.“

Ich glaubte eine Zeitlang, ich litte an akustischen Halluzinationen! Bis Herr Goliath mich auf ein Klopfen an der Tür aufmerksam machte, ein eigenartiges Klopfen: zwei ganz kurze Schläge, eine Pause, und dann noch einer.

„Machen Sie bitte auf, David! Das ist ein den Direktoren vorbehaltenes Klopfzeichen.“

Ich ging zur Tür und fand mich vis-à-vis einer jungen Dame, die sich krampfhaft bemühte, ein unschuldvolles Gesicht zu machen.

„Hallo, Marion!“ strahlte Goliath, „Du kommst gerade recht, um Herrn Stöppts unser Angebot annehmen zu hören. Verzeihung übrigens, ich habe ja noch nicht vorgestellt; gestatten Sie: Fräulein Marion Wendelin, meine Nichte, und außerdem mein einziger Kollege in der Geschäftsleitung — Herr David Stöppts, mein neuer Sekretär.“

Ich verbeugte mich, unfähig, ein Wort zu sprechen.

„Wir müssen David gelegentlich mal zum Essen einladen, Marion.“ Er zwinkerte mich unter buschigen Augenbrauen hervor an. „Heute kann er leider nicht kommen. Er muß einer jungen Dame mitteilen, daß sein Gehalt für zwei reichen wird.“

Ich sah zu ihr hin. Sie hielt die Augen gesenkt und spielte mit irgendwas, das auf dem Schreibtisch lag. Plötzlich sah sie auf, und mir schoß das Blut in die Schläfen.

„Wenn Herrn Stöppts sonst nichts abhält,“ sagte sie ganz, ganz langsam und ganz, ganz zart, „dann können wir ihn wohl zum Abendessen erwarten, Onkelchen.“



(Berechtigte Übertragung
von George F. Salmony.)



GOERZ Largon Brillengläser

Gleichmäßige Sehschärfe
bis zum Rande, ohne jede
Anstrengung für das Auge

Exakte Ausführung
Vollendete Politur
Bezug durch die Optiker
Drukschriften kostenlos



Optische Anstalt
C. P. Goerz A. G., Berlin-Friedenau

Verhängnisvolle Schönheit

Fortsetzung von Seite 86

So war in der Balkanhauptstadt durch eine Frau eine Krone gewonnen und verloren worden, und eine einst kraftvolle Dynastie hatte blutig geendet. Um eine Krone war es auch etwa ein Jahrzehnt vorher gegangen, und um eine der ältesten Europas dazu, und auch dieser Kampf, heraufbeschworen durch ein schönes Weib, fand sein blutiges Ende zwischen den vier Wänden eines fürstlichen Schlafzimmers. Wir nennen gewöhnlich diese Historie „Das Drama von Mayerling“.

Wir wissen von der unglücklichen und unheilbringenden Heldin dieses Dramas, der jungen, schönen Baronesse Maria von Vetsera, nur wenig, hatte die Zwanzigjährige doch kaum zu leben begonnen, als sie sterben mußte. Ein Kind der Wiener Gesellschaft, die in der Mischung ihrer Rassen so viele reizvolle Schönheit hervorgebracht hat, aus wenig angesehener Familie und wenig begütert, hat das junge Mädchen nur einen einzigen Reichtum, ihre pikante und rassige Schönheit. Einer ihrer entfernten Vettern, ein Grieche, der bekannte Herrenreiter Hektor Baltazzi, verliebt sich in sie, und sie verlobt sich mit ihm. Durch ihn wird sie in den Kreis seiner Freunde vom Turf und Spieltisch, in jene Wiener Jeunesse dorée eingeführt, meist zügellose Lebemänner, die auch der Kronprinz Rudolf von Österreich zuweilen als Trink- und Jagdgenossen um sich scharf. Sowie der Thronerbe diesem Mädchen begegnet, ist er ihr verfallen, und auch sie widersteht der stürmischen Werbung des Prinzen nicht, sie wird seine Geliebte.

An jenem verhängnisvollen Abend waren einige Herren, darunter auch der Bräutigam der Baronesse Vetsera, Baltazzi, in Mayerling zu einem Jagdsouper geladen. Es ist niemals mit Sicherheit festzustellen gewesen, ob die Baronesse dieser Mahlzeit beiwohnte, und kein Mitglied der kleinen Tischgesellschaft hat über die Vorgänge in der Nacht Aussagen gemacht. Der Kammerdiener des Kronprinzen, der nach dem amtlichen Protokoll den Kronprinzen und die Baronesse tot mit durchschossener Schläfe im Bette fand, lebt nicht mehr. Baltazzi ist tot, und von den

anderen, soweit sie noch leben, hat keiner der amtlichen Darstellung widersprochen. Die gewichtigsten Einflüsse des Wiener Hofes waren tätig, um alles denkbare Dunkel über die Beziehungen des Kronprinzen zur Baronesse Vetsera zu breiten. Ihre Mutter verschwand aus Wien. Die Tochter wurde so heimlich eingescharrt, daß man jahrelang nicht wußte, wo sich ihr Grab befand. Der Teil des Schlosses Mayerling, wo sich das Schlafzimmer des Kronprinzen und der Speisesaal befanden, wurde niedergerissen und zu einer Kirche umgebaut, der ganze Besitz einem Nonnenorden geschenkt, der die Aufgabe hat, für das Seelenheil des Kronprinzen zu beten. Für die verlorene Seele der schönen Vetsera betet keiner.

Im Falle der Königin Draga sowohl wie in dem der Baronesse Vetsera ist manches Geheimnis, das Licht auf die Charaktere dieser Frauen werfen könnte, verborgen geblieben, politischer Haß und geschickte Verdunkelung sind allzusehr im Spiele gewesen, als daß die Gestalten der beiden Frauen anders als in schwachen Umrissen sichtbar werden könnten. Wie anders ist dies bei der merkwürdigen Erscheinung einer Frau, wie der Gräfin Maria Tarnowska, des modernen Urbildes der dämonischen Schönheit, die wie eine entfesselte Naturkraft in das Leben der Männer fällt, die das Unglück haben, sich ihr zu nähern.

Maria entstammte dem alten russischen Grafengeschlecht der O'Rurk, ihr Vater war General, in der Petersburger Hofluft wächst sie auf, dort, wo sich, wie nirgends in der Welt, wilde asiatische Machttriebe mit westlichem Zivilisationsraffinement mischen. Sie wurde die Gattin des reichen polnischen Magnaten Grafen Tarnowski, der ein Sklave der berückenden, rotblonden schlanken Frau wurde und ihr alle denkbaren Wünsche erfüllte. Diese anfangs glückliche Ehe, der ein Knabe entspringt, gerät aber bald ins Wanken. Ein junger Gardeoffizier in Petersburg nähert sich ihr, der betrogene Gatte schießt ihn im Duell nieder, und die Gräfin, die vor seinem Zorn zittert, flieht mit ihrem Kinde nach Kiew. Dort betraut sie den angesehenen Rechtsanwalt Prylukow mit der Einbringung der Scheidungsklage. Der Advokat verliebt

Kölnisches Wasser von besonderer Feinheit



Lavendel-Orangen

Erfrischend und nervenstärkend

Lavendel Orangen Seife

*Mit dem erfrischenden Duft von
Kölnischem Wasser Lavendel Orangen*

Jünger & Gebhardt, Berlin

R B

Barmenia

Versicherungsbank
für Mittelstand u. Beamte
D. a. G. zu Barmen

Die Kranken- versicherung

DES SELBSTÄNDIGEN MITTELSTANDES
DER BEAMTEN / LEHRER
UND FREIEN
BERUFE

Unübertroffen
IN DEN LEISTUNGEN

Mehr als 300
Verwaltungsstellen in
Deutschland

VERSICHERUNGSBEDINGUNGEN / AUFNAHME =
PAPIERE USW. KOSTENLOS DURCH DIE VERWALTUNGS-
STELLEN ODER DIE HAUPTGESCHÄFTSSTELLE IN BARMEN.

sich rasend in die schöne Frau, er verfällt ihr so vollständig, daß er ihr, die ohne Mittel dasteht, nicht nur sein ganzes Vermögen opfert, sondern sich zuletzt auch an Geldern seiner Klienten vergreift, um ihren ungeheuren Luxus bestreiten zu können. Er muß ins Ausland fliehen, um der Strafe zu entgehen. An seine Stelle tritt der 63jährige Graf Komarowski, ein vornehmer, freigebiger Mann, der der Gräfin nach kurzer Bekanntschaft Herz, Hand und Vermögen anbietet. Sie verlobt sich mit ihm und verspricht, die Seine zu werden, wenn ihre Scheidung durchgeführt ist, ein Verfahren, das in Rußland sehr lange zu dauern pflegte. Die Gräfin fühlt nur geringe Neigung zu dem alten Bewerber, aber er ist reich. Er gibt ihr die Mittel, um ihr gewohntes Leben fortzusetzen. Im Auslande begegnet sie Prylukow wieder, dessen Leidenschaft wieder in heller Flamme auftritt. Zum erstenmal taucht in den beiden der Gedanke auf, den alten Grafen zu beseitigen und sich in irgendeiner Weise in den Besitz seines Vermögens zu setzen. Die Gräfin kehrt nach Rußland zurück, wo unmittelbar darauf ein dritter Mann in ihrem Leben auftaucht, dem sie zum Unglück werden soll: der blutjunge Student Naumow, der mit aller besinnungslosen Leidenschaft, deren ein Zwanzigjähriger fähig ist, ihr verfällt. Der bewegliche Geist des erfahrenen Rechtsanwalts Prylukow entwirft bald darauf das Mordkomplott, das ihm und der Gräfin zugleich eine Versicherungssumme von einer halben Million Rubel auf das Leben des Grafen einbringen soll. Naumows Eifersucht aber wird von der Gräfin bis zum Wahnsinn gereizt, bis er sich zur Tat entschließt. Während sie mit Prylukow in Wien in einer Theaterloge sitzt, erschießt Naumow den Grafen Komarowski in seinem Hotelzimmer in Venedig, wo der alte Mann mit Sehnsucht die Ankunft der Braut erwartet.

Der Tragödie zweiter Teil spielte sich vor den Geschworenen von Venedig ab. Naumow war auf seiner Flucht in einem kleinen italienischen Städtchen, die Gräfin und Prylukow in Wien verhaftet worden. Mehr als zweieinhalb Jahre währte die Untersuchung, ehe der sensationelle Prozeß vor sich

gehen konnte. Der junge Naumow war völlig zusammengebrochen. Er hatte sich geliebt geglaubt und mußte sehen, daß er nur ein willenloses Werkzeug in der Hand der Gräfin und eines ihm unbekanntem glücklicheren Rivalen gewesen war. Seine Liebe verwandelte sich in tödlichen Haß gegen die Verführerin, und nur Prylukow versuchte, indem er alle Schuld auf sich nahm, die Gräfin zu retten, während diese selbst ihre beiden Opfer ohne Bedenken belastete. Welche Macht diese merkwürdige Frau auch in dieser hoffnungslosen Lage auf die Herzen ausübte, beweist ein Versuch einiger junger Männer, während des Prozesses die Gräfin aus dem Gefängnis zu entführen. Die Geschworenen unterschrieben, nachdem sie sie zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt hatten, für sie ein Gnadengesuch, so daß sie tatsächlich schon zwei Jahre nach ihrer Verurteilung in Freiheit gesetzt wurde. Am schwersten büßte Prylukow, der zehn Jahre Zuchthaus erhielt, besonders milde wurde Naumow bestraft, der nur drei Jahre Gefängnis abzubüßen hatte. Da den Verurteilten die Untersuchungshaft angerechnet wurde, konnte er schon ein halbes Jahr später, an Seele und Körper gebrochen, das Gefängnis verlassen. Maria Tarnowska fand sich wunderbar in die Rolle der schönen Büsserin. Sie wurde im Frauengefängnis auf der Insel Giudecca wie eine Heilige verehrt, selbst von den Nonnen, denen die Aufsicht über sie anvertraut war. Die ungewöhnliche Frau nahm auch ein ungewöhnliches Ende. Als sie das Gefängnis verlassen hatte, begab sie sich in ihre russische Heimat zurück, und auf der Fahrt von Kiew nach Petersburg fand man sie im Schnellzuge eines Nachts erhängt auf. Man hat niemals mit Sicherheit ergründen können, ob es sich um einen Mord oder um Selbstmord gehandelt hat.

Wollte man in dem Falle der Gräfin Tarnowska, wie es damals vielfach geschah, eine Niedergangerscheinung der hohen russischen Gesellschaft sehen, die das Drama über das Interesse eines Kriminalfalles erhob, so hatte fünf Jahre vorher Italien in dem Falle Linda Murri-Bonmartini seine noch viel tiefergreifende kriminelle Sensation mit düsterem politischen und sozialen Hintergrunde ge-

*Kakao
Schokoladen
Pralinen*



Lohmann
gegr. 1852
NEUGEBAUR & LOHMANN
A. G.
IN EMMERICH A/RHEIN

habt. Auch hier stand im Mittelpunkt eine schöne Frau, Gräfin Linda Bonmartini, die junge Gattin eines jungen lombardinischen Edelmanns und Tochter eines der berühmtesten Gelehrten und Ärzte Italiens, des Professors Augusto Murri von der altberühmten Universität in Bologna. Die Ehe gestaltete sich bald unglücklich. Über die Gründe waren verschiedene Gerüchte im Umlauf.

Am 2. September 1902 fand man in seinem Schlafzimmer die Leiche des Grafen Bonmartini, der erdolcht worden war. Seine Frau befand sich damals mit ihren Kindern in Venedig. Nach dem Augenschein in der Wohnung des Grafen nahm man an, daß er von einer galanten Dame und ihren Helfern ermordet und beraubt worden war. Nach seiner Bestattung begibt sich Gräfin Linda mit ihrem Vater und ihrem Bruder Tullio Murri, einem hochbegabten politischen Schriftsteller, nach der Schweiz. Vergeblich fahnden inzwischen die Behörden nach den Mördern. Da tauchen Gerüchte auf, die immer stärkeren Widerhall finden, und die die Gattin des Ermordeten mit schwerem Verdacht belasten. Die politischen Gegner des Vaters der Gräfin schüren diese Volksstimmung mit allen Mitteln. Die öffentliche Meinung verlangt schließlich stürmisch die Verhaftung der Gräfin. Wer beschreibt die ungeheure Überraschung, als Professor Murri nach Bologna zurückkehrt und, vom Richter vernommen, eingesteht, daß sein Sohn Tullio den Grafen wegen schlechter Behandlung der Schwester zur Rede gestellt und, als dieser Linda maßlos beschimpfte, den Schwager niedergestoßen habe. Tullio sei nach Serbien geflüchtet. Die Nachforschungen der Polizei ergaben, daß die Gräfin ein Liebesverhältnis mit dem Assistenten ihres Vaters, Dr. Secchi, unterhalten habe, der mit ihr auch in Darmstadt gewesen war, wo sie das Pfeilgift Curare zu erlangen gesucht hätten (offenbar um Bonmartini aus dem Wege zu räumen). Gräfin Linda wird verhaftet, ebenso Dr. Secchi, der sich gerade zu Studienzwecken in Wien befindet. Auf die Kunde von der Verhaftung der Schwester fliegt Tullio nach Bologna, um sich selbst zu stellen. Die Zofe Lindas, Rosine Bosetti, die Geliebte Tullios, muß wegen Verdachts der Mitwisserschaft

ebenfalls ins Gefängnis. Der Prozeß, der die ganze Welt in Atem hält, währt Wochen lang. Das Schwurgericht erkennt schließlich Tullio Murri und Dr. Naldi, einen seiner Freunde, als die Mörder an und verurteilt sie zu dreißig Jahren Gefängnis, Gräfin Linda und Dr. Secchi zu zehn, die Zofe Bosetti zu sieben Jahren.

Aber sogleich erhebt sich die Frage, ob das Unheil, das durch diese Frau über so viele Menschen gebracht worden war, ihr auch wirklich als Schuld angerechnet werden könne. Der Kampf um ihre Rehabilitierung setzt die besten Geister in Bewegung: die Dichter Björnstjerne Björnson, Thomas und Heinrich Mann, namentlich aber Karl Federn setzen sich mit aller Kraft der Überzeugung für ihre Unschuld ein. Das Gebäude des Indizienbeweises, das der Staatsanwalt errichtet hat, wird erschüttert, die unterirdischen Kräfte bloßgelegt, die politischer Haß gesammelt hatte, um in seinem Kinde den verhaßten Freigeist Augusto Murri zu verderben. Die Gräfin wird aus dem Gefängnis entlassen und darf die letzten drei Jahre ihrer Strafe auf dem Gute ihres Vaters in Rapagnano verbringen. Dort heiratet sie den Erzieher ihrer Kinder, den Gymnasialprofessor Egidi. Ihr ehemaliger Geliebter, Dr. Secchi, der eben auf Ansuchen der italienischen Ärzte-Gesellschaft begnadigt werden soll, stirbt wenige Tage nach dieser Hochzeitsnachricht. Siebzehn Jahre verbringen Tullio Murri und Dr. Naldi im Kerker, ehe auch ihnen die Freiheit wieder zurückgegeben wird.

— So schreitet die Gestalt der schönen Frau durch alle Zeiten als eine der mystischen Mächte des Schicksals; mit der gleichen zerstörenden Sicherheit nimmt sie ihren Weg aus der Barbarei des Altertums in die vielgerühmte Zivilisation unserer Tage. Die Alten, die an ein Fatum glaubten, gaben der Schicksalsgöttin die Züge einer schönen Frau, und wir selbst suchen die Wurzeln der geheimnisvollen Kraft in den Urgründen der menschlichen Natur. Schicksal oder Urtrieb? Ist es nicht derselbe Glaube an ewiges Glück und ewiges Unheil? ...

Moriz Müller.



Die Cellufiber=Erzeugnisse

Deutsches Reichs=Patent

werden nach einer amerikanischen Erfindung hergestellt, die unter dem Patentschutz aller Kulturstaaten der Welt steht. Außer in Amerika sind auch in England die Erzeugnisse seit Jahren eingeführt. Sie haben ihre



großen Vorzüge gegenüber allen anderen Flechtmöbeln erwiesen und sind hochgeschätzt und beliebt. Das hat uns bestimmt, die Fabrikation dieser Neuheit in Deutschland aufzunehmen. Das zur Verwendung kommende nur einheimische Material ergibt ein feines, immer gleichmäßiges Geflecht, das nie sich auflöst und nie splittert, wie das bei gewachsenem Rohr oft schon nach kurzem Gebrauch der Fall ist. Die Wetterbeständigkeit der Cellufiber-Erzeugnisse, ihre Widerstandsfähigkeit und Dauerhaftigkeit sind bedeutend größer als bei allen



anderen Geflechtsarten. Sie vertragen Sonne und Regen gleich gut. Sie werden niemals brüchig oder wackelig. Sie sind genau so dauerhaft wie Möbel aus festem Holz. Die Cellufiber-Erzeugnisse werden nicht gebeizt, sondern hochglänzend lackiert. Ihr Lack springt nicht wie bei anderen Flechtmöbeln nach kurzem Gebrauch ab. Sie können in weiß, elfenbein, gelb, rot, blau, grün, braun, schwarz und in jeder anderen von Ihnen gewünschten Farbe geliefert werden. Den Stubenkinderwagen können Sie sogar, wenn Ihr Baby ein Mädchen ist, in rosa, wenn es ein Junge ist, in zart-hellblau erhalten. Die Farben sind vollkommen lichteht und giftfrei. Cellufiber können Sie abwaschen, im Freien mit dem Schlauch abspritzen. Form und Sta-



bilität werden dadurch nicht verändert. Die Formschönheit der Möbel zeigen die hier abgebildeten Photographien. Eine Besichtigung unserer Erzeugnisse im Geschäft wird Sie entzücken. Die Abbildungen zeigen nur einen Teil unserer Formen. Wir liefern Möbelgarnituren, gepolsterte und ungepolsterte, Tische, Sessel, Wäschepuffs und

Wäschetruhen, Rauch- und Klubtische, Hocker und vieles mehr. Cellufiber-Möbel befriedigen jeden Geschmack. Sie wirken dekorativ in eleganten wie in einfachen Räumen, gleichgültig ob es sich um Wohnräume, Vorhallen, Wintergärten oder um Cafés, Dielen und Restaurants handelt. Cellufiber-Möbel sind trotz aller dieser Vorzüge billiger als Rohrmöbel. Auf Anfrage teilen wir Ihnen gern mit, in welchem Geschäft an Ihrem Platze Sie unsere Erzeugnisse erhalten.

ALLEINIGES CELLUFIBER-WERK IN DEUTSCHLAND:

LLOYD'S CELLUFIBER A.G.

WOLFGANG / POST GROSSAUHEIM AM MAIN

MR. PARCHESTER UND DIE GÖTTER

Fortsetzung von Seite 91

den einen Gott das Wort ‚Sansibar‘ aussprechen, als wäre dies eine Mahlzeit, die ihn an eine frühere erinnere, die er weit draußen irgendwo eingenommen habe. Und wirklich war es dieses bizarre und fremdartige Wort, so beiläufig und selbstverständlich hingegagt, das ihn zuerst aufhorchen und die beiden Leute betrachten ließ.

Er blickte von einem zum andern, prüfte, verglich, den Jüngeren, einen schlanken Mann, kaum stärker als er selber, und den Älteren, ein Koloß mit den blauen Seemannsaugen, einer rebellischen Haarmähne und einem ungepflegten Bart. Der Jüngere war glatt rasiert, und zu den freundlichen Braunaugen standen die scharfgeschnittenen Linien um den energischen Mund, die von bestandenen Gefahren erzählten, in seltsamem Gegensatz. Er war soeben, wie Mr. Parchester sich zusammenreimte, von irgendeiner indischen Expedition zurückgekehrt, und er hörte ihn Tibet erwähnen und einen Ort Omati.

Dann erzählte er eine Geschichte, die seinen Kameraden sichtlich ergötzte, denn der lehnte sich im Stuhl zurück und schüttelte sich vor Lachen, und dann fing er selber an, von den Altaibergen zu erzählen, und von einem Pferd, das er dort herrenlos gefunden hatte.

Doch hatte bisher Mr. Parchester so ausgiebig hinübergestarrt und sie so deutlich mit seinen Blicken fast verschlungen, daß sie zu ihm hinüberblickten, freilich nur den Bruchteil einer Sekunde. Wurm, Unkraut, elender Pflastertreter, nicht mal mehr ein Gentleman, seit er sich so aufs Horchen verlegte... so ungefähr erschien er sich selber in der Viertelsekunde dieses Blickes, und errötend beugte er sich über seinen Teller. Dann ging drüben das Geplauder weiter, das olympische, behagliche — etwas von Wapiti oder so ähnlich klang herüber, und Mr. Parchester schob seinen Schinken beiseite und versuchte, sich seiner Pflichten gegen Mutter und Schwestern zu erinnern.

Aber war es denn seine Pflicht? Er begann ja gerade daran zu zweifeln.

Er warf noch einen verstohlenen Blick auf seine ahnungslosen Nachbarn, und was er bei ihnen sah — Kriterium ihres Standes — war Mut, war Initiative und Fröhlichkeit — sie wagten, sie selbst zu sein, ihr eigenes Leben zu leben. Sie hatten sich geweigert, Krüppel zu werden, die Schwachen der Welt zu vermehren.

„Ich habe noch nie getan, was ich wollte“, sagte er sich. „Aber nun will ich. Wenigstens glaube ich, ich will jetzt. Ja, ich muß. Es ist mein letzter Ausweg, meine einzige Hoffnung.“

Mit wankenden Knien erhob er sich auf einmal und wandte sich zitternd an die „Götter“. „Verzeihen Sie“, sagte er, „daß ich so zudringlich bin. Aber wären Sie vielleicht so freundlich, mir Glück zu wünschen?“

III.

Es war ein kritischer Augenblick. Vielleicht der kritischste in seinem ganzen unbedeutenden Dasein. Und in den nächsten zwei, drei Sekunden, während er vor den „Göttern“ stand, fühlte Mr. Parchester die Wagschale seines Geschickes schwanken. Aber nach einem kurzen, amüsierten Schweigen der Überraschung — nach einem Augenblick kritischer Musterung — sagte der Jüngere: „Aber gewiß!“, und der mit dem Bart: „Glückauf!“, und sie tranken ihm gutmütig und sogar freundlich zu. Als Mr. Parchester ein paar Minuten später auf dem Pflaster stand, fühlte er, daß er für einen kurzen Augenblick ihnen kameradschaftlich nahe gewesen war, er wußte, dieser Augenblick war nun vorbei und würde nicht wiederkommen. Aber sein Glanz blieb zurück, und er wollte dessen würdig sein, ja, das wollte er.

Und als er nun darüber nachdachte, war es geradezu erstaunlich, wie ihm alles zu Hilfe kam, angefangen von dem warmen, heiteren Tage selbst bis zu einer netten jungen Frau, die schwach nach Veilchen roch und ihn zufällig mit einem entschuldigenden Lächeln angestoßen hatte.

„Ja, ich will den Nachmittag wahrnehmen“, sagte er. „Schließlich ist nichts zu tun, nichts, was nicht einen Tag warten könnte.“

Und damit kehrte er nach Kingsway, wo seine Bureauräume lagen, zurück und stieg die Treppe hinauf bis zu dem Zimmer, in dem er arbeitete.

Es war ein kleines Zimmer, das er mit noch drei andern Kollegen teilte; doch war es jetzt leer, nur ein älterer Bote war da, der das Feuer bewachte. Mr. Parchester ging an sein Pult, nahm die Papiere, schloß sie weg und gab dann dem Boten seine Absicht kund, für diesen Nachmittag nicht wiederzukommen.

„Sagen Sie es bitte Mr. Pawle“, sagte er. „Und sollte er etwas Dringendes von mir wollen, so möchte er bei mir zu Hause anrufen, um 6 Uhr.“

Mr. Parchester errötete leicht, es war das Unkorrekteste, was er seit seinem Eintritt bei der Firma — mit 24 Jahren — getan hatte. Aber das kümmerte ihn nicht, er war nur ein bißchen erstaunt, als er sah, wie ruhig seine Eröffnung aufgenommen wurde.

Zunächst noch von dem Segensspruch der „Götter“ erfüllt, wanderte er zuerst einmal ziellos einher und atmete mit vollen Lungen die frische Luft. Aber instinktiv wandte er sich westwärts, fort von den Banken und Bureaus. Der Tag war zu köstlich, der Himmel gar zu verführerisch, und einen Autobus heranwinkend, der nach Hampstead Heath unterwegs war, kletterte er auf einen Verdecksitz und stand bald auf dem weichen Rasen. Da es innerhalb der nächsten 2 $\frac{1}{2}$ Stunden schwerlich dunkel werden würde, beschloß er, die Heide zu durchschweifen, wie er sie nie zuvor durchschweift hatte, erst quer nach Highgate, dann zurück zum spanischen Wirtshaus zu wandern und dann westlich dem waldigen Ausgang zu. Und so befand er sich gegen 1 $\frac{1}{2}$ Uhr bei Jack Straws-Castle, und ein paar Minuten später stand er vor dem roten Ziegeldach eines kleinen Landhauses aus Wilhelms IV. Zeit, das jetzt als Teestube eingerichtet war.

Verlangen Sie.



Clarfeld-Bestecke

in Alpacca-Silber und Alpacca mit der Ankermännchen-Marke sind das Beste, was auf diesem Gebiet erzeugt wird. Sie sind in einfachen glatten Mustern bis zu den feinsten künstlerisch ausgeführten Modellen lieferbar.

Eine Zierde für jeden Haushalt!

Zu beziehen
durch Fachgeschäfte

„Ich bin hungrig“, dachte er, aber bevor er einen Platz gefunden hatte, überfiel ihn der Gedanke an die Feuerprobe, die er um 6 Uhr zu bestehen haben würde, und nahm ihm den Appetit. Denn obwohl er sich fest vorgenommen hatte, sich unter gar keinen Umständen zwingen zu lassen, Miß Pond zu heiraten, so hatte er es doch an diesem sonnig-schönen Nachmittag vermieden, darüber nachzudenken, durch welche Maßnahmen er das umgehen wolle. Nun aber mußte er sich entscheiden. — In dem neuen Lande seiner Freiheit, das er erobern wollte, war dies das erste zu überwindende Hindernis, und er fühlte sich elend allein und unerfahren.

Er kaute an seinem Kuchen, ohne auf seine Umgebung zu achten. Natürlich konnte er einfach über Nacht fortbleiben und am andern Morgen alles erklären. Aber irgendwie sträubte sich sein Gewissen gegen diese Idee, und er hatte auch dem Boten gesagt, er wäre um 6 Uhr zu Haus — ein reiner Bluff eigentlich, denn noch niemals während seiner Bureautätigkeit hatte man es für nötig befunden, telephonisch bei ihm anzufragen. Dann stellte er sich Miß Pond vor mit ihrem dicken, hübschen Gesicht, ihrem mächtigen Kinn und herrischen Blick und mit jenem furchterregenden Gelüsten, Frau Soundso zu werden, und wäre es nur Frau Parchester. Er strich sich über die Stirn. Und er schüttelte noch über sich selbst den Kopf, als er auf einmal genötigt war, aufzublicken und seinen Stuhl etwas beiseite zu schieben, damit irgendeine Person neben ihm aufstehen konnte.

„Also, leb' wohl“, sagte diese zu jemandem gegenüber, und als Mr. Parchester seinen Platz wieder eingenommen hatte, sah er, daß ihre zurückbleibende Gefährtin, die sich gerade eine frische Zigarette angezündet hatte, noch mit ihrer Tasse spielte.

Er blickte sie zuerst geistesabwesend an, während er noch an Miß Pond dachte, dann aber immer aufmerksamer — ein kleines Fräulein mit ernstem Gesicht, klaren Augen und einem Bubenkopf mit kurzgeschnittenem, dunklem Haar.

„Ja“, dachte er, „du bist weit eher die Art Frau, die ich gern heiraten möchte.“

Dann merkte er mehreres zugleich: erst einmal, daß er das, was er glaubte, im stillen gedacht zu haben, laut gesagt hatte; dann, daß man das als etwas Ungewöhnliches vermerken dürfte; drittens aber, daß kein vernünftiger Mensch es doch als ungebührlich empfinden könnte. Deswegen entschuldigte er sich nicht, und nach einem kurzen Augenblick des Schweigens lächelte ihn das Mädchen an.

„Das ist sehr freundlich von Ihnen“, sagte sie. „Da ich aber das Vergleichsobjekt nicht kenne, so ist es für mich ein wenig schwierig, einen Rat zu erteilen.“ Ihre Augen trafen sich für einen Augenblick, einen ziemlich bedeutsamen Augenblick. „Ich bin ja eine Null und außerdem schon 43.“ Das Mädchen erwiderte nichts, wenigstens nicht mit den Lippen.

„Ich glaube, meine Geschichte würde Sie ziemlich langweilen.“

Das Mädchen streifte ihre Zigarettenasche ab.

„Nun, fangen Sie doch an“, sagte sie. „Ich werd' schon sagen, wenn es mich langweilt.“

Zehn Minuten später sah er auf die Uhr: „Ja, das ist alles“, meinte er, „und nun muß ich gehen und es durchfechten.“

„Oh, das wird ganz einfach sein“, sagte sie. „Sagen Sie, Sie müßten sich schleunigst umziehen, weil Sie einem netten Mädchen versprochen haben, mit ihm ins Theater zu gehen.“

Mr. Parchester starrte sie an. „Aber das ist doch nicht wahr“, sagte er.

„Warum nicht“, erwiderte sie, „es klingt doch nicht unglaublich?“

Einen Moment überdachte er die Situation...

„Wie heißen Sie?“ fragte er plötzlich.

„Shirley Brown“, sagte sie. „Ich bin aus gutem Hause, mein Vater ist Arzt, ich bin Kunstgewerblerin, mache Spielzeug.“

„Wo wohnen Sie?“ fragte er weiter.

„Hier um die Ecke“, sagte sie. „Und ich hab' gerade ein neues Kleid bekommen, das ich noch nie angehabt hab'.“

Schattenhaft über ihre Schulter hinweg lächelten die Götter Mr. Parchester zu.

„Dann werden wir also um 1/28 Uhr bei Battista essen“, sagte er.

Ganz Deutschland

wird über diese
Qualität erstaunt sein!



Jedermann, der „Schwan im Blauband“ versucht, wird zu der Überzeugung kommen, niemals etwas Ähnliches gekostet zu haben.

„Schwan im Blauband“ verdankt ihr gutes Gelingen nicht etwa einem Zufall, sondern jahrelangen systematischen Versuchen. Sie können sich selbst hiervon überzeugen, indem Sie ein Paket der Feinkostmargarine „Schwan im Blauband“ kaufen. Schon beim Öffnen werden Sie von dem herrlichen Aroma entzückt sein.

Preis 50 Pf. das Halbpfund
in der bekannten Packung.

Schwan im Blauband

frisch
gekirnt

IV.

Es war 5 Minuten nach 6 Uhr, als Mr. Parchester in Manchester Square ankam, doch, obwohl er sich verspätet hatte, merkte er gleich, daß wohl Weisung gegeben worden war, ihm besonders aufmerksam zu begegnen. Das merkte er schon an dem Benehmen des Stubenmädchens, das die Tür öffnete.

„Fräulein Emilie und Fräulein Pond sind im Wohnzimmer“, sagte sie, „und Frau Parchester und Fräulein Edith in der Bibliothek.“

Mr. Parchester nickte. Sein Puls, fühlte er, ging rasend. Aber er versuchte gleichmütig dreinzusehen, als er Mantel und Hut ablegte. Auf dem Wege nach oben traf er Alice.

„Du kommst ein bißchen spät, nicht wahr?“

Seine Lippen waren ganz trocken, aber er feuchtete sie an: „Ja, ich war in Hampstead“, sagte er. „Ich hatte mir diesen Nachmittag frei genommen.“

Der Schatten eines Lächelns huschte um ihren Mund.

„Und zum Essen bin ich nicht da. Ich geh' mit einer Bekannten ins Theater.“

Er sprach so gleichgültig, wie er konnte, und versuchte, die Treppe weiter emporzusteigen. Doch seine Schwester faßte ihn an der Schulter und drehte ihn zu sich herum.

„Was meinst du damit“, sagte sie. „Wovon redest du denn? Weißt du überhaupt nicht, was sich gehört?“

Und gerade in diesem Augenblick meldete das verdrießliche Stubenmädchen, daß er am Telephon gewünscht werde.

„Entschuldige mich“, sagte er. Aber Alice hielt noch seinen Arm fest.

„Wer will dich sprechen?“ fragte sie. „Ist das eine abgekartete Sache?“

„Ich weiß nicht“, erwiderte er, „laß mich lieber los, daß ich nachsehe, was es gibt.“

In Gegenwart des Stubenmädchens ließ sie ihn los. Als er den Hörer des Telephons abnahm, hörte er die Stimme seines Abteilungsleiters. „Hier ist Pawle“, sagte er. „Was ist los mit Ihnen?“

„Mir war nicht gut, deswegen bin ich nachmittags nicht gekommen.“

„Ja, wir brauchten Sie gerade“, sagte Mr. Pawle, „wegen der Landankäufe in Tasmanien.“

„Das tut mir leid“, sagte Mr. Parchester. „Was ist damit?“

„Da waren ein oder zwei Punkte, die Sir Eric noch unklar waren, und er geht morgen früh auf eine Geschäftsreise hinüber.“

Mr. Parchester erblaßte leicht. Sir Eric war der erste Ingenieur der Firma, der die Gesellschaft in Tasmanien vertreten sollte.

Es entstand eine kleine Pause, dann fing Mr. Pawle wieder an: „Könnten Sie ihn heute abend mal aufsuchen?“

„Ja, die Sache liegt so, daß ich heute abend mit einer Dame ins Theater will und um halb acht bei Battista esse.“

Wieder eine Pause. Dann sagte Mr. Pawle, Sir Eric wolle ihn selber sprechen.

Eine andere, kräftigere Stimme ertönte am Apparat: „Guten Abend“, sagte er, „ich möchte nicht Spielverderber sein. Aber könnten Sie mir eine halbe Stunde schenken?“

„Um wieviel Uhr?“ fragte Parchester.

„Sagen wir um dreiviertel sieben im Quarendon-Klub, St. Jamesstreet?“

„Gut“, sagte Mr. Parchester, „ich werde da sein.“

Das geht, dachte er, die Sache klappt heute, glaube ich. Dann ging er die Treppe hinauf. Alice war verschwunden. Aber er fand sie im Wohnzimmer, wo sie in der Zeitung blätterte. Emilie und Miß Pond saßen am Kamin. Er ging durch das Zimmer und sagte guten Abend.

„Es tut mir sehr leid“, sagte er, „daß ich fort muß. Aber ich muß Sir Eric Holt in einer halben Stunde treffen. Und danach bin ich fürs Theater verabredet. Es tut mir sehr leid, aber wenn Sie gestatten, gehe ich jetzt und kleide mich um.“

Das Feuer im Kamin brannte gut, aber eine eisige Atmosphäre war plötzlich im Zimmer. Er bemerkte zwei rote Flecken auf Miß Ponds Backen.

„O bitte, halten Sie sich nicht auf“, sagte sie.

Keiner von den andern sagte sonst ein Wort, obgleich kaum ein Zweifel darüber

möglich war, was sie eigentlich hätten sagen wollen.

Also verbeugte sich Mr. Parchester und ging eilends aus dem Zimmer; aber als er 20 Minuten später in einem Taxameter saß, fühlte er sich sonderbar leicht und sogar mit sich zufrieden und hatte einen klareren Kopf als schon seit langem. Nun, wo der Stein ins Rollen kam, nicht nur seiner eigenen Familie gegenüber, sondern anscheinend auch bei der Runcorn Electric Company, waren, wie es ihm schien, die Götter herabgestiegen und weilten ihm ständig zur Seite. Und für sie konnten wohl keinesfalls weder Mr. Pawle noch Sir Eric Holt irgend etwas Beängstigendes haben, und sogar der Präsident der Gesellschaft, Lord Runcorn, war ein Mitmensch aus Fleisch und Blut und sonst nichts. Sogar als er allen dreien in einer ruhigen Ecke des Rauchzimmers im Klub gegenüber saß, fühlte sich Mr. Parchester erstaunlich ruhig. Wirklich, er mochte Sir Eric's Blick gern, und auch Lord Runcorn, den er bisher nur immer von weitem gesehen hatte, war in der Nähe gar nicht so schrecklich, ein alter Herr wie viele andere, etwas runzelig und sehr höflich.

„Es tut mir leid, daß ich Sie gestört habe“, sagte Sir Eric. „Nehmen Sie diesen Stuhl hier. Aber ich hörte, Sie kennen die ganze Materie von A bis Z.“

Ja, die kannte er. Mr. Parchester lächelte. Das hatte er alles durchgeackert bis zum Überdruß. Jetzt aber, wie er sich so zurücklehnte und über all die tausend Kleinigkeiten Bescheid wußte, war er fast mit den endlos öden Stunden, die sie ihn gekostet hatten, ausgesöhnt. Denn auf Sir Eric's hervorsprudelnde Fragen kamen sie eine nach der andern ihm wieder so treulich ins Gedächtnis, daß sie sogar interessant wurden.

Dann stellte Lord Runcorn, der sich bis dahin schweigend verhalten hatte, eine kurze Frage an ihn, die er beantwortete, und Mr. Parchester, als er sah, daß es 20 Minuten nach sieben war, erhob sich, um zu gehen.

„Es tut mir riesig leid“, sagte er, „aber ich darf nicht zu spät kommen.“

Sir Eric lächelte Lord Runcorn zu. „Richtig“, sagte er, „eine Frau soll man nicht warten lassen. Eine der ersten Lebensregeln!“

Geeben erschien:

ROBERT WALSER

Die Rose

Mit einer Umschlaglithographie
von Karl Walser

Geheftet M 4.— / Gebunden M 6.—

*

Inmitten einer Welt gehetzter Menschen und rasender Maschinen blüht Robert Walsers Kunst in gartenhafter Schönheit. Der Dichter hat auch in seinen reifsten Schöpfungen die heilige Naivität der unmittelbaren Anschauung bewahrt, die beseelte Anmut, die feine Schelmerei. Im Spielerischsten ist er voll heimlicher Bedeutung, im Tiefsinn kindlich. Seine Prosastücke sind organisch, rätselhaft, selbstverständlich wie Blumen.

*

Durch jede
gute Buchhandlung zu beziehen.
Wo keine Buchhandlung erreichbar, auch
direkt durch den

ERNST ROWOHLT VERLAG
BERLIN W 35

Dennoch kam er ein paar Minuten zu spät, weil er auf dem Wege zu Battista rasch zwei Logenplätze zu der neuen Revue „Das beste aller Mädel“ gekauft hatte. Aber als er Shirley traf, zeigte sie keinerlei Empfindlichkeit, und sie begrüßten sich wirklich wie zwei Kameraden, die sich erst vor kurzem getrennt hatten. „Und wie geht's?“ fragte sie. Doch nachdem sie aufmerksam zugehört hatte, nickte sie nur wortlos und meinte dann, er müsse sich nun zunächst mit dem Essen etwas beeilen, das sie übrigens ausgezeichnet fand.

„Das beste, was ich je gegessen“, sagte Mr. Parchester.

Dann fuhren sie ins Theater, und nach dem ersten Akt bat ihn Shirley, hinauszugehen und draußen eine Zigarette zu rauchen, und während er das ein wenig widerstrebend tat, klopfte ihm jemand gutgelaunt auf die Schulter. Es war war Sir Eric in tadellosem Abendanzug.

„Sie denken, ich verfolge Sie, was?“ sagte er. „Aber ich bin gerade eben hereingeschneit. Und als Sie fort waren, fiel mir noch etwas anderes ein. Sehen Sie, diese Bauflächen sind doch beschnitten worden. Na und wie steht's nun mit der Schienenkalkulation von Smerdons?“

Mr. Pawle trat hinzu, der Sir Eric ins Theater begleitet hatte, und sie sprachen noch etwa fünf Minuten, nachdem der Vorhang schon aufgegangen war.

„Tut nichts“, sagte Sir Eric. „Es ist ja eine Bilderschau. O ich vergaß, Sie haben ja eine Dame bei sich.“

Parchester schlängelte sich zu seinem Platz durch, entschuldigte sich bei Shirley und berichtete ihr, was ihn zurückgehalten hatte.

„Das ist fein“, flüsterte sie, „ich glaube, der Himmel schickt uns Verstärkung! Das ist immer so, wenn man um eine gute Sache kämpft.“

Wie stark ihre Sache aber noch werden sollte, das ahnte keiner von beiden, bis nach dem zweiten Akt Mr. Pawle ihm zuwinkte.

„Hören Sie,“ sagte er, „Sir Eric möchte Sie mit nach Tasmanien nehmen. Könnten Sie sich einrichten, Sonnabend über acht Tage zu fahren?“

V.

Es war dreiviertel ein Uhr nachts, als Mr. Parchester — wenigstens war ihm so, als sei er es noch selber — nach Manchester Square zurückkehrte. Aber seine Mutter und Schwestern waren noch auf und erwarteten ihn im Wohnzimmer. Seiner Mutter Stimme forderte ihn auf, hereinzukommen. Er trat langsam ein und blickte sie an. Das waren also die Vier, dachte er, vor denen er stets gezittert hatte, diese vier herrschsüchtigen, unglückseligen Tyrannen!

Nun sagte die Mutter: „Was hast du zu sagen?“

Ja, was hatte er zu sagen? Er war ein Hundsfott, wenn er es wußte... Er hätte nur etwas von einer völlig sinnlosen Lebensführung stammeln können, für die er — vielleicht — auch zur Hälfte selbst verantwortlich war.

„Ja,“ sagte Emilie, „das hätten wir gern gehört.“

Alice und Edith saßen nur da und sahen ihn an. Und doch sah er deutlich, wie sich etwas wie das Vorgefühl einer nicht wieder gutzumachenden Enttäuschung über ihre Gesichter breitete. Er zündete sich eine Zigarette an.

„Es tut mir leid, daß alles etwas plötzlich kommt,“ sagte er, „aber ich gehe für die Gesellschaft nach Tasmanien. Ich werde wahrscheinlich sechs Monate fortbleiben, und wenn ich wiederkomme, werde ich mich hoffentlich verheiraten.“

Ungefähr zwölf Sekunden lang herrschte Totenstille. Dann sagte Emilie etwas heiser: „Und wen beabsichtigst du zu heiraten?“

„Brown heißt sie, kein bekannter Name, — und Geld hat sie auch nicht!“

*

(Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von H. Hirschbach.)

Der „Uhu“, das neue Ullstein-Magazin, erscheint monatlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale. — Anzeigenpreise nach Tarif. — Herausgeber: Peter Pfeffer. — Verantwortlicher Redakteur: Walter Zadek, Berlin. — Für die Anzeigen: Günther Leue, Berlin-Wilmersdorf. — In Oesterreich für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Unverlangte Einsendungen können nur zurückgesandt werden, wenn Porto beiliegt. — Verlag und Druck: Ullstein, Berlin SW, Kochstraße 22–26.

Soeben ist erschienen:

Das Mirakel der Wölfe

Roman von H. Dupuy-Mazuel

Berechtigte Uebersetzung von N. Collin

Broschiert 3,50 RM, in Ganzleinen Geschenkband 5,- RM

Louis VII. von Frankreich ist in beständigem Kampfe mit seinem Vetter Karl dem Kühnen von Burgund. Ein reizender Roman zwischen dem Polenkinde von Louis, Jeanne Fouquet und dem Milchbruder Karl des Kühnen Robert Cottereau, spielt in diese Kämpfe hinein. Unsere liebe Frau errettet Jeanne durch „Das Mirakel der Wölfe“.

Erscheint als Weltfilm der Ufa

Die herrlichen Bilder, die der Roman hat, sind in einem Film dargestellt worden, und diese Darstellung, die mit zu dem Schönsten, was das Kino bietet, gehört, wird, nachdem sie in Paris und London außerordentliche Erfolge hatte, bald in Berlin ihren Einzug halten.

Der Film wird über alle großen
Lichtbildbühnen Deutschlands
gehen

In allen Buchhandlungen und den Kiosken erhältlich

KURT EHRLICH, VERLAG
BERLIN SW 61



Nicht feuergefährlich. Absolut geruchlos. Nicht elektrisch

Man achte beim Einkauf stets darauf, daß der Artikel selbst oder die Verpackung die Qualitätsmarke Galalith (eingetragene Schutzmarke) trägt

Internationale Galalith-Gesellschaft Hoff & Co.
Bostelbeck & Harburg w/ Harburg/Elbe